
Märchen – erlebte und gelebte Erziehung

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der
Philosophischen Fakultät
der
Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Bonn

vorgelegt von
Rose Marie Feyen-Mülhausen
aus
Köln-Weiden

Bonn 2011

Gedruckt mit der Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Zusammensetzung der Prüfungskommission:

Vorsitzender: Prof. Dr. Norbert Hilgenheger

Betreuer und Gutachter: Prof. Dr. Wolfgang Baßler

Gutachter: Prof. Dr. Volker Ladenthin

weiteres prüfungsberechtigtes Mitglied: Prof. Dr. Werner Gephart

Tag der mündlichen Prüfung: 13. April 2011

Inhaltsverzeichnis

1. Einführung	4
1.1 Märchen und ihre Stellung im Alltag	4
1.2 Märchen im Spiegel der bisherigen Forschung	7
1.3 Einige grundlegende Überlegungen zum Wesen, zur Funktion und zur Bedeutung der Fantasie sowie der Intuition und des Gefühls für die menschliche Erfahrung und Lebensgestaltung	20
1.4 Die zentrale Bedeutung der Fantasie für das kindliche Erleben	31
1.5 Mögliche Einwirkungsweisen des Märchens auf das kindliche Fantasieleben	35
1.6 Methodenfragen	40
1.7 Einige Bemerkungen zur pädagogischen Einordnung des Themas: Märchen - erlebte und gelebte Erziehung	47
2. „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren“ oder wie das „Teuflische“ zur Förderung der Einsicht beitragen kann, denn „Le donne ne sanno una di più del diavolo“, aber auch „....das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“	52
3. „Der treue Johannes“ oder „Sei getreu bis in den Tod“	71
4. „Die ungleichen Kinder Evas“ oder „Bei Gott gibt es ja kein Ansehen der Person“, aber auch „All animals are equal, but some animals are more equal than others“	94
5. „Jorinde und Joringel oder „The mystery of love is greater than the mystery of death“	104
6. „Der Arme und der Reiche“ oder „Quisque suos patimur manis“	121
7. „Der gestiefelte Kater“ oder „Mundus vult decipi, ergo decipiatur“	136
8. „Doktor Allwissend“ oder „Denn die Söhne dieser Welt sind ihresgleichen gegenüber klüger als die Söhne des Lichtes“	154
9. „Die Gänsemagd“ oder „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt“	164
10. „Fundevogel“ oder „Omnia vincit amor“	179
11. „Das tapfere Schneiderlein“ oder „The better part of valour is discretion“	187
12. „Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich“ bzw. „noblesse oblige“, aber auch „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“	206
13. „Der Meisterdieb“ oder die Kunst des „corriger la fortune“	226
14. Schlussbetrachtungen	244
Literatur	255

1. Einführung

1.1 Märchen und ihre Stellung im Alltag

„Es war einmal...“ – bekanntlich fangen viele Märchen mit dieser Redewendung an, sie ist nahezu jedem vertraut und wird bei vielen Gelegenheiten zitiert, ebenso wie die Schlussformel „und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch“¹. Dieser Anfang und diese Schlussformel werden sogar oft genug als „geflügeltes Wort“ benutzt, um Formen von einer imaginierten Wirklichkeit oder irrealen Vergangenheit und/oder einer möglichen, nicht auslotbaren Zukunft zu bezeichnen. Dies ist nicht der einzige Hinweis darauf, dass Märchen auch in unserem Alltagsleben eine wichtige Stellung haben und deshalb in uns lebendig sind.

Sieht man sich noch weiter um, so wird man leicht feststellen, wie viele Märchenmotive in unserem Alltag präsent sind: wenn es schneit, reden wir davon, dass „Frau Holle ihre Betten ausschüttelt“. Hat ein junges Mädchen schwarze Haare, einen weißen Teint und rote Wangen, so nennen wir es ein „Schneewittchen“ und das Märchen „Hans im Glück“ hat uns diesen Titel als Zitat für jemanden gegeben, der geschäftlich bzw. im Leben womöglich nicht besonders tüchtig ist, dem aber trotzdem, überraschenderweise mit „leichtem Sinn“ sein zufriedenes Gemüt erhalten bleibt, d.h. sein Leben gelingt. Oftmals bezeichnen wir auch jemanden, der zwar nur mit bescheidenen Gaben ausgerüstet ist, jedoch mit „harmlosem“ Mut sein Leben anpackt, als „tapferes Schneiderlein“. Auch ist der Ausdruck „Aschenputtel“ eine häufig gehörte Wendung für einen Menschen, der unterprivilegiert leben muss und mit unwürdigen Arbeiten belastet wird, aber im weiteren Verlauf seines Lebens zu Liebe und Glück gelangt. Dieser sprichwörtlich gewordene Gebrauch von Märchen, ihren Titeln oder darin enthaltenen Aussprüchen lässt sich nahezu beliebig lange fortsetzen.

¹ Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen. Ausgabe letzter Hand.* Hrsg. von Heinz Rölleke. Stuttgart, 1997. S. 263. In diesem verbindlichen Original, finden sich z.B., wie oben zitiert, u.a. in „Fundevogel“, die Anfangsfloskel „Es war einmal...“ (261) und zugleich die Endfloskel „...und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.“ (263) Auch in Ludwig Bechsteins Märchen sind gedanklich ähnliche Versionen der Anfangs- und Schlussformeln zu finden. Bei Max Lüthi (*Das Volksmärchen als Dichtung. Ästhetik und Anthropologie.* 2., durchges. Aufl. Göttingen, 1990.) findet man jedoch auch die Formel „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute“, diese jedoch scheint mehr dem mündlichen Erzählbereich anzugehören.

Auch Figuren wie die des „bösen Wolfes“, der Hexen, Feen und Elfen, Zauberer, Prinzen und Prinzessinnen sind in unserer Alltagswelt oft genug gegenwärtig; so z.B. in der sprichwörtlichen Redewendung vom „Wolf im Schafspelz“, von der „bösen/guten Fee“ oder dem „edlen Prinzen“. Wenn auch der Wolf seit etwa 250 Jahren in Westeuropa kaum noch beheimatet ist und ebenso wie die „gute Fee“ oder die Hexe schon lange dem Sprichwortbereich angehört, sind Redewendungen wie „märchenhaft“ bzw. „das ist ja wie im Märchen“ fast täglich zu hören.

Märchen gehören schon seit langem zum Alltagskulturgut, ähnlich wie bestimmte Novellen, Balladen und Mythen². Auch im Aberglauben finden sich den Märchen entlehnte, sprichwörtlich gewordene Zitate, so etwa die Redewendung von der „schwarzen Katze“ oder dem „weißen Raben“³. Es gibt aber auch „moderne Märchen“, z.B. in so genannten Kultfilmen, die alte Märchenmotive wieder aufgreifen oder sogar in so genannten „Märchen für Erwachsene“, wie z.B. „Casablanca“, mit zum Teil sprichwörtlich gewordenen Redewendungen („As time goes by“, „Schau mir in die Augen, Kleines!“) oder aber auch, wie in „Pretty Woman“.⁴

Obwohl das Märchen schon oft genug totgesagt wurde oder auch als „unmodern“ oder „überholt“ oder als „pädagogisch bedenklich“ eingestuft wurde⁵, scheint es doch nicht „totzukriegen“ zu sein. Rein äußerlich gesehen zeugt davon schon die Fülle der Märchenproduktionen in den Medien: Ton-Kassetten, CDs und DVDs. Märchenfilme sind vor allem im Kinderkanal (Kika), aber auch in anderen Sendern, die sich auf Kinderthemen spezialisiert haben, nahezu täglich zu finden, vermehrt natürlich an Feiertagen, u.a. als Weihnachtsmärchen. Aber auch in Form von Comics wird nahezu alles, „was das Herz begehrte“, angeboten. Außerdem

² Vgl. Barthes, Roland: *Mythen des Alltags*. 1. Aufl. Frankfurt/M., 2004.
Ähnliches gilt hier u.a. auch für Goethes „Der Zauberlehrling“, Schillers „Die Kraniche des Ibykus“ oder „Das Lied von der Glocke“ usw.

³ Vgl. Bächtold-Stäubli, Hanns (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Berlin, 1987. Bd. 4 (1931/1932), S. 1107-1133. Bd. 7 (1935/1936), S. 447-459.

⁴ Dilthey, Wilhelm: „Goethe und die dichterische Phantasie“. In: *Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Vier Aufsätze von Wilhelm Dilthey*. Leipzig, 1906.

⁵ Siehe bereits die Kritik der „Zwanziger Jahre“ an den Märchen, vor allem wegen ihrer Unmoral. Zu dieser Kritik kam das Verbot der englischen Besatzer (nach dem Zweiten Weltkrieg), die Grimm'schen Märchen wegen ihrer Grausamkeit in offiziellen Bereichen (z.B. in der Schule) zu gebrauchen. Aber auch die „Erziehungs“kritik der „68er“ im vorigen Jahrhundert verbalisierte diese Ablehnung. Man wollte ein künstlich gewaltfreies, idealisiertes, „samtweiches“ Umfeld haben, „ohne Pflichten“, „frustrationsfrei“, aber mit vielen Rechten für die Kinder. Märchen hießen damals wie heute den Mord, das Lügen, unanständige Raffinesse, das Betrügen, das Brechen von Versprechen oft gut, wie in vielen leicht zu sehen ist.

gibt es schon seit längerer Zeit reich illustrierte Märchenbücher, anspruchsvoll, sozusagen für Jung und Alt. Auch hier kann als Fazit gesagt werden, Kinder – eigentlich alle Menschen – brauchen nicht nur Märchen, sondern sind *eifrige Leser und Zuschauer von Märchen, mehr als je zuvor.*⁶

Dies alles sollten schon Hinweise genug sein, um die These vertreten zu können, dass Märchen nach wie vor eine große Bedeutung haben – nicht nur für die Alltagskultur, sondern vor allem auch für das kindliche Leben und Erleben. Die Frage, warum dies so ist – für manche ein erfreulicher, für manche aber auch ein ärgerlicher Tatbestand – ist seit längerer Zeit auch Gegenstand verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen und deren Forschungen: der Volkskunde, der Soziologie, der Psychologie, der Literaturwissenschaft, der Philosophie und nicht zuletzt und vor allem der Pädagogik, als dem Fach, das sich u.a. auch mit der Bedeutung der Märchen für die Kindererziehung beschäftigt. Märchen sind also schon seit längerer Zeit Forschungsgegenstand aus den verschiedensten Perspektiven und – bei aller Unterschiedlichkeit der Ansätze: Es ist auch heute nahezu unbestritten, dass Märchen, ähnlich wie Mythen, Sagen und Legenden, von großer Bedeutung für die Kultur im Allgemeinen, aber auch für das kindliche Leben im Besonderen sind.

Die vorliegende Arbeit lässt die allgemeinen kulturellen Aspekte außer Acht und konzentriert sich auf die Bedeutung der Märchen für das kindliche Erleben und die kindliche Entwicklung und Erziehung. Dabei hat die Psychologie, insbesondere die Tiefenpsychologie, schon seit Jahrzehnten immer wieder darauf aufmerksam gemacht, dass es große Entsprechungen zwischen dem Seelenleben des Kindes und der Erzählweise der Märchen gibt. So wichtig die Befunde und auch die Ergebnisse dieser Forschungen und Überlegungen sein mögen – sie werden auch im Rahmen dieser Untersuchungen eine entsprechende Rolle spielen – so sehr haben sie doch *die Frage nach der Bedeutung der Märchen für die Erziehung noch kaum behandelt oder gar in den Mittelpunkt gestellt.* Die hier vorgelegte Arbeit hat sich infolgedessen zur Aufgabe gemacht, die möglichen *Erziehungaspekte* der Märchen unter den verschiedensten Gesichtspunkten genauer herauszuarbeiten.

⁶ Auch im Kasperletheater und in solchen Kinderserien im Fernsehen wie der „Augsburger Puppenkiste“, der „Sesamstraße“, den „Muppets“ usw., überall zeigen sich Märchenmotive und so manche gehören seit Jahrzehnten zu den festen Kinderprogrammen.

1.2 Märchen im Spiegel der bisherigen Forschung

Zwar gibt es seit ca. hundert Jahren eine relativ umfangreiche wissenschaftliche Literatur über das Thema „Märchen“, sieht man aber genauer hin, so zeigt sich, dass das Märchen im Vergleich zu anderen Themenbereichen noch ein recht junger Zweig der Wissenschaft ist. Auch wird dem Märchen von den jeweiligen o.g. Wissenschaften kein besonders großes Augenmerk geschenkt. So ist z.B. in der Germanistik überwiegend ein Schwerpunkt sowohl in der klassischen als auch in der neueren und aktuellen Literatur zu sehen, aber kaum im Bereich der Märchen.

Das ist allein schon rein quantitativ an der Zahl der zu diesem Thema veröffentlichten Forschungsliteratur abzulesen. Ebenso ist auch die Zahl der Literaturwissenschaftler, die einen Schwerpunkt in der Märchenforschung haben, doch sehr begrenzt; in Deutschland sind hier als führend bisher lediglich Heinz Rölleke und Lutz Röhricht zu nennen. Ähnliches gilt wohl auch für die jeweiligen Bereiche der Psychologie, Soziologie, Ethnologie und erst recht für die Philosophie und die Pädagogik.

Bereits 1909 beklagt Gustav Friedrichs den Tatbestand, dass die Bedeutung der Märchen lange Zeit stark unterschätzt wurde⁷. Sieht man darüber hinaus weiter zurück in die Geschichte der Märchenforschung, so wird dies noch deutlicher: Eine *empirische* Märchenforschung gibt es erst seit und mit den Forschungen der Brüder Grimm, wenn auch zunächst in deren Gefolge noch sehr spärlich⁸. Tiefergehende Überlegungen über die Bedeutung des Märchens für den Werdegang des Menschen oder gar der Menschheit wurden jedoch mit Herder und Schelling schon drei bis vier Jahrzehnte vor den Brüdern Grimm angestellt. Herder und Schelling wandten sich allerdings mehr im Rahmen ihrer

⁷ Vgl. dazu Friedrichs, Gustav: *Grundlage, Entstehung und genaue Einzeldeutung der bekanntesten germanischen Märchen, Mythen und Sagen*. Leipzig, 1909. Vorwort, S. I*: „Unsere [...] Märchen [...] haben immer noch nicht die Beachtung gefunden, welche sie nach ihrer Bedeutung für Vergangenheit und Gegenwart verdienen. Die [...] Ansicht, daß [...] alle Märchen fast nur reine Phantasiegebilde seien, und der Mangel an einer allgemein anerkannten und auf alle Einzelheiten Rücksicht nehmenden Deutung hat das zum größten Teil verschuldet. [...] Märchen [...] sind die ältesten uns überlieferten Geisteserzeugnisse der Menschheit [...]. Daß dieser Einfluß größer ist, als man bisher angenommen hat, beweisen die neuesten Forschungen auf geschichtlichem Gebiete; [...].“

⁸ Dass der Name der Brüder Grimm in weiten Bevölkerungskreisen bekannt ist, widerspricht dem nicht, denn sie haben sicher nicht als Wissenschaftler diesen Bekanntheitsgrad erlangt, sondern als „Sammler“ und „Herausgeber“ der nach ihnen benannten Märchensammlung.

gesamtphilosophischen Konzeption der Bedeutung der Sprache, der Mythen, der Kunst, der Volkskunst und damit nicht zuletzt auch dem Märchen zu. Dabei berücksichtigten sie insbesondere, welchen Stellenwert das Märchen in der Kulturgeschichte der Menschheit hat und mit Recht beanspruchen darf⁹. Leider blieben sie für lange Zeit, und zum größten Teil bis heute, im Bereich der *Philosophie* die ungewöhnliche Ausnahme.

Zur Zeit der Brüder Grimm, bzw. wenig später, hat jedoch der Herbart-Schüler Tuiskon Ziller schon darauf hingewiesen, dass über alle Zeiten und Völker hinweg „ein allgemeiner Geist der Kindlichkeit“ in den Märchen und Volksdichtungen lebe, „ein über das einzelne Volk selbst hinausreichender Geist, weil er als gemeinsames geistiges Besitztum der Urzeit der Menschheit angehört und von da sich fort und fort vererbt hat.“¹⁰

Diese Gedankengänge bestätigt auch Gustav Mensching, wenn er betont, dass die „Magie“ sich ja auch in den Märchen finde und deshalb auch schon immer:

„eine hervorragende Bedeutung im natürlichen religiösen Denken und Handeln spielt. Der Frühzeitmensch tritt der Welt nicht wie der moderne Mensch ‚objektiv‘ gegenüber, sondern er projiziert seine Gefühle und Wertungen in die Außenwelt hinein. Die Welt ist so, wie sie gefühlt wird. Und auf Grund der erlebten Einheit vermag der Mensch – wie im Traum – von innen her diese sogenannte Außenwelt zu beherrschen und zu gestalten. Es ist die Haltung, die im Märchen noch nachklingt, wenn es da heißt: ‚In den alten Zeiten, als das Wünschen noch geholfen hat.‘ In den Mythen projiziert der Frühzeitmensch seine inneren Erfahrungen, seine Ängste und seine Wünsche nach außen und glaubt im kultisch vollzogenen Mythos [bzw. Märchen] jene Wirklichkeit, die er erfahren hat, selbst darzustellen und heilsame Urgeschehnisse immer neu zu verwirklichen.“¹¹

Mythen und Märchen sind überall und alle als Teil der (Welt-)Religion, als Bildungs- und daher auch als Erziehungsmöglichkeit anzusehen, sie beinhalten eine für alle und alles verbindliche Aussage. Diese Aussage ist im menschlichen

⁹ Näheres vgl. Herder, Johann Gottfried von: *Über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten*. akademische Preisschrift, 1778.; sowie Schelling, Friedrich Wilhelm Josef von: „Philosophie der Mythologie in drei Vorlesungsnachschriften. 1837/1842.“ In: Vieweg, Klaus/Danz, Christian (Hrsg.): *Philosophie der Mythologie und Philosophie der Geschichte. Schelling (1837/1842) und Hegel (1830/1831)*. München, 1996 (2 Bde.) [Unter Mitarbeit von Georgia Apostopoulou].

¹⁰ Ziller, Tuiskon: „Über den Märchenunterricht“. In: *Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik (JbwP)* 1, 1869, S. 10.; Hervorhebung v. Verf.

¹¹ Mensching, Gustav: *Die Religion. Erscheinungsformen, Strukturtypen und Lebensgesetze*. Stuttgart, 1959. S. 23 f.; Hervorhebung v. Verf.

Leben als das notwendig Wunderbare, als das lebendige Element *Hoffnung* angelegt.¹²

Frage man, warum die Forschung allgemein und u.a. auch die Philosophie, als „Mutter“ aller späteren Einzelwissenschaften, von Beginn an vornehmlich entweder mit Ontologie und Metaphysik (Platon, Aristoteles, Augustinus, Thomas von Aquin) befasst war¹³ oder mit der Frage nach „gesicherten“ Erkenntnismöglichkeiten, später mit Sprache, Recht, Geschichte, Ästhetik und Anthropologie, sich aber so gut wie nie mit so etwas Trivialem wie dem Märchen beschäftigte, so ist eine Antwort in der Geringschätzung desselben zu sehen (so z.B. von, Descartes, Hume, Kant u.a.)¹⁴. Was aber gerade für das Märchen und sein Verständnis von zentraler Bedeutung gewesen wäre und weiterhin ist, ist dass *nämlich die menschliche und insbesondere die kindliche Fantasie hier ihre Unterstützung, respektive ihre Bildung erfahren.*

Die Philosophie nämlich – pars pro toto genannt für alle wissenschaftlichen Bemühungen und Betätigungen des Menschen in der damaligen Zeit wie auch den heutigen so genannten Kulturwissenschaften – behandelte das Thema „Fantasie“, von den Anfängen in der Antike bis in die oben genannte Zeit, wenn überhaupt bestenfalls am Rande und dazu als so genanntes „niederes Erkenntnisvermögen“. So wurde sie, die Fantasie – recht karg – definiert als das Vermögen, sich Vorstellungen von Dingen zu machen, welche aktuell in den Sinnen nicht präsent

¹² Es sei hier bereits angemerkt, dass zwischen Traum, Mythos und Märchen eine enge Verbindung besteht. Vgl. Fromm, Erich: *Märchen, Mythen und Träume. Eine Einführung zum Verständnis von Träumen, Märchen und Mythen*. 3. Aufl. Zürich, 1957. Weiter: Dieckmann, Hans: *Gelebte Märchen. Lieblingsmärchen der Kindheit*. Krummwisch/Kiel, 2001 [Mit einem Vorwort von Bruno Bettelheim].

¹³ Vgl. Heimsoeth, Heinz: *Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik und der Ausgang des Mittelalters*. 4. Aufl. Stuttgart, 1958.

¹⁴ Vgl. dazu jedoch die gegenteilige Auffassung von Klaus Doderer: „Aber bis Platon zurück wird vom Märchen als einer ganz wichtigen Lektüre gesprochen, einer Erdichtung mit wahrem Kern. Die – ich zitiere ihn dem Sinne nach – angetan sei, die Seele erfolgreicher formen zu können als beispielsweise die Hände den Körper“ (Aus: „Märchen für Kinder. Kontroverse Ansichten“. In: Dinges, Ottolie/Born, Monika/Janning, Jürgen (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. Kassel, 1986. S. 30-41. S. 30).

Dieser Auffassung von Klaus Doderer lässt sich nicht unbedingt folgen, denn gerade Platon hat ein ziemlich abwertendes Urteil über Dichtkunst im Allgemeinen und Mythenbildung im Besonderen gefällt. Doderer gibt im Übrigen auch keinerlei Belege für seine Auffassung, schon gar nicht bei Platon oder Aristoteles.

Vgl. dazu vor allem aber auch Gerstl, Quirin: *Die Brüder Grimm als Erzieher. Pädagogische Analyse des Märchens*. München, 1964. Gerstl betont ausdrücklich die negative Stellungnahme Platons, wohingegen er aber auch griechische Dichter anführt (z.B. Aristophanes, Euripides), die dazu raten, Kindern Märchen zu erzählen, „um sie zu trösten, zu ermuntern, zu bewahren und zu ermutigen“ (Ebd., S. 22).

gegeben sind.¹⁵ Darüber hinaus stand die Fantasie auch schon deshalb nicht in hohem Ansehen, weil sie, zumindest zum Teil, als unlogisch, unvernünftig, bloß bildhaft, willkürlich und als bestenfalls assoziativ vorgehend charakterisiert wurde. Dies aber waren alles eher unerwünschte oder sogar verdächtige Eigenschaften für die Philosophen, die von der Absolutheit, der Allmacht und Exklusivität der Vernunft als des alleinig weiterführenden Instruments in der Philosophie und Wissenschaft zutiefst überzeugt waren *und deshalb die Fantasie eher als ungeeignet für Erkennen und Wissenschaft ansahen*. War die Fantasie also insgesamt so gut wie kaum akzeptabel, so waren ihre möglichen „Abartigkeiten“ sogar eine eher „grauselige“ Vorstellung. Unser heutiger Sprachgebrauch, „Das sind doch bloß Fantasien!“ oder gar „Fantastereien“ oder die Ambivalenz, die in einer Redewendung wie, „Das ist ja fantastisch!“, zum Ausdruck kommt, gibt noch einen Nachhall der einstigen negativen Bewertung der Fantasie gegenüber wieder. Zum größeren Teil ist diese zwiespältige Bewertung der Fantasie in der Philosophie, von wenigen Ausnahmen abgesehen (z.B. Benedetto Croce), so auch heute noch gang und gäbe.

Es ist also kein Zufall, dass das Märchen, das ja im Regelfall aus fantastischen Geschichten besteht, von Beginn an überhaupt kein Thema der Philosophie und der Kulturwissenschaften werden konnte. Dies ist im Großen und Ganzen – betrachtet man die Hauptströmungen philosophischen Denkens – bis heute so geblieben: *Eine anerkannte Philosophie des Märchens gibt es nicht!*¹⁶

Dennoch gibt es sozusagen einen Seitenstrang in der Entwicklung der Philosophie, der sich, wie oben schon angeführt – von den Hauptströmungen der Philosophie wenig beachtet und mit Herder und Schelling beginnend – mit der Bedeutung des Mythos (auch hier jedoch eher am Rande) und der des Märchens beschäftigt hat. Das lag nicht zuletzt daran, dass, wie schon gesagt, Herder und Schelling dem Mythos, der Sprache und damit auch der Fantasie einen deutlich höheren Stellenwert zukommen ließen, als dies sonst üblich war¹⁷. Felicitas Betz

¹⁵ Vgl. Flügge, Johannes: *Die Entfaltung der Anschauungskraft. Ein Beitrag zur pädagogischen Anthropologie*. Heidelberg, 1963. Vorwort, ohne Seitenangabe. Siehe auch vorl. Arbeit S. 20 ff.

¹⁶ So, wie es eine Kultur- und Literaturgeschichte des Märchens, eine Soziologie und eine Psychologie des Märchens gibt, so gibt es jedenfalls in dieser Form keine *Philosophie* des Märchens. Nähere Ausführungen zu dieser Auffassung findet man bei Johannes Flügge (*Die Entfaltung der Anschauungskraft*. 1963.), vgl. auch S. 20 ff. vorliegender Arbeit.

¹⁷ Womöglich räumt die genannten Philosophen diese Stellung der Fantasie auch erst unter dem Einfluss ihrer Beschäftigung mit dem Mythos und der Erkenntnis von dessen großer

schreibt dazu: „Schon Joh. Gottfried Herder war der Überzeugung, dass Kinder Märchen brauchen, weil sie sonst ‚ein Stück Feld in ihrem Gemüt‘ behielten, das später nie mehr bebaut werden könne.“¹⁸ In diesem Bild bleibend meint Felicitas Betz, wenn sich eine solche „Verlebendigung des in jedem Menschen angelegten Bildarsenals nicht [ereignen würde], entstünde womöglich eine Wüste in der kindlichen Seele, die das ganze Leben lang wüst wirken [würde]“¹⁹. Daher sei es ein besonders zentraler Vorgang für das (frühe) Seelenleben der Kinder, wenn dieses in allen Märchen angelegte Bildarsenal eine Belebung durch die Bildgeschichten der Märchen erfahren könne²⁰. Auf diese zentrale These der hier zitierten neueren pädagogischen Märchenforschung wird weiter unten in der Einleitung²¹, aber auch im gesamten Verlauf der vorliegenden Arbeit noch genauer eingegangen.

Wurden also bis dahin den zahllos kursierenden, im Volk weit verbreiteten Mythen, Sagen und Märchen von Seiten der Philosophie und größtenteils auch von Seiten der damals erst aufkommenden Kulturwissenschaften so gut wie keine Beachtung geschenkt, so liegt dies sicherlich an der mangelnden Wertschätzung der Fantasie und ihrer Bedeutung für die geistig-kulturellen Betätigungen bzw. Forschungen. Darüber hinaus liegt der Verdacht nahe, dass das Thema „Fantasie“ und „Märchen“ im Vernunft betonten Zeitalter der Aufklärung, in dem man sich mit so hehren metaphysischen Fragen wie denen nach „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“²² beschäftigte, (Kant) eher als „Ammenmärchen“ abgetan wurde²³. Mallet schreibt dazu:

Wichtigkeit ein.

¹⁸ Betz, Felicitas: „Zur Bedeutung des Märchens in der Früherziehung“. In: Dinges et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. 1986. S. 162-169. S. 168.

Von einer ähnlichen Auffassung wie Herder ist auch die von Schleiermacher. So berichtet auch Gerstl: Von Schleiermacher nämlich stamme der Wunsch nach „einer reinen Sammlung von Kindermärchen in richtiger Tendenz für den Geist und das Herz der Kinder, mit allem Reichtum zauberischer Weltszenen, sowie mit der ganzen Unschuld einer Jugendseele begabt“. Sie „wäre ein Weihnachtsgeschenk für die junge Welt künftiger Generationen“. (Gerstl: *Die Brüder Grimm als Erzieher*. 1964. S. 24.)

¹⁹ Betz: „Zur Bedeutung des Märchens in der Früherziehung“. In: Dinges et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. 1986. S. 168.

²⁰ Ebd.

²¹ Vgl. S. 31 ff. der vorl. Arbeit.

²² So hatte sich z.B. Kant in seinem Hauptwerk *Kritik der reinen Vernunft* in einem zentralen Abschnitt mit diesen drei Themen *Gott, Freiheit und Unsterblichkeit* erkenntnikritisch auseinandergesetzt; Vgl. Kant, Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft*. (1781), hrsg. von Raymund Schmitt., Leipzig, 1979 (B 399 bis B 732).

²³ Die in unserem heutigen Sprachgebrauch noch übliche Redewendung von den „Ammenmärchen“, also Märchen von Ammen (normalerweise im traditionellen Verständnis ungebildete

„Es ist wahr: Märchen galten Jahrhunderte lang offiziell gar nichts. So war es während des Absolutismus und erst recht im Zeitalter der Aufklärung. Man hielt Märchen für *reine Unvernunft* [Kant], für abgeschmackt und Aberglauben und behandelte so das Thema ‚Fantasie‘ von den Anfängen in der Antike bis in die oben genannte Zeit [Zeit der Aufklärung], wenn überhaupt, bestenfalls am Rande und dazu als so genanntes ‚niederes Erkenntnisvermögen‘. Kein zeitgenössischer Verleger hätte solche ‚Ammengeschichten‘ auf den Buchmarkt gebracht. Märchen erzählten sich die einfachen Leute in ihren Spinnstuben. Mit Literatur hatten Märchen nach damaliger Auffassung nichts zu tun. Die Folge war, dass niemand ‚von der intellektuellen oder gesellschaftlich besseren Welt‘ Märchen auch nur zur Kenntnis nahm. Offiziell existierten sie nicht, weder für die, die sich mit Literatur befassten, noch für die Obrigkeit oder die Kirche, [...] was sie [die Märchen] schilderten, kümmerte niemanden.“²⁴

Gerstl geht sogar noch einen Schritt weiter und spricht von einer „Verdammung des Kindermärchens in der Aufklärung“: So führt er als Beleg vor allem Kant und Wieland an, die einen recht negativen Einfluss der Märchen auf die „Einbildungskraft der Kinder“ konstatiert haben. Die Märchen haben nur noch als „Lügengeschichten“ gegolten: „Ammenmärchen im Ammenton erzählt mögen sich durch mündliche Überlieferung fortpflanzen, aber gedruckt müssen sie nicht werden.“²⁵

Das änderte sich, wenigstens zum Teil, mit dem Aufkommen der deutschen Romantik zum Ende des 18. Jahrhunderts, schrieben doch viele Dichter der Romantik selbst so genannte „Kunstmärchen“²⁶. In diesem Zusammenhang beschäftigte sich dann auch die nun mehr und mehr aufkommende Philologie, insbesondere die Germanistik, aber auch die damalige Pädagogik, mit dem „Thema“ Märchen. Herausragend sind hier natürlich an erster Stelle die Sammlung und kritische Sichtung der Märchen durch die Brüder Grimm zu nennen. Wobei diese schon feststellen:

„Nichts ist bewährender und zugleich sicherer, als was aus zweien Quellen wieder zusammenfließt, [...] in diesen Volks-Märchen liegt lauter urdeutscher Mythus, [...] es werden auf diesem Wege ungeachtete Schätze sich in ungeliebte verwandeln und die Wissenschaft von dem Ursprung unserer Poesie gründen helfen. [...] Wir wollten indeß durch unsere Sammlung nicht blos der Geschichte der Poesie einen Dienst erweisen, es war zugleich Absicht, [...] daß ein eigentliches Erziehungsbuch daraus werde. Gegen das letztere ist eingewendet worden, daß doch eins und das andere in Verlegenheit setze und

Frauen) für Kinder, die deshalb natürlich auch nicht ernst zu nehmen sind, weist womöglich noch auf diese Geringschätzung hin.

24 Mallet, Carl-Heinz: *Kopf ab! Über die Faszination der Gewalt im Märchen*. München, 1990. S. 11.; Hervorhebung u. Zusatz v. Verf.

25 Gerstl: *Die Brüder Grimm als Erzieher*. 1964. S. 23.

26 So z.B. Ludwig Tieck („Märchensammlung“), Ernst Theodor Amadeus Hoffmann („Der goldene Topf“, „Nussknacker und Mausekönig“), Clemens Brentano („Die Rheinmärchen“, „Gockel, Hinkel und Gakeleia“), Wilhelm Hauff („Der kleine Muck“, „Kalif Storch“, „Zwerg Nase“), Hans-Christian Andersen („Das Feuerzeug“, „Die kleine Meerjungfrau“) u.v.a.

für Kinder unpassend oder anstößig sey (wie die Berührung mancher Zustände und Verhältnisse, [...]). [...] Für einzelne Fälle mag die Sorge recht seyn [...]; im Ganzen ist sie gewiß unnötig. Nichts besser kann uns verteidigen als die Natur selber, welche gerade diese Blumen und Blätter in dieser Farbe und Gestalt hat wachsen lassen; wem sie nicht zuträglich sind, [...] kann leicht daran vorbeigehen, [...] der rechte Gebrauch aber findet nichts Böses heraus, sondern nur, wie ein schönes Wort sagt: ein Zeugniß unseres Herzens. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während andere nach dem Volksglauben Engel damit beleidigen.“²⁷

Schon Friedrich Panzer berichtet in seinem Vorwort zur Urfassung der Grimmschen Märchen von 1812/1815 über den Streit zwischen Wilhelm und Jakob Grimm. Wilhelm Grimm habe „verschönt und geändert, dazu moralisiert und sexuelle Sachverhalte beseitigt, zum Verdruss seines Bruders Jakob“. Während Wilhelm Grimm seinerseits nicht nur nichts gegen Gewaltszenen hatte, sie nicht nur unzensiert stehen ließ, sondern zum Teil noch richtig ausschmückte oder hinzu erfand, so z.B., „daß die Tauben Aschenputtels Schwestern die Augen auspicken“.²⁸ Mallet betont hierzu mit Recht, dass sich in den Märchen das gesamte Leben widerspiegelt: „Vom zarten Kuß, der Dornröschen weckt, [...] bis zum Tanz in glühenden Pantoffeln“ und „zum Köpfen und Kinderschlachten.“ Mallet fährt fort, dass eben alle menschlichen und nicht zuletzt auch unmenschlichen Formen unseres Seins sich in den Märchen finden lassen: „Jeder kann in ihnen seine Träume und Wünsche wiederfinden – auch die geheimsten – und das dürfte einen Teil der Faszination ausmachen, die sie [die Märchen] nun einmal auszeichnet.“²⁹ Dieser Auffassung schließt sich auch Rölleke uneingeschränkt an, wenn er in dem schon genannten Aufsatz schreibt:

„In einem größeren Sinn aber sind und bleiben die Märchen selbstverständlich ein ‚Erziehungsbuch‘, und nicht nur für Kinder, sondern auch für so genannte Erwachsene, weil sie eben auf eine einzigartige und unnachahmliche Art in ihrer Bilder- und Symbolsprache so manches und so Wichtiges lehren: Nicht zum Wenigsten, wie Menschen mit sich und ihrer Welt zurechtgekommen sind und zureckkommen können, wie man die mannigfachen Reifungsprozesse eines ganzen Menschenlebens angehen und bewältigen kann.“³⁰

²⁷ Brüder Grimm: „Vorrede von 1814“. In: Panzer, Friedrich (Hrsg.): *Die Kinder und Hausmärchen der Brüder Grimm: in ihrer Urgestalt*. Hamburg-Bergedorf, 1948. S. 7 ff.; Hervorheb. v. Verf.

²⁸ Mallet: *Kopf ab!* 1990. S. 12.

²⁹ Mallet: *Kopf ab!* 1990. S. 12.

³⁰ Rölleke: „Daß unsere Märchen auch als ein Erziehungsbuch dienen“. In: Wardetzky et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute. Bd. II: Didaktische Perspektiven*. 1997. S. 30-43, S. 38.

Für Rölleke ist also offensichtlich, dass Märchen „heimliche Erzieher [sind], die indes niemand missen möchte, der ihnen je begegnet ist und aus ihnen Kraft, Freude und tiefesinnige Lehren gezogen hat.“ So zitiert Rölleke damit auch Wilhelm Grimm selbst, mit seinem Ausspruch: „Märchen geben jedem, der sie in der Kindheit angehört, eine goldene Lehre durchs ganze Leben mit auf den Weg.“³¹ In weiteren Aufsätzen wird dieses Thema, dass die Märchen nämlich stets Geschichten sind, die den Menschen und vor allem den heranwachsenden Menschen Lebensmöglichkeiten und Wege vermitteln können, immer wieder aufgegriffen und in ihrer Wichtigkeit betont.³²

Wie oben schon gesagt, änderte sich die radikale Antihaltung oder zumindest Nichtbeachtung den Märchen gegenüber zunehmend mit dem Aufkommen der Epoche der Romantik³³. So zeigt z.B. Bernd Dolle-Weinkauf in einem recht informativen Aufsatz, dass schon im 18. Jahrhundert die Märchen einen bei den an der Romantik orientierten Pädagogen wichtigen Platz in der Erziehung einnahmen, dass demgegenüber aber für die Pädagogen der Aufklärung die „Sittlichkeitserziehung“ vorrangig blieb³⁴. Die Reformpädagogik schloss sich aber eher der Romantik an. In diesem Zusammenhang weist der Autor auch und vor allem „auf die Bedeutung des Wertes der Phantasie, das Lob des Zaubers der Einfachheit hin“. Bei der Hochschätzung der Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen weist Dolle-Weinkauf zusammen mit Hermann Leopold Köster ebenso auf die Bedeutung ihres gesamten Wertes hin³⁵. Diese Auffassung vertritt gleichermaßen auch Gerstl, dass nämlich in der Epoche der Romantik viele Dichter und Pädagogen den Wert der Märchen herausgehoben haben: so vor allem

³¹ Ebd. S. 42.

³² So z.B. zeigt sich dies auch schon vom Titel her in dem Beitrag von Gerhard Haas: „Märchen: Wege in die Welt – Wege in die Welt der Literatur.“ (In: Wardetzky et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute. Bd. II: Didaktische Perspektiven.* 1997. S. 44-58.): Im Märchen, so schreibt Haas, sei eine eigentümliche Form des Erfahrens der Welt und der Wirklichkeit aufbewahrt, die über das rationale Erforschen der Welt hinausgehe und in deren Zentrum das „komplexe Bild“ stehe (S. 48).

³³ Vgl. zu dieser gesamten Thematik: Mallet, Carl-Heinz: *Kopf ab!*. 1990., aber auch Mönckberg, Vilma: *Das Märchen und unsere Welt*. Düsseldorf/Köln, 1972. S. 35 ff. sowie: Psaar, Werner/Klein, Manfred: *Wer hat Angst vor der bösen Geiß? Zur Märchendidaktik und Märchenrezeption*. Braunschweig, 1976. S. 145 ff. Insbesondere hier auch S. 153 ff.

³⁴ Dolle-Weinkauf, Bernd: „Gesinnung – Gemüt – Ganzheit: Märchendidaktik zwischen Herbartianismus und Kunsterziehungsbewegung“. In: Wardetzky, Kristin/Zitzlsperger Helga (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute. Bd. I: Beiträge zu Bildung und Lehre*. Rheine, 1997. S. 87-108. S. 104.

³⁵ Ebd. S. 99 ff.

Novalis, aber auch Ludwig Tieck, E.T.A. Hoffmann und bereits schon Goethe. Von pädagogischer Seite zitiert Gerstl hier vor allem Schleiermacher:

„Die Märchen selbst, als Produktionen der Phantasie, sind aus der richtigen Kondeszendens zu dem Zustande der Kinder entstanden; und nur eine falsche, allzu nüchterne Reflexion will ihnen die Märchen nehmen, sie des Rechts berauben als Kinder zu leben, und sie nötigen, in dem Zusammenleben mit den Erwachsenen ihre eigene Welt zu vergessen. Auch die Phantasie braucht ihre Nahrung. [...] Es gibt aber keine andere Poesie für Kinder als Märchen. [...], man erzähle ihnen also Märchen.“³⁶

Aber auch Friedrich Fröbel, Adolph Diesterweg und bis zu einem gewissen Grade auch Otto Willmann haben den Märchen für die Erziehung der Kinder einen beachtlichen Stellenwert eingeräumt. Ebenso haben nach Gerstl die Herbart-Schüler Karl Just, Wilhelm Rein und vor allem Tuiskon Ziller den erzieherischen Wert des Märchens anerkannt, wenn auch mehr unter „gesinnungsbildendem“ Aspekt, im Sinne von Herbarts Forderung eines „erziehenden Unterrichts“, dass „man den Kindern und Jugendlichen die Freude an Erzählungen, bzw. den Stil der Phantasie nehmen würde“³⁷. In seinen weiteren Ausführungen über die Geschichte der Pädagogik der Märchen erwähnt Gerstl darüber hinaus kurz noch einige weitere Stellungnahmen pro und kontra Märchen einiger führender Pädagogen. So hätten sich Ellen Key und Georg Kerschensteiner sowie Friedrich Förster für die Märchen ausgesprochen, Maria Montessori dagegen³⁸.

Neben den schon häufiger genannten Philosophen Herder und Schelling begann nun in der Romantik, z.B. mit Georg Friedrich Creuzer und wenig später mit Carl Gustav Carus, eine sozusagen empirische Mythen- und Märchenforschung³⁹. In Fortführung dieser Tendenz setzt dann nach knapp weiteren 50 bis 60 Jahren nicht nur ein vermehrtes Interesse, sondern auch eine systematische empirische

³⁶ Schleiermacher, Friedrich: „Pädagogische Schriften.“ In: Platz, Carl (Hrsg.): *Schleiermacher's pädagogische Schriften. Mit einer Darstellung seines Lebens.* Langensalza, 1902. S. 240 f. und S. 472.

³⁷ Gerstl: *Die Brüder Grimm als Erzieher*. 1964. S. 32 und S. 35.

Der einschränkenden Kritik an Ziller kann hier nicht ganz gefolgt werden, obwohl die Kritik des Pädagogen Ernst Linde an der Theorie und Praxis der Herbart-Schule nicht von der Hand zu weisen ist, wenn er betont, dass die Märchen zum Zwecke einer „logisch-zergliedernden Unterrichtsarbeit und zum Ausbildungsmaterial moralischer Sentenzen“ (Heinrich Wolgast) notwendig seien.

³⁸ Vgl. Gerstl, ebd. S. 32 f. und S. 35 ff.

³⁹ Creuzer, Georg Friedrich/Mone, Franz Josef (Hrsg.): *Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen*. 4 Bde. Nachdruck d. 3., verb. Ausg. Leipzig (u.a.), 1837, 1841, 1842 und 1843. Hildesheim, 1973. Und:

Carus, Carl Gustav: *Psyche. Zur Entwicklungsgeschichte der Seele*. Hrsg. von L. Klages. Pforzheim, 1846 (2. Aufl.: Dresden, 1869).

Forschung zu Märchen ein⁴⁰. Auch kommt nun mehr und mehr ein Bewusstsein dafür auf, dass Märchen *fantastische* Geschichten sind⁴¹. In der Folgezeit wurde somit gerade der Fantasie nach und nach ein anderer Stellenwert eingeräumt – wenn auch nicht in den Hauptströmungen der philosophischen Disziplinen – unbeschadet der Tatsache, dass natürlich auch andere wissenschaftliche Betrachtungsweisen der Märchen möglich sind als solche, die von der zentralen Rolle der Fantasie in den Märchen ausgehen. So wird jedoch schon mit Dilthey und Nietzsche die Fantasie nicht mehr als ein niederes Erkenntnisvermögen angesehen, sondern als etwas, was das menschliche Gemüt, das menschliche Schaffen und Tun wesentlich bestimmt oder zumindest mitbestimmt. Infolgedessen sind auch das Interesse und die Aufmerksamkeit der genannten Denker dem Mythos und damit auch dem Märchen gegenüber wesentlich aufgeschlossener. In jedem Falle wurde aber diesen Philosophen und Geisteswissenschaftlern immer deutlicher, dass die Fantasie, und damit auch die Mythen und Märchen, zur Erfahrung der Welt ganz wesentlich beitragen und nicht bloß „Ammenmärchen“ und „Kinderkram“ darstellen. Auch der Gedanke, dass die Märchen für die kindliche Fantasie eine anregende und bildende Bedeutung haben können, begann erstmals in dieser Zeit ernsthaft bedacht zu werden.⁴²

Der zur damaligen Zeit renommierte Märchenforscher und Germanist von der Leyen versucht, an vielen Beispielen die These zu untermauern, dass dem Traum mit der Märchenfantasie vergleichbare oder sogar dieselben Lebensprobleme und Motive zugrunde liegen: Der Traum von paradiesischen Zuständen, verbunden mit der Sorge der Vertreibung aus diesem Paradies, letztendlich aber auch der Erlösung; der Traum von der Bedrohung durch Ungeheuer und von wunderbarer Errettung. All dies stellt Lebensprobleme, die uns auferlegt werden, in ihren vielfältigen Verwandlungsformen dar – z.B. vom Menschen zum Tier oder

⁴⁰ Vgl. dazu Beit, Hedwig von: *Symbolik des Märchens*. 2. Bde. Bd. 1: *Versuch einer Deutung*. Bern, 1952. Bd. 2: *Gegensatz und Erneuerung im Märchen*. Bern, 1956.

Vgl. auch Karlinger, Felix (Hrsg.): *Wege der Märchenforschung*. Darmstadt, 1973. S. 2.

Vgl. ferner Lüthi, Max: *Das europäische Volksmärchen*. Bern/München, 1947. Sowie: *Das Volksmärchen als Dichtung*. 1990.

⁴¹ Vgl. dazu Lixfeld, Hanjost: „Bolte, Johannes“. In: Ranke, Kurt (Begr.)/Brednich, Rolf Wilhelm (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. Bd. 2. Berlin, 1979. S. 253.

Ferner: Bühler, Charlotte/Bilz, Josephine: *Das Märchen und die Phantasie des Kindes*. Mit einer Einf. hrsg. von Hildegard Hetzer, München, 1958, S. 68

⁴² Vgl. Dinges et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. 1986.; genauere Ausführungen dazu vgl. S. 35 ff. der vorl. Arbeit.

umgekehrt – und damit auch mannigfaltige Umwege, die – erwartet und auch unerwartet – zur besseren Lösung führen als die direkten Wege. Dazu gehört das Vorkommen von Zauberblumen, Zauberbäumen, von hilfreichen Elfen und Geistern, von Hexen und Kobolden, von Riesen und Zwergen, vom Schönen, das Verderben bringt, vom Verderben, das sich zum Guten wendet, von verwunschenen Landschaften, Tieren und Menschen – kurzum alles dies und noch sehr viel mehr ist im Traum und im Märchen ähnlich oder gleich, und all diesem liegt ein schier unerschöpflicher Reichtum menschlicher Fantasie zugrunde⁴³.

Wie sehr das Märchen von der Fantasie getragen wird und insbesondere der kindlichen Fantasie nahe steht, zeigt sich in zahlreichen Erörterungen von vielen Märchenforschern. So äußert sich dazu der Märchenforscher Lutz Röhrich: „Unter einem Märchen verstehen wir eine mit dichterischer Phantasie entworfene Erzählung, besonders aus der Zauberwelt, eine nicht an die Bedingungen des wirklichen Lebens geknüpfte wunderbare Geschichte“. Und weiter: „Das Märchen folgt nicht den Gesetzen der Wirklichkeit“, es bietet „phantastisch wunderbare Begebenheiten, die sich in Wahrheit nicht ereignet haben und nie ereignen konnten, weil sie Naturgesetzen widerstreiten“. – Der Begriff „Märchen“ bezeichnet „eine bunte Geschichte, die in einer phantastischen Welt spielt, in welcher der gewohnte Kausal- und Naturzusammenhang aufgehoben ist. [...] Im Wesen des Märchens liegt geradezu der Gegensatz zur Realität“. – „Das Märchen ist ‚erfabelte Dichtung‘, die nur der Fantasie angehört; es verlangt ‚keinen Glauben‘.“⁴⁴. Auch weist Röhrich bereits darauf hin, wie sehr die Märchenfantasie und die kindliche Fantasie zueinander affin sind, wenn er z.B. ausführt, „das Märchen spricht *in Bildern* vom Bedrohlichen und Errettenden, vom Bösen und vom Guten, vom Mangel und von der Fülle, vom Heitern und vom Traurigen, vom Schönen und vom Hässlichen. Und es spricht davon in Bildern, die vom Kind ganz unmittelbar und ohne jede Klärung angenommen werden.“⁴⁵.

Doch schon fast 140 Jahre vorher weist der Herbart-Schüler Tuiskon Ziller in ähnlicher Weise auf diesen Tatbestand hin, wenn er – in Übereinstimmung mit Rousseau – betont, dass im „Geisteszustand des Kindes im 6.

⁴³ Vgl. Leyen, Friedrich von der: *Das deutsche Märchen und die Brüder Grimm*. Düsseldorf (u.a.), 1964. S. 22 ff.

⁴⁴ Röhrich, Lutz: *Märchen und Wirklichkeit*. Wiesbaden, 1974. S.1.

⁴⁵ Ebd. S. 157. Hervorhebung v. Verf.

Lebensjahre“ nicht so sehr die „festen Begriffe“ zu sehen seien, sondern, dass das Kind vornehmlich in der „freien Beweglichkeit des Geistes der Einbildungskraft“, bzw. wie Ziller auch sagt, „in einer eingebildeten Welt lebe“, und dass infolgedessen eine „Übereinstimmung des Geistes der Märchen mit dem innersten Wesen des Kindes“ bestehet und dass darin auch der Grund zu sehen sei für die „Leichtigkeit des Verständnisses“, die das Kind „den Märchen [entgegenbringe]“. Ziller fährt fort, dass „alle höhere Bildung“, zugleich aber auch „eine verstandesmäßige, eine auf Begriffen beruhende [sei], dass damit das Kind in seiner weiteren Entwicklung lernen müsse“ von der – wie vorhin zitiert – „freien Beweglichkeit der Einbildungskraft zu festen Begriffen“ zu gelangen. Um dies zu erreichen, müsse aber für das Kind „einen Übergang dazu stattfinden“. Hierzu hält Ziller den Märchenstoff für besonders geeignet, denn dieser bestehet in einer „farbenreichen Märchenwelt und bewegten Bildern“, die „wie kein anderer poetischer Stoff“ begrifflich noch wenig bestimmt und eingeschränkt seien, sodass sie eben die Einbildungskraft des Kindes „entfesseln“ können. Wolle man Kindern nunmehr mit Hilfe der Märchen zu diesem Übergang verhelfen, so müsse schon zu Beginn zweierlei beachtet werden: „zum einen dürfe die freie Beweglichkeit der Einbildungskraft dem Kinde nicht verloren gehen, ja sie [müsste zum anderen] sorgfältig gepflegt werden, weil alle höheren Strebungen darin wurzeln [würden] und ihnen dann die Grundlage fehlt[e].“⁴⁶ Besonders bemerkenswert ist darüber hinaus auch, dass schon Ziller – vor gut 140 Jahren – bezüglich der Funktion der Märchen für die Erziehung der Kinder, als Grundgedanken betont: dass die Fantasie für ihn wie eine Art zentrale Schaltstelle zu sehen ist, um von da aus die noch recht freie Erlebniswelt des Kindes in eine erste grundlegende Ordnung zu bringen⁴⁷, ja dass darüber hinaus die Werte des

⁴⁶ Ziller: „Über den Märchenunterricht“. In: *JbWp* 1, 1869, S. 1 ff.

⁴⁷ Ebd. S. 7. Ein Gedanke, den sehr viel später auch Bruno Bettelheim vorträgt.

Ethischen und Ästhetischen durch das in der „Phantasie geschaffene Leben [...] [sich] ebenso bestimmt darstellen [ließen], wie im wirklichen Leben“⁴⁸.

Dies illustriert Ziller an einem von ihm selbst interpretierten Märchen, nämlich dem Märchen vom „Sternthaler“. Hier betont er besonders, dass die „Anordnung“, wie man die Märchen im Unterricht darbiete, den „Zögling an den ‚Geist eines gründlichen Gedankenerwerbs und regelmäßigen Nachdenkens gewöhne“, und davon „[hänge] auch die Möglichkeit [ab], auf seine Fantasie, seine Überzeugung und seinen Willen zu wirken“⁴⁹. Ferner sei darauf zu achten, dass man sich bei einer ersten Vermittlung von Märchen im „Elementarunterricht an die bei dem Kinde vorhandene Geistesstufe anschließen müsse, um es darüber zu erheben, ohne daß die Einbildungskraft bei ihm erstickt werden [dürfe]“⁵⁰.

Um aber den Wesenszügen des Märchens genauer auf die Spur zu kommen, soll in diesen einleitenden Bemerkungen die Bedeutung der Fantasie nicht nur für das menschliche Erkennen, sondern ganz generell für das menschliche Leben und die menschlichen Lebensorientierungen – auch im Kontrast zu philosophischen und teilweise auch psychologischen Auffassungen – dargestellt werden. Im Anschluss

⁴⁸ Ebd. S. 4.

⁴⁹ Ziller, Tuiskon: „Gesinnungsunterricht der Sternthaler“. In: *Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik (JbwP)* 3, Dresden, 1871, S. 34. 1.Bd 1869

⁵⁰ Ziller: „Über den Märchenunterricht“. In: *JbwP* 1, 1869, S. 8 f.

Ähnlich äußert sich Helene Höhnk im Artikel „Jugendliteratur“ des Enzyklopädischen Handbuchs der Pädagogik. Dieses wurde von dem Herbartianer Wilhelm Rein herausgegeben und war insgesamt dem Herbartianismus verpflichtet. Die Autorin betont, die Pädagogik müsse „zur Verbesserung der Jugendliteratur“ beitragen und „die Jugend zum richtigen Gebrauch der Lektüre“ anleiten. In diesem Zusammenhang beruft sie sich auf Herbart, den sie mit den Worten zitiert: „Wir müssen den Jüngling lesen lehren, indem wir ihm jetzt das Gute und Schöne vorführen, damit ihn künftig das Geschmacklose und Unsittliche durch sich selbst zurückstößt.“ (Aus: Rein, Wilhelm (Hrsg): *Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik*, Bd. 3: Französischer Abriß – Handelshochschulen, Langensalza, 1905, S. 954) Im Hinblick auf Märchen fordert Helene Höhnk deren sittliche Überarbeitung. In den Märchenbüchern sehe es „häufig nicht besser als in den mittelalterlichen Folterkammern“ aus. Den geläufigen Vorwurf, die Märchen enthielten „die Unwahrheit und die absichtliche Täuschung“ und seien deswegen für Kinder gefährlich, weist Helene Höhnk allerdings im Rückgriff auf Jean Paul und Jakob Grimm zurück. Diese sprächen zu Recht davon, dass Kinder „kleine Morgenländer“ seien und Märchen „die Poesie der Kinder.“ Helene Höhnk fährt fort, man solle „Kindern ihre Märchen lassen“ und diese ihnen womöglich sogar erzählen. Stunden des Märchenerzählens seien „echte Weihstunden, wo die Augen der Kinder an den Lippen des Erzählers“ hingen. (S. 951, Höhnk, Helene: „Jugendliteratur“. In: Rein, Wilhelm (Hrsg.): *Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik*. Bd. 3. *Griechischer Unterricht – Jünglingsvereine*. Langensalza, 1897. S. 945-954, hier: S. 954)

daran muss dann noch genauer und spezifisch auf die kindliche Fantasie eingegangen werden, da die Märchen diese unmittelbar ansprechen.

In einem weiteren kleineren Abschnitt soll infolgedessen dargelegt werden, dass die kindliche Fantasiewelt und die Märchenwelt eng miteinander verwandt sind. Damit dürfte dann auch die Grundlage gegeben sein, um in Einzelanalysen mögliche Wirkungsformen von Märchen auf das kindliche Seelenleben aufzuzeigen, nämlich indem mit den passenden und bedeutsamen erzieherischen Implikationen und Interpretationen die möglichen Erziehungsaspekte der Märchen unter den verschiedensten Gesichtspunkten genauer herausgearbeitet werden .

1.3 Einige grundlegende Überlegungen zum Wesen, zur Funktion und zur Bedeutung der Fantasie sowie der Intuition und des Gefühls für die menschliche Erfahrung und Lebensgestaltung

Aus den ganzen vorherigen Ausführungen ergibt sich, dass zu einem angemessenen Verständnis der Märchen ein angemessenes Verständnis dessen notwendig ist, was Fantasie heißt und was sie für das menschliche (Seelen-)Leben bedeutet. Daraus lässt sich dann erschließen, welche spezifische Bedeutung die Fantasie für das kindliche Seelenleben hat und welche Möglichkeiten sich für die Erziehung hieraus ergeben, insbesondere welche Einflussmöglichkeiten durch die Vermittlung von Märchen auf die Entwicklung des kindlichen Seelenlebens bestehen. Infolgedessen ist es angebracht, einige Äußerungen zur Fantasie im Allgemeinen und zur kindlichen Fantasie im Besonderen darzulegen.⁵¹

Wie schon in Abschnitt 1.2 der vorliegenden Arbeit betont, wurde die menschliche Fantasie nicht nur generell als Stiefkind behandelt, sie wurde auch von der Philosophie und den Kulturwissenschaften für lange Zeit in ihrer Bedeutung weitgehend auf ein so genanntes niederes Erkenntnisvermögen reduziert. Aristoteles z.B. rechnete die „phantasia“ zu den von ihm so genannten „vier inneren Sinnen“. (Neben der „vis aestimativa“, dem „sensus communis“ und der

⁵¹ In ihrer Dissertation „Märchen in erzieherischer Bedeutung: Hilfe zum Erkennen der Welt?“ (Wien, 1983) weist Astrid Ulreich ebenfalls darauf hin, dass „ohne eine hohe Beteiligung der phantasiehaften Vorstellung [...] das Erfassen des Märchengeschehens gar nicht denkbar [ist] [...], die Eigenart der Märchenwelt kann nur mit den Augen der Phantasie geschaut werden“ (S. 63).

„memoria“.) Nach Aristoteles beginnt die Erfahrung mit den fünf äußereren Sinnen (Sehen, Hören, Riechen, *Schmecken*, Tasten) und ersten (sozusagen) „Verarbeitungsformen“, die dahin abzielen, dass aus den einzelnen Sinnesbereichen ein einheitliches Bild entsteht, hervorgebracht durch den „*sensus communis*“, gleichsam im Ergebnis festgehalten in der „*phantasia*“ und aufbewahrt in der „*memoria*“.

Die Vernunft wendet sich nun diesen Sinnesbildern zu und versucht, aus der sinnlichen Kenntnis eine Erkenntnis, z.B. aus Ursachen und Wirkungen, Substanz und Akzidenz etc., werden zu lassen. Die Fantasiebilder haben also die Rolle einer Vermittlerfunktion zwischen „niederem“ Sinnesvermögen und „höherer“ Vernunfttätigkeit. Die Fantasie ist ein Vorstellungsvermögen, das in Rückwendung auf die äußeren Sinneseindrücke zu vereinheitlichenden Sinnesbildern führt. Werden diese nicht vom abstrahierenden Verstand bearbeitet und geordnet, so bleiben sie vereinzelt nebeneinander stehen und führen zu keiner wahren Erkenntnis der Wirklichkeit. Infolgedessen war die Fantasie nach Aristoteles als Bindeglied zwar nicht unwichtig, jedoch ist sie in ihrer Bedeutung entschieden der ordnenden Vernunft unterworfen und hat letztlich – so wie auch die gesamten äußeren und inneren Sinne – nur eine „Zuliefererfunktion“ für das Verstandesdenken, das erst die eigentliche Erkenntnis der Wirklichkeit zustande bringt.

Auch bei Kant, einem – bei allen Unterschieden zu Aristoteles – doch ähnlich systematischen Denker, hat sich daran nichts Wesentliches geändert. Das mit der Fantasie oftmals verbundene Gefühl, sowie auch die damit einhergehende Intuition, ist gleichfalls etwas, was nur durch die ordnende Vernunft ihre Bedeutung gewinnt. Erkenntnis, die diesen Namen wirklich verdient, erlangt der Mensch durch die gesicherte Vorgehensweise der (logischen) Vernunft und nicht etwa durch die höchst vagen und unsicheren Vermutungen der Intuition und der Fantasie, verbunden mit Gefühlen und möglicherweise „fantastischen“ Gestaltungen: Folgen wir nämlich diesen, gehen wir allzu schnell ein allzu hohes Risiko ein, bei der Erkenntnis der Wirklichkeit in die Irre zu gehen, mit allen möglichen fatalen Konsequenzen.

Üblicherweise gilt in der Geschichte der Philosophie René Descartes als derjenige Philosoph oder Denker, der die Sicherheit in der Erkenntnis der Wirklichkeit nahezu ausschließlich auf das logisch vernünftige Denken stützte. Nicht zuletzt

lässt man mit ihm aus diesem Grund auch die Philosophie der Neuzeit beginnen. Spätestens von da an gerieten „Fantasie“ und „Gefühl“ als Möglichkeiten der Welt- und Wirklichkeit - Erfahrung noch mehr in Misskredit, sodass auch die Produkte der Fantasie und des Gefühls, nämlich die fantastischen Geschichten der Mythen, der Legenden, Sagen und Märchen, kein „würdiger, bedenkens - werter“ Gegenstand von Philosophie und Wissenschaft sein konnten. Jedoch gab es daneben, wie oben schon mehrfach erwähnt, auch einige wenige Philosophen, die eine wesentlich andere Auffassung vertraten, die sich im Rahmen der wichtigsten Hauptströmung der Philosophie und Wissenschaft jedoch nicht so recht durchzusetzen vermochte⁵².

Ist in den bisherigen Ausführungen im Abschnitt 1.2 der vorliegenden Arbeit durch Überlegungen von Seiten der Philologen und Literaturwissenschaftler schon deutlich geworden, dass das Märchen im Wesentlichen dem Fantasieleben des Menschen entstammt – mit entsprechenden archaischen Motiven und zum Teil in einer spezifischen Mischung aus Fantasie und Realität,⁵³ – so ist auch hinreichend klar geworden, welche zentrale Bedeutung die Fantasie für die Mythen, die Märchen und die Dichtkunst hat. Diese Gedanken hat der Pädagoge und Flitner-Schüler Johannes Flügge in seinem informativen Werk „Die Entfaltung der Anschauungskraft. Ein Beitrag zur pädagogischen Anthropologie“⁵⁴ besonders hervorgehoben und ausgeführt. Er bekräftigt u.a. auch die in der vorliegenden Arbeit in der Einleitung hervorgehobene These, dass in der bisherigen Philosophie, so insbesondere bei Kant, das Problem der Fantasie bzw. Einbildungskraft eher äußerst karg behandelt wurde. Das folgende Zitat von Flügge soll deshalb so ausführlich wiedergegeben werden, um daran aufzuzeigen,

⁵² Hier ist u.a. an Schopenhauer, Kierkegaard, Bergson und wie schon erwähnt auch an Nietzsche und Dilthey zu denken.

⁵³ Vgl. Röhricht: *Märchen und Wirklichkeit*. 1974. S. 3:

„Jedes Volksmärchen ist noch irgendwie mit der Wirklichkeit verbunden [...]. Zwar stehen real-mögliche und real-unmögliche Geschehnisse unbekümmert neben- und durcheinander, und das Kausalgesetz scheint oft genug aufgehoben zu sein, aber dennoch bestehen gewisse Kausalitäten weiter. So ist das Volksmärchen *phantastisch und realistisch zugleich*, und diese Mischung macht einen wichtigen Teil seines Wesens aus.“ (Hervorheb. v. Verf.);

Vgl. hierzu ein Wort von Novalis: „Wunder stehen mit naturgesetzlichen Wirkungen im Wechsel: sie beschränken einander gegenseitig und machen zusammen ein Ganzes aus. Sie sind vereinigt, indem sie sich gegenseitig aufheben. Kein Wunder ohne Naturbegebenheit und umgekehrt.“ (Vgl. dazu auch Novalis: *Fragmente*. 1. vollst. geordnete Ausgabe. Hrsg. von Ernst Kamnitzer. Dresden, 1929. Nr. 641).

⁵⁴ Heidelberg, 1963.

welch hohen Stellenwert er seinerseits der Fantasie für das Wesen und den Aufbau der Person beimisst.

Zunächst definiert Flügge die „Einbildungskraft“ mit Kant als „das Vermögen, einen Gegenstand auch ohne dessen Gegenwart vorzustellen. [...] In der Tat bietet ja unserer Welt die Kindheit genug für eine vorbehaltlose Hingabe an das in der Phantasie Erscheinende.“⁵⁵ Für das wissenschaftliche und wissenschaftlich-philosophische Denken verschiedenster Richtungen liegt hierin – nämlich „einen Gegenstand auch ohne dessen Gegenwart vorzustellen“ – das „Hauptmerkmal der Fantasie.“⁵⁶

„Aber [für] die anthropologische Fragestellung“ – so Flügge weiter – „hat dieses *dürftige* Merkmal *geringe* Bedeutung. Was die Phantasie für den *Aufbau* der Person, was sie auch insbesondere für den Aufbau der Wahrnehmungswelt der Person leiste, ist dabei nicht bedacht. Es ist aber von großer anthropologischer Bedeutung, dass dieses Merkmal so wichtig scheint. Es zeigt, wie viel daran gelegen ist, nicht etwa: ‚einen Gegenstand auch ohne dessen *Gegenwart* vorzustellen‘, sondern die Fähigkeit der Unterscheidung zu besitzen zwischen Gegenständen, die bloß vorgestellt, und solchen, die vorgestellt und zugleich gegenwärtig sind. Das Unvermögen, solche Unterscheidung zu machen, bezeichnen wir das eine Mal als primitiv oder als naiv, das andere Mal als krankhaft. Von dieser Hochschätzung der Fähigkeit, zwischen nur vorgestellten Gegenständen und solchen, die zugleich gegenwärtig sind, zu unterscheiden, weicht auch die gegenwärtige Untersuchung, die der Phantasie einen hohen Rang zuerkennt, nicht ab.⁵⁷ – „In der Traumphantasie z.B. gibt sich die Erscheinung als gegenwärtige Wirklichkeit. Erst die Reflexion gibt ihr ihren Ort im Gesamtgefüge der Person wie der von ihr anerkannten Realität. Die reflektierende Person *ordnet* die Phantasie *nicht nur ein*, sondern sie *ordnet* auch *an*, welche Stelle im Aufbau ihres Seins und ihrer Welt die Phantasie haben soll. Sie

⁵⁵ Flügge, Johannes: *Die Entfaltung der Anschauungskraft. Ein Beitrag zur pädagogischen Anthropologie*. Heidelberg, 1963. Vorwort, ohne Seitenangabe: „Die Verbindung des anthropologischen mit dem pädagogischen Gesichtspunkt ist höchst fruchtbar, weil sie immer den ‚ganzen‘, aber wesensmäßig unfertigen Menschen im Auge zu haben nötigt. Aus eben diesem Grunde macht sie die Darstellung von Einzelfunktionen des Menschen, wie es die Anschauungskraft ist, so schwierig; denn es lässt sich nicht die Anschauungskraft an sich darstellen, sondern nur immer der Mensch, sofern er anschauendes Wesen ist. Sollte nun dabei nicht ein Bild oder eine Idee des Menschen vorausgesetzt werden, so musste die Entfaltung der Anschauungskraft betrachtet werden als Entfaltung des Menschen selbst, jede Phase als Phase der ‚Menschwerdung‘.“ Vgl. auch ebd. S. 71;

Vgl. dazu auch Ulreich: „Märchen in erzieherischer Bedeutung“. Diss. Wien, 1983. S. 65 f.

⁵⁶ Flügge: *Die Entfaltung der Anschauungskraft*. 1963. S. 73.

⁵⁷ In dieser Einschätzung der Fantasie in der Philosophiegeschichte, wie auch bei Kant, muss Flügge zugestimmt werden. Leidenschaften und die damit verbundene Fantasie kommt in der Tat – insbesondere auch bei Kant – eine wenig geschätzte Bedeutung zu. So heißt es bei Kant: Leidenschaften sind „Krebsschäden für die reine praktische Vernunft“ und „mehrreitels unheilbar“ (Kant, Immanuel: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Hrsg., eingel. u. mit e. Personen- u. Sach-Reg. vers. von Karl Vorländer. Leipzig, 1922. 1. T. § 81 [Philosophische Bibliothek, Bd. 44.]).

Catherine Newmark schreibt in ihrer ebenso umfassenden wie gründlichen Untersuchung mit dem Titel: „Passion – Affekt – Gefühl. Philosophische Theorie der Emotionen zwischen Aristoteles und Kant“, dass Kant von den Leidenschaften schreibt: „[Sie blieben lediglich] sinnliche Phänomene, welche hierarchisch immer den oberen, intellektuellen Vermögen unterlegen sein müssen“. (Hamburg, 2008. S. 221.)

stellt solche *Ordnung* nicht nur fest, *sie stellt sie auch her*. Dabei ereignet sich mit der Wesensbestimmung zugleich eine Wesensformung der Phantasie. Hat doch die Phantasie nicht ihr Wesen an sich, sondern nur als Phantasie einer Person, die in dem Gesamt des Lebensvollzuges begriffen ist. Die phantasierende und die reflektierende Person ist ja ein und dieselbe Person, die sich mit sich selbst verständigen will und die sich solcherart selbst bestimmt. Die Wesensbestimmungen der Phantasie sind deshalb zugleich Selbstbestimmungen der Person.“⁵⁸

Gehen wir in der Geschichte der Pädagogik jedoch noch einmal ein wenig zurück, so betont auch schon der bereits genannte Tuiskon Ziller die große Bedeutung der Fantasie, nicht zuletzt sogar auch im Hinblick auf die Märchen:

„[...] die Phantasie die sich auf die Verhältnisse des menschlichen Lebens – auf die Gesinnungsverhältnisse bezieht, die Phantasie, deren der sittlich-religiöse Mensch allermeist bedarf, kann durch die Märchen gekräftigt, belebt und zugleich vor schrankenlosem Ausschweifen bewahrt werden. Das Kind fühlt sich nie glücklicher als wenn es imaginiert“⁵⁹.

Dieser Auffassung wird in der vorliegenden Arbeit voll zugestimmt, und deswegen wird es auch – unter methodischen Gesichtspunkten – entscheidend darauf ankommen, mit Dilthey, Freud u.a. zu belegen, dass die Fantasie nicht bloß subjektiv willkürlich ist, sondern bestimmten Gesetzmäßigkeiten unterliegt, die auch im Traum, im Märchen und in der kindlichen Fantasie eine herausragende Bedeutung haben.

Auch dies wird von Flügge betont: „Die Psychologie der frühen Kindheit sowohl wie die Ethnologie und die Geistesgeschichte zeigen, dass die Phantasie ebenso wie die Intelligenz oder die sinnliche Wahrnehmung Ergebnisse eines Differenzierungsprozesses sind und dass sie ihren Ursprung in einem Geisteszustand geringer Differenzierung hat“.⁶⁰ Und er führt weiter aus:

„Phantasie, und zwar visuelle Phantasie, von der hier die Rede ist, liegt also vor, wenn aus bewußten oder unbewußten Motiven oder Veranlassungen, die aus der Wahrnehmung genommenen Bilder, Bestandteile einer innerlich sich herstellenden Situation werden. Die in ihrer Form banale Lampe bleibt eine Zeitlang für mich als Vorstellungsbild reproduzierbar, ohne daß sie mich freilich zur Reproduktion reizte. Nun kann ich mein inneres Bild der Lampe vorsätzlich verändern: sie stürzt, so stelle ich mir vor, ohne daß jemand es gewahr wird, herunter; abends beim Einschalten des Lichtes wird sich, so stelle ich mir weiter vor, eine seltsame Beleuchtung ergeben. Es liegt in meiner Willkür, wie ich nun weiter die Situation, in die ich mich nicht selbst einbezogen sehen muss, ausmale. So

⁵⁸ Flügge: *Die Entfaltung der Anschauungskraft*. Heidelberg, 1963. S. 74. Bei Kant ist Einbildungskraft nicht völlig gleichzusetzen mit Fantasie. Vielmehr ist Fantasie nach Kant die Einbildungskraft, die auch unwillkürlich Einbildungen hervorbringt.

⁵⁹ Vgl. auch Herder in Ziller „Über den Märchenunterricht“. In: JbwP, 1869, S.3.

⁶⁰ Flügge: *Die Entfaltung der Anschauungskraft*, Heidelberg, 1963, S. 75

lässt sich ein Phantasieprozess willentlich in Gang bringen. Da ich dabei der Regisseur bin, werde ich immer, für eine sorgfältige psychologische Analyse, als in dem Phantasiespiel anwesend erkennbar sein. Veranlassung dieses Phantasiespiels war nun nicht die Wahrnehmung, sondern die willkürlich probierende Überlegung.“⁶¹

Auch diesen Ausführungen Flügges lässt sich völlig zustimmen: Wir sind der Regisseur unserer Fantasien. Damit schildert Flügge – wenn auch an einem banalen Alltagsbeispiel – im Kern einen Prozess des Fantasielebens, der auch im Traum, wie im Märchen, in viel ausgestalteterer Weise eine entscheidende Rolle spielt. Es soll betont werden, dass die Regie, die wir als Menschen hierbei innehaben, eben nicht willkürlich abläuft, sondern nach bestimmten Regeln (wie bereits schon angedeutet).

Da Flügge seine Überlegungen zunächst mit einem Zitat von Kant beginnt, soll in diesem Zusammenhang auch auf die umfangreiche Untersuchung „Der Begriff der Intuition“ von Josef König verwiesen werden, der sich in mehreren Kapiteln mit dem Begriff der Intuition bzw. der Fantasie bzw. der Einbildungskraft bei Kant beschäftigt hat⁶². Aus seinen umfangreichen und sorgfältig-differenziert durchdachten Ausführungen geht im Wesentlichen hervor, dass bei Kant die Fantasie bzw. Einbildungskraft oder Intuition lediglich eine bestimmte Rolle im Rahmen der Vernunfterkennnis spielt und damit, wie Flügge schon kritisch

⁶¹ Vgl. Flügge, ebd. S. 79.

⁶² Unveränd. reprinted. Nachdruck der 1. Aufl. Halle/Saale, 1926. Hildesheim/New York, 1981. In diesem Zusammenhang gilt es allerdings zu unterscheiden zwischen dem philosophischen Begriff der „Intuition“ und dem, wie er heute ganz überwiegend im Alltagssprachgebrauch verwendet wird. Unter „intuitio“ als philosophischem Fachterminus wird – bis zurückgehend in die Antike – ein unmittelbares geistiges Erfassen wesenhafter Gegebenheiten verstanden. So spricht auch Descartes von einer „intuitio mentis“ als einer einfachen unmittelbaren Einsicht des Geistes in sich selbst. In dieser philosophischen Tradition hat die Intuition einen sehr hohen, ja geradezu obersten Stellenwert, gleichzusetzen mit evidenter unmittelbarer Erfassung letzter und oberster Prinzipien des Seins, des Denkens oder des Handelns (Werte). Durch den Rationalismus und kritischen Empirismus geriet diese Auffassung jedoch spätestens ab dem 18. Jahrhundert mehr und mehr in Misskredit: die Evidenz der Wesenserkenntnis wurde als ein eigenständiger geistiger Akt mehr und mehr angezweifelt. Anstelle dessen rückte eher die Auffassung in den geistigen Blickwinkel, dass es sich bei der Intuition um ein gefühlsmäßiges Meinen handeln dürfte – das in seinem Erkenntniswert höchst unsicher und damit relativ wertlos sei. In der vorliegenden Arbeit wird „Intuition“ im letzten Sinne verstanden, jedoch keinesfalls mit dieser abwertenden Konnotation, viel eher mit dem Impetus, die Bedeutung der Intuition zu rehabilitieren. Ursprünglich nämlich bedeutete „Intuition“ auch „unmittelbare, „göttliche“ Eingebung“. Hier soll jedoch die Eingebung nicht im theologischen Sinne als göttlich verstanden werden, sondern als ruhend in einer Evidenz des Gefühls, fundiert in einer spezifischen, seelischen Grundorganisation.

Zu dem gesamten recht komplexen Thema „Intuition als eines grundlegenden philosophischen Begriffs“ vgl. entsprechende Artikel in Ritter, Joachim (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Völlig neubearb. Ausg. des „Wörterbuchs der philosophischen Begriffe“ von Rudolf Eisler. Basel, 1976. Bd. 4. Sowie Krings, Hermann (Hrsg.): *Handbuch philosophischer Grundbegriffe*. Studienausg. München, 1973. Bd. 3.

anmerkt, der ganze Bereich der Bedeutung der Fantasie für das Erleben und die Entwicklung einer produktiven Bilderwelt wegfällt.

König beschäftigt sich auf mehreren Seiten seiner Arbeit über den „Begriff der Intuition“ gleichfalls mit der Frage des Zusammenhangs zwischen der vernünftigen Erkenntnis der objektiven Wirklichkeit und dem Gefühlsleben des Menschen, wenn man sie, die Intuition, wie hier geschieht, als eine autonome „Sphäre“ sieht.⁶³ König führt dazu weiter aus:

„Die kritische Philosophie, aufgefasst in der ihr von Kant selbst verliehenen einseitigen, starren Form⁶⁴, aber auch dann, ja dann erst recht, betrachtet, innerhalb welcher zwar eine vollendete Flüssigkeit und Lebendigkeit herrscht, aber eine Lebendigkeit, die nach „Außen“ hin, nach dem absolut Anderen ihrer selbst, ihre starre Geschlossenheit nur noch schärfer offenbart – kann nicht und darf auch nicht, wenn sie ehrlich bleiben will, den Menschen (irgendeinen und jeden einzelnen empirischen Menschen) zum Ausgangspunkt theoretischer Betrachtung machen.“⁶⁵

Diesen Ausführungen Königs ist unbedingt zuzustimmen, insbesondere unter dem Aspekt, unter dem in der vorliegenden Arbeit die Fantasie in den Mittelpunkt der menschlichen Fähigkeit, Erfahrungen zu machen, gerückt werden soll. Hierbei wäre es in der Tat fatal einseitig, wenn die Fantasie nur in jener ihr „von Kant verliehenen starren Form“ beim Aufbau der menschlichen Person, bzw. als Inhalt des menschlichen Erlebens, Berücksichtigung fände.⁶⁶

Vorsichtig, so scheint es, nähert sich König immer mehr dem für ihn letztlich unabweisbaren Faktum, dass sich in der Intuition – d.h. für den Kontext der hier vorliegenden Abhandlung – die Einbildungskraft bzw. die Fantasie nicht als etwas lediglich Zufälliges darstellt oder als etwas hier und da einmal Auftretendes, das zunächst noch weitgehend im Dunkeln bleibt: Im weiteren Verlauf seiner Untersuchung widmet sich König daher zunächst einmal der „spekulativen Philosophie“, insbesondere der Hegels, um dieses Phänomen näher aufzuklären.⁶⁷

⁶³ Vgl. König: *Der Begriff der Intuition*. Hildesheim/New York, 1981. S. 35 ff.

⁶⁴ Hier soll Kant natürlich nicht Unrecht getan werden, denn im Rahmen seiner erkenntnistheoretischen Intentionen lag es auch nicht, diesen Aspekt der Fantasie ausführlicher in den Blick zu fassen. Kant kam es im Wesentlichen darauf an, die Einbildungskraft in ihrer Funktion für die erkennende Vernunft darzustellen.

⁶⁵ König: *Der Begriff der Intuition*. Hildesheim/New York, 1981. S. 36 (Hervorhebung v. Verf.).

⁶⁶ Ebd. S. 38. Dies ist leider in der traditionellen Philosophie jedoch oft genug geschehen, geschieht größtenteils auch bis zum heutigen Tage so und bedarf einer entschiedenen Korrektur. König selber gibt hierzu schon einigen Anlass, wenn er betont, dass in dem Verhältnis, dass das Denken zu seinen Gegenständen hat, noch eine „ganz andere Haltung“ im Erkennen eine Rolle spielt, wenn man den „menschlichen Geist als ganze[n] und lebendige[n]“ im Erkenntnisprozess hinzuziehe.

⁶⁷ Ebd. S. 109.

Dies gelangt aber erst im daran anschließenden Kapitel über den Verstehensbegriff bei Dilthey zu einem zureichenden Verständnis, mit dem Ergebnis, dass bei Dilthey und Kant durchaus auch gleiche Intentionen bestehen: „Beide gehen auf die Herstellung von Wirklichkeitserkenntnissen [aus]. Das Verstehen soll das Mittel sein, um das, was wirklich geschehen ist, und in der Abfolge, in der es geschehen ist, zur Erkenntnis zu bringen. Der gerade Bezug auf empirische Wirklichkeit ist Anfang und Ende beider“. Beide streben „objektive Erkenntnis“ an, jedoch, so König, ist das Mittel zur Erkenntnis bei Dilthey „kein starrer Inbegriff abstrakt-allgemeiner Verstehensbegriffe, sondern [...] die erlebte Wirklichkeit unseres eigenen seelischen Zusammenhangs, und [...] für diesen erlebten Zusammenhang selbst [wird] ein unmittelbares, von Deutungen freies Auffassen, eben ein Erleben, angenommen [...].“⁶⁸ Das Bemühen von König richtet sich infolgedessen darauf, bei Dilthey nachzuweisen, dass jenes Mittel bei Dilthey nun die Intuition ist und dass Dilthey damit „durchgehend spekulative Bestimmungen, also die des Ganzen [verwendet]“.⁶⁹

Diese Interpretation Diltheys verdient durchaus Respekt, ist aber im Kern nicht zutreffend, denn Diltheys Auffassung vom Erfassen der Wirklichkeit hat etwas bemerkenswert Reales und so gut wie nichts Spekulatives, sie ist „keine Spekulation“. Vielmehr sieht Dilthey sich, von seinem Selbstverständnis her, durchaus als „Phänomenologe“.

Eine solche Auffassung von Erleben aber hat weit reichende Folgen für die Auffassung von dem, was als Fantasie nun mit Dilthey noch ein wenig genauer gekennzeichnet werden soll. Dilthey spricht aus diesem Grunde immer wieder von einer „beschreibenden Psychologie“, die das Erleben so zu erfassen versucht, wie es sich tatsächlich vollzieht, und es vollzieht sich in der Tat als eine sich kontinuierlich fortsetzende Ganzheit des Erlebens. Diese Ganzheit des Erlebens wird von Dilthey daher auch der (stets und ständig) „erlebbare Zusammenhang“ genannt. In einer solchen Vorstellung der Ganzheitlichkeit des Erlebens, im Unterschied zu einer elementaristischen Psychologie der Zerstückelung, liegt nichts Spekulatives, wie König wohl meint.⁷⁰

⁶⁸ Ebd. S. 93.

⁶⁹ Ebd. S. 108.

⁷⁰ Ebd. Dilthey verwendet durchgehend spekulative Bestimmungen, also die *des Ganzen*. Das Ganze ist dabei kein spekulativer Begriff.

Auch scheint König gegen Ende seines Dilthey-Kapitels von der Sache her klarer geworden zu sein, wenn er mit Dilthey die zentrale Bedeutung der Fantasie betont, um zur Erkenntnis wesentlicher Züge des Menschen zu gelangen. Dies nämlich wird deutlich, wenn er betont, dass die Fantasiegestalten...

„... ein eigenes Leben haben, wie wirkliche Kinder sind, zwar von ihrem Vater gezeugt, aber mit einer eigenen Wachstumsfähigkeit. Alle wahrhaft genialen Denker und Dichter haben mit ihren Geschöpfen mitgelitten; Goethe fürchtete sich, eine Tragödie zu schreiben, er spürte, er könne dabei selbst zugrunde gehen. In gleicher Weise gibt es einen Mut den eigenen Gedanken gegenüber; Nietzsche hat ihn z.B. in höchstem Maße besessen.“⁷¹

Und wieder lässt sich diesem Zitat Königs mit Dilthey nur zustimmen.⁷² Eine solche Auffassung von Erleben aber hat in der Tat weit reichende Folgen für die Auffassung von dem, was als Fantasie mit Dilthey jetzt noch ein wenig genauer gekennzeichnet werden soll.

Dilthey rückt die Fantasie entschieden in den Mittelpunkt menschlichen Seins und Lebens. Dies kommt besonders beim Künstler zum Ausdruck: „[Goethes] allseitig schaffende Kraft hatte in seiner Phantasie ihren Mittelpunkt“⁷³. Infolgedessen bemüht sich Dilthey an vielen Stellen seines Werkes um die Aufklärung dieses „Wunders“ der Fantasie, um so dem zentralen Wirken des Erlebens bzw. Erfassens der Wirklichkeit, einschließlich der Wirklichkeit des Menschen, näher zu kommen. Scheint es zunächst so, als wäre die Fantasie „ein von dem Alltagstreiben des Menschen gänzlich verschiedenes Phänomen [...], so ist sie doch nur eine mächtigere Organisation gewisser Menschen, welche in der seltenen Stärke bestimmter elementarer Vorgänge gegründet ist; von diesen aus baut sich dann das geistige Leben, seinen allgemeinen Gesetzen gemäß, zu einer ganz von den gewöhnlichen abweichenden Gestalt auf“.⁷⁴.

Im Weiteren bemüht sich Dilthey nun, dem Aufbau der Fantasie und des geistigen Lebens – nach „allgemeinen Gesetzen“ – genauer auf die Spur zu kommen. Zunächst versucht er auf die Implikationen des Fantasieerlebens einzugehen. So

⁷¹ Ebd. S. 109 ff.

⁷² Vgl. dazu auch Wilhelm Dilthey selbst in: *Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Vier Aufsätze von Wilhelm Dilthey*. Leipzig, 1906, S. 132: „Das Verhältnis der Phantasie zu ihren Gestalten gleicht innerhalb gewisser Grenzen dem wirklichen Menschen. So lebte Charles Dickens mit seinen Gestalten als mit seinesgleichen, litt mit ihnen, wenn sie sich der Katastrophe näherten, fürchtete sich vor dem Augenblick ihres Untergangs. Balzac sprach von den Personen seiner Comédie humaine als ob sie lebten; er analysierte, tadelte, lobte sie, als gehörten sie mit ihm zu derselben guten Gesellschaft“.

⁷³ Ebd. S. 125.

⁷⁴ Ebd. S. 127.

hat Fantasie sicherlich etwas mit anschaulicher Wahrnehmung zu tun, sie hat auch etwas mit Erinnerungsbildern und Einbildungskraft zu tun, jedoch gilt es, diese „Bausteine“ des Fantasielebens in ihrem spezifischen Zu- und Miteinander zu erfassen, erst dann zeigt sich nämlich das Fantasieleben als eine stete und ständige „Metamorphose.“⁷⁵

Schon in die Wahrnehmungsbilder, die zugleich Hauptgrundlage der Fantasiebildung sein können, wirken „mit ursprünglicher Macht“ die „Lebensbezüge, Stimmungen und Leidenschaften“⁷⁶ ein. Auch das Erinnern früherer Wahrnehmungen ist keine bloße, quasi mechanische Reproduktion, sondern, objektiv gesehen, erfahren die ansonsten gleichen Wahrnehmungsbilder, je nach Fähigkeit des erinnernden Individuums, eine spezifische Ausprägung. Die Dichter vor allem, so Dilthey, sind in der Lage, den „Erinnerungsbildern“ Augenscheinlichkeit und hellste Sinnfälligkeit [...] zu verleihen“, sodass dem Dichter auch aus seiner erlebten Vergangenheit eine große Fülle und Lebendigkeit erworbener Eindrücke zur Verfügung steht: „Daher sind auch Dichter meist gewaltige Erzähler“.

Die Fantasie des Dichters baut nun auf den Wahrnehmungs- und Erinnerungsbildern gleichsam eine „z w e i t e W e l t“ auf. Die geht dabei von einem „bestimmten inneren Gesichtspunkt aus“ – wenn man so will, einer leitenden Idee der Erzählung – und in ständiger Umformung der Bilder:⁷⁷ „Steigernd, mindernd, einordnend, verallgemeinernd, Typen bildend, gestaltend-umgestaltend [...] bringen diese Prozesse neue anschauliche Gebilde ohne Zahl hervor“⁷⁸. Dieser Umbildungsprozess, also die Metamorphose, macht nun das Wesen der Fantasie und in gesteigerter und ursprünglicher Form die dichterische Fantasie aus. Sie „wirkt mit höchster Stärke im Kind, im Naturmenschen, in den Menschen des Affekts und der Träume, in den Künstlern.“⁷⁹

Dilthey zieht hier besonders eine Parallele zu den „Gebilden des Traumes, welcher der älteste aller Poeten ist. [...] Das dichterische Kunstwerk lebt von daher aus der verdichteten Lebensfülle in der poetischen Fantasie und [es] kommt in ihr als zweite Welt zum Ausdruck“. Diese zweite Welt ist im Dichter bereits

⁷⁵ Ebd. S. 128 f.

⁷⁶ Ebd. S. 127.

⁷⁷ Ebd. S. 128.

⁷⁸ Ebd. S. 130.

⁷⁹ Ebd. S. 130.

vorhanden, „ehe er die erste Zeile [...] niederschreibt“⁸⁰. Erst dann, unter dem Einfluss denkender Betrachtung, wird das eigentlich Bedeutsame des Lebens so hervorgehoben, dass es „repräsentativ“ wird⁸¹. – Aus diesem Grunde kann Goethe auch die berühmten Worte sprechen: „[...] *dass in der Kunst, wie im Leben, kein Abgeschlossenes beharre, sondern ein Unendliches in Bewegung sei*“⁸². – „Daher“, so meint Dilthey weiter, „erschließt uns die Poesie das Verständnis des Lebens.“⁸³

Wenn die Fantasie also auf diese Weise konstitutiv für das dichterische Schaffen ist und wenn diese Fantasie im Aufbau der künstlerischen Erzählungen bestimmten inneren Gesetzen gehorcht und das Typische menschlichen Lebens zum Ausdruck bringt, dann lässt sich in den Fantasieproduktionen stets auch alles dem Menschen und seinem Leben Mögliche ermitteln und zeigen. Dies gilt selbstverständlich auch für die Märchenfantasie, d.h. methodisch gesehen lässt sich aus den Märchengeschichten die Fülle und der Aufbau des menschlichen Lebens allgemein und des kindlichen Lebens im Besonderen erschließen.

Fantasie ist aber nicht bloß zu verstehen als ein größtenteils heilloses, regelloses Durcheinander von gefühlsbetonten und – mehr oder weniger – sich willkürlich arrangierenden Bildern und Vorstellungen, sondern als etwas, das in einer spezifisch passenden, *eigenen Logik* erscheint und sich zumindest zunächst *der Logik der Vernunft* entzieht oder ihr sich gar als geheim und verschlossen präsentiert.

Jedoch bereits Nietzsche, erst recht Dilthey und insbesondere Freud und Jung haben im „fantastischen“ Denken eigene, gesicherte Bildungsformen entdeckt, die für die Konstitution der Weltbilder und der Bilder vom Menschen von fundamentaler Bedeutung sind. So spricht z.B. schon Dilthey von der Fantasie als vom „schweigenden Denken“, das das Weltverhältnis des Menschen ursprünglich bestimmt. Von daher lässt sich sagen, dass das ursprüngliche Verhältnis des Menschen zu seiner Welt und Umwelt nicht im engeren Sinne vernünftig, sondern emotional-fantastisch ist, oder etwas anders mit Nietzsche, Freud und Jung

⁸⁰ Ebd. S. 131.

⁸¹ Ebd. S. 132. Vgl. auch S. 141.

⁸² Goethe, Johann Wolfgang von: „Schriften zur Kunst. Winckelmann und sein Jahrhundert. Glücksfälle“. In: *Artemis-Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche*. Zürich/Stuttgart, 1948 ff. Bd. 13. S. 436. zitiert nach Dobel, Richard: *Lexikon der Goethe-Zitate*. Düsseldorf, 2002. S. 485 (Hervorhebung v. Verf.).

⁸³ Dilthey: *Das Erlebnis und die Dichtung*. 1906. S. 139.

ausgedrückt, besteht die ursprüngliche Erfahrung des Menschen aus bewegten Bildern, die sich zu Geschichten ausgestalten.⁸⁴

Diese Bilder und Geschichten sind nun nicht als irgendwelche chaotisch-ordnungslosen, bloßen Fabulierungen anzusehen: Sie sind immanent organisiert nach einer eigenen Logik, die noch wenig von einer streng vernünftig-formalen Logik an sich hat. Vielmehr drücken diese Bilder und ihre Geschichten – etwas, was bereits Nietzsche und Freud ebenfalls häufiger betonen – unsere ursprünglich archaischen Gefühle und Affekte aus. Dies lässt sich ganz einfach daran aufzeigen, dass wir – auch noch im erwachsenen Zustand – in eine solche Bilderkonstellation „zurückfallen“, wenn wir drängende, um nicht zu sagen triebhafte Gefühle verspüren. Beispielsweise bei starken Hunger- oder Durstgefühlen beginnen wir in Bildern die Erfüllung sozusagen zu „halluzinieren“.⁸⁵ Wir träumen dann z.B. von Lieblingsspeisen wie Schnitzel und Desserts oder auch von perlenden Getränken. Oder wenn ein Schmerz uns besonders quält, sprechen wir davon, dass es, bildlich formuliert, „bohrt“, „klopft“ oder „sticht“. Schließlich beginnen wir auch, wenn uns Langeweile anfällt, nach irgendwelchen „tollen Ereignissen“ zu suchen. Plötzlich sehen wir uns in einen spannenden „Krimi“ verstrickt, können ebenso von irgendwelchen Sexualfantasien „überfallen“ werden⁸⁶ oder wir versuchen, uns irgendwelche Heldengeschichten, etwas à la Tarzan oder à la Spiderman, „auszuspinnen“. Dann sind wir schon sehr nahe an – zunächst persönlich erscheinenden – „tollen“ Bildergeschichten, um die Spannung der ursprünglich drängenden Gefühle aufzufangen und zu gestalten.

Damit aber sind wir im Grunde genommen auch schon mitten im Thema „Fantasie, Mythen, Sagen und Märchen“, denn die Märchen und die Träume sind nach Freud nichts anderes als die „kollektiven Mythen der Menschheit.“⁸⁷

⁸⁴ Dies ist bereits von Nietzsche oftmals und ausdrücklich festgestellt worden, so z.B. in seinem Aufsatz „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne“. In: Nietzsche, Friedrich: *Werke in drei Bänden*. hrsg. von Karl Schlechta. Bd. 3. München, 1982. S. 316 ff.

Vgl. Freud, Sigmund: „Die Traumdeutung (TD)“. *Studienausgabe*. Hrsg. von A. Mitscherlich/ A. Richards/J. Strachey. Frankfurt a.M., 1969. Bd. 2. S. 524.; Auch Freud hat im Anschluss an Nietzsche den Traum als eine spezifische Form der Fantasie verstanden und ihn „die ursprüngliche Sprache der Menschheit“ genannt.

⁸⁵ Vgl. Freud: TD. *Studienausgabe*. 1969. Bd. 2. S. 568.

⁸⁶ Vgl. Busch, Wilhelm: „Der heilige Antonius von Padua“. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Hamburg, 1987. S. 302-365.

⁸⁷ Freud: TD. *Studienausgabe*. 1969. Bd. 2. S. 524.

1.4 Die zentrale Bedeutung der Fantasie für das kindliche Erleben

Nicht nur der Traum und der Mythos sprechen in Bildern – man könnte es eine „ursprüngliche Bildersprache“ nennen – sondern auch die Anfänge und Weiterentwicklungen des kindlichen Erlebens vollziehen sich in Form von Bildergeschichten. Dies ist schon oft gesagt und betont worden und hat auch zweifelsohne eine eigenartige Evidenz. Man braucht nur an seine eigene Kindheit zu denken und sich dabei an irgendwelche Ereignisse wie Weihnachten oder erste Erlebnisse, z.B. mit anderen Kindern oder Tieren, zu erinnern. Oft sind es solche Begebenheiten, die wir als Kinder in sinnlich-anschaulicher Weise erfahren haben: So ist uns noch der Geruch der Bratäpfel und Nüsse zu Weihnachten „in der Nase“ oder unsere Finger „erinnern“ sich noch an das weiche Fell des Lieblingstieres. Oder wir haben noch genau vor Augen, wie der Mond am Horizont erschreckend orangefarben und riesig, wie ein apokalyptisches Geschehen oder auch als freundliches „Mondsgesicht“, aufging. Dennoch soll an dieser Stelle dieses Phänomen zusätzlich auch mit Hilfe solcher bekannter (Kinder-)Psychologen, wie etwa Jean Piaget, Sigmund Freud, C.G. Jung u.a. wissenschaftlich untermauert werden.

So umstritten zumindest einige der Auffassungen Sigmund Freuds bis zum heutigen Tage auch sein mögen, so ist doch unbestreitbar, dass er einer der ersten Psychologen war, der die kindliche Erlebniswelt in ihrer großen Bedeutung für die spätere Entwicklung, bzw. das menschliche Seelenleben insgesamt, erkannt und erforscht hat.⁸⁸ Hierbei hat er insbesondere dem Fantasieleben eine hohe Bedeutung zugemessen.

Wenn auch bereits Dilthey der Fantasie im menschlichen Erleben und Erkennen eine großen Stellenwert gegeben hatte, so hat doch als einer der ersten Freud auf die zentrale Bedeutung der Fantasie für das *kindliche* Seelenleben hingewiesen. Schon in seiner Traumdeutung erläutert Freud, dass das „halluzinatorische Phantasieren“ eine uranfängliche Tätigkeit des Seelenlebens ist, vor allem in der Form, dass wir jeweils dann, wenn es uns an etwas (Lebens-)Wichtigem mangelt – z.B. bei großen Hunger- oder Durstgefühlen (wie eben bereits erwähnt) – wir

⁸⁸ Üblicherweise lässt man allerdings die empirische Entwicklungspsychologie Ende des 19. Jahrhunderts mit den akribischen Aufzeichnungen des Kinderarztes Wilhelm Pfeiffer beginnen. Vgl. Pfeiffer, Wilhelm: *Die Seele des Kindes*. Leipzig, 1895.

die Erfüllung dieses Bedürfnisses halluzinatorisch⁸⁹ vorwegzunehmen geneigt, um nicht zu sagen, gezwungen sind.⁹⁰

In dem leider kaum bekannt gewordenen Aufsatz „Der Dichter und das Phantasieren“⁹¹ setzt Freud solche Gedankengänge unter ausdrücklichem Bezug auf das kindliche Seelenleben fort: So versuchen Kinder ihre drängenden Bedürfnisse – noch ungehemmt durch kulturelle Überformung – direkt auszuleben bzw. zu agieren. Je mehr ihnen dies aber „aberzogen“ wird, vor allem aus Gründen der Scham und des Ekels, verlegen sie dieses Handeln nach ihren Bedürfnissen nach „innen“, d.h. sie beginnen mehr und mehr zu phantasieren⁹²⁹³.

Von Seiten der nicht psychoanalytisch orientierten Forschung vertritt vor allem auch Piaget eine durchaus vergleichbare Auffassung: Er sieht den Beginn des Denkens verwurzelt in rudimentären Formen kindlichen Handelns. Erst mit Ausklingen dieser Phase setzte mehr und mehr ein quasi „verinnerlichtes“ Handeln ein und damit unter anderem ein anschauliches und symbolhaftes Denken, das nach Auffassung Piagets noch stark ego-zentrisch, animistisch ist.

⁸⁹ Unter „halluzinatorisch“ versteht Freud nicht unbedingt und auch nicht in erster Linie eine psychopathologische Krankheitserscheinung (Freud: TD. *Studienausgabe*. 1969. Bd. 2.; VII. Kap. S. 539).

⁹⁰ So meint auch der Pädagoge Dolle-Weinkauff, dass der Aufklärung der „Struktur der Phantasie und der Rolle des Spiels eine hohe Bedeutung beim Verständnis des Märchens, insbesondere in seiner Rolle für die kindliche Seele, zukomme“. Ausdrücklich betont er, dass es der Freud'schen Psychoanalyse vorbehalten gewesen sei, „auf diesem Gebiet weiter vorzudringen, was bekanntlich nicht ohne Folgen auch für die weitere Erforschung des Märchens blieb“. Dolle-Weinkauff, Bernd: *Psychologie der Interpretation*, Zürich/Stuttgart, 1970. Bd. 1. S. 96 u. S. 99ff.

⁹¹ Freud, Sigmund: „Der Dichter und das Phantasieren“. *Gesammelte Werke*, Bd. 7. Frankfurt a.M., 1908/1999. S. 212-223.

⁹² Ob auch schon das Kleinkind oder gar der Säugling Formen von Fantasie entwickelt, ist – da methodisch auch schwer zugänglich – in der Forschung allgemein, wie in der psychoanalytischen Forschung, umstritten. Vgl. dazu Dornes, Martin: *Der kompetente Säugling*. Frankfurt a.M., 1993. S. 197 ff.

⁹³ In diesem Zusammenhang verweist Ulreich in ihrer Dissertation „Märchen in erzieherischer Bedeutung“ auch auf die – nach tiefenpsychologischer Auffassung – engen Parallelen zwischen Traum und Märchen hin. Allerdings kann ihrer dort vertretenen Auffassung, dass der größte Teil der Trauminhalte, speziell der Traumsymbolik, sexueller Natur sei, hier nicht Folge geleistet werden (S. 96 ff.). Eher schon lässt sich der Auffassung der Verfasserin folgen, dass das Märchen – mit C. G. Jung – archaische Inhalte des Unbewussten aufweist (S. 94). Vgl. dazu auch Fromm: *Märchen, Mythen und Träume*. 1957. Sowie: Baßler, Wolfgang: „Der Traum als Phänomen der allgemeinen Psychologie. Skizze zu einer Interpretation des VII. Kapitels der Traumdeutung Sigmund Freuds“. In: Blothner, Dirk (Hrsg.): *Entschieden psychologisch. Festschrift für Wilhelm Salber*. Bonn, 1993. Ferner: Baßler, Wolfgang: „Freuds Ästhetiktheorie“. In: Prokot, Inge/Wirth, Hans-Jürgen (Hrsg.): „Freud“ an Freud. 100 Portraits von Inge Prokot. Gießen, 2006.

Dabei setzt Piaget dieses Denken nicht sofort mit der Fantasiefähigkeit gleich, sondern führt hier noch weitere Unterscheidungen an.⁹⁴

Ohne nun in ausführlicherer Form auf die Auffassungen von Sigmund und Anna Freud in der neueren kinderanalytischen Forschung einzugehen, kann im Rahmen des hier zu bearbeitenden Themas zweifellos gesagt werden, dass es zwischen der kindlichen Fantasiewelt und der fantastischen Märchenwelt wesentliche Parallelen und Übereinstimmungen gibt, wenn nicht gar beide Phänomene „zwei Seiten derselben Medaille“ sind: Geht es doch in beiden Bereichen um anschaulich-bildliche Erlebensformen, bei denen zugleich die Gesetze des vernünftigen Denkens – zumindest teilweise – keine Bedeutung haben. Vielmehr gelten hier eigenlogische Gestaltungsformen.⁹⁵

Mit der tiefenpsychologischen Interpretation der Märchen, ihrer Probleme und Möglichkeiten, aber auch ihrer Grenzen, hat sich vor allem Hans Eberhard Giehrl in seinem Werk „Volksmärchen und Tiefenpsychologie“ beschäftigt.⁹⁶ Im Mittelpunkt seiner Überlegungen in Bezug auf die Auffassungen Freuds zur Psychologie des Märchens steht ganz grundlegend Freuds Feststellung, dass es auffällige Parallelen zwischen Märcheninhalten und ihrer Symbolik einerseits und Trauminhalten und ihrer Symbolik andererseits gebe. Märchen und Mythen seien die „entstellten Überreste von Wunschfantasien ganzer Nationen“ bzw. die „Säkularträume der jungen Menschheit“.⁹⁷

Nach Freuds Auffassung nämlich sind Mythen, Träume und Märchen verdeckte Wunscherfüllungen archaischer, psychischer Regungen und Tendenzen, die im

⁹⁴ Vgl. Piaget, Jean: *Psychologie der Intelligenz*. Mit einer Einführung von Hans Aebli. Freiburg, 1974. S. 135 ff.

⁹⁵ Auf diesen Zusammenhang zwischen Fantasie, kindlicher Fantasie und Märchenwelt (sowie auch der Traumwelt) ist bereits in der früheren Märchenforschung – aber auch bis heute immer wieder – hingewiesen worden, vgl. S. 13 ff. vorl. Arbeit.

Auch Dietmar Heger betont noch in jüngster Zeit die zentrale Bedeutung der Fantasie für das menschliche (Seelen-)Leben allgemein und für das kindliche im Besonderen. (Heger, Dietmar: „Überlegungen zu: Phantasie in der Entwicklung“. In: Wardetzky, Kristin et. al. (Hrsg.): Märchen in Erziehung und Unterricht heute. Bd. II: Didaktische Perspektiven. 1997. S. 59-77. S. 59 f.)

⁹⁶ Giehrl, Hans Eberhard: *Volksmärchen und Tiefenpsychologie*. München, 1970.

⁹⁷ Ebd. S. 35 ff.;

Vgl. dazu aber auch Freuds Bemerkung in seinem Hauptwerk „Die Traumdeutung“, dass sich im Traum „ein uraltes Stück Menschentum“ zeige und dass wir „durch die Analyse der Träume zur Kenntnis der archaischen Erbschaft des Menschen“ gelangen können, der archaischen Erbschaft des Menschen, wie sie sich auch in den mythischen Vorstellungen der Menschen, sozusagen als kollektive Träume, niedergeschlagen haben. (Freud: TD. *Studienausgabe*. 1969. Bd. 2. S. 250, 260 f., 267, 524. Vgl. auch ebd. S. 561 und ferner Freud, Sigmund: „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“. *Studienausgabe*. Hrsg. von A. Mitscherlich/A. Richards/J. Strachey. Frankfurt a.M., 1969. Bd. 1., S. 204.)

Traum und im Märchen in Bildern und Geschichten, oft in einer symbolischen Form zum Ausdruck kommen.

Hierbei muss jedoch sehr wohl beachtet werden, dass es auch einen wichtigen Unterschied zwischen Traum und Märchen gibt, auf den bereits Josephine Bilz eingegangen ist: nämlich, dass das Märchen ein Kunstwerk mit Tradition ist und in der Darstellung Züge eines ordnenden Geistes sichtbar werden lässt, die dem Traum oftmals fehlen.

Hedwig von Beit betont, dass der tiefenpsychologischen Deutung von Märcheninhalten Grenzen gesetzt sind, insofern diese Deutungen sich eben nur auf die Ähnlichkeiten zwischen Traum- und Märchenmotiven beziehen können. Trotzdem besteht hierin auch eine besondere Stärke tiefenpsychologischer Märcheninterpretation.

Über die „Denkformen“ allerdings, aus denen die Märchen im Bereich eines jeweiligen Volkes entstanden und geformt worden ist, kann die Tiefenpsychologie – laut Giehrl – schon weniger aussagen, sie sei sogar in der Gefahr von Missdeutungen, nämlich solchen, die den literarischen und historischen Kontext des Märchens zu wenig beachten. Dennoch, so meint Giehrl mit Freud und Jung, werde im Märchen wie im Traum eine „allgemeine, urtümliche Welterfahrung des Menschen“⁹⁸ bearbeitet und schlage sich dort dann nieder. Diese urtümliche Welterfahrung zeigt sich für Giehrl vor allem und besonders präsent in den Archetypen, wie sie vor allem von C.G. Jung herausgearbeitet worden sind. Dies versucht er auch mit Hedwig von Beit, an einigen Beispielen aufzuzeigen, wie z.B. an dem Archetypus des „Vaters“.⁹⁹ Auf die Möglichkeiten tiefenpsychologischer Interpretation von Märchen soll nun an dieser Stelle noch nicht weiter eingegangen werden. Diese sollen vielmehr in die einzelnen Märcheninterpretationen, ab Kapitel 2 dieser Arbeit, einfließen.

1.5 Mögliche Einwirkungsweisen des Märchens auf das kindliche Fantasieleben

⁹⁸ Giehrl: Volksmärchen und Tiefenpsychologie. 1970, S.59

⁹⁹ Ebd. S. 46 ff.

Die Einwirkungsmöglichkeiten psychologischer und pädagogischer Art von Seiten der Märchen auf das kindliche Seelenleben (das notwendigerweise im Fantasieleben beinhaltet ist) sollen nun noch kurz skizziert werden. Zum einen muss jedes Kind lernen, seinen Gefühlen Ausdrucksformen zu geben, die über das bloß Elementar-Biologische (etwa Schreien, Lachen, Weinen) hinausgehen und im Laufe der kindlichen Entwicklung differenzierter werden. Es muss also lernen, in das ständig Mannigfaltige emotionaler Affektionen eine gewisse Ordnung und Durchgliederung zu bringen, damit es nicht dauernd von einem ständigen Wechselspiel von Gefühlen überflutet wird. Dazu verhilft die den Menschen, d.h. auch dem Kind, natürliche, mitgegebene Veranlagung, Gefühle – insbesondere heftige, leibnahe Gefühle – in Bilder zu übersetzen, so wie Freud dies – wie bereits vorhin angedeutet – im VII. Kapitel seiner Traumdeutung beschreibt.

Piaget vergleicht dieses bildhafte Erleben des Kindes mit einer Art Film, der sich jedoch zum Teil noch aus bruchstückartigen Einzelbildern zusammensetzt.¹⁰⁰ Also muss das Kind darüber hinaus lernen, aus diesen Einzelbildern eine zusammenhängende Geschichte zu machen, die seinen Bedürfnissen und Wünschen einen zunächst rudimentären, dann aber immer angemesseneren Ausdruck verleiht. Da Gefühle aber oft sehr intensiv und damit auch bedrängend sind, kann man die anfänglichen und auch noch die späteren Ausdrucksformen des Kindes, in solch bildhafter Form, noch keineswegs als vernünftig und abstrakt-logisch bezeichnen, sondern viel eher als sehr ausladend, geradezu exorbitant, fantastisch.

Schließlich muss das Kind in einem weiteren Entwicklungsschritt auch noch lernen, diese „tollen“, „wunderbaren“, zunächst anschaulich erlebten Bilder und Geschichten in sprachliche Ausdrucksweisen zu transformieren.

Bei all diesen Entwicklungsschritten ist das Märchen eine Hilfe, wie man sie sich besser kaum vorstellen kann. Denn auch beim Märchen handelt es sich ganz unbestreitbar – wie ja auch schon öfters betont – um sehr anschauliche und lebensnahe Bilder und Geschichten. Geschieht die Ausgestaltung dieser Bilder und Geschichten oftmals in sehr fantastischen bzw. fantasievollen Formen, werden die archaischen Gefühle, Wünsche, Ängste, Bedürfnisse etc. unmittelbar angesprochen. Deshalb ist auch die Sprache der Märchen eine sehr bilderreiche,

¹⁰⁰ Piaget: *Psychologie der Intelligenz*. 1974. S. 137 f., vgl. auch 170 f.

die die fantastischen Geschichten in einer sehr farbigen, lebendigen und phänomennahen Sprache zum Ausdruck bringt. Das alles heißt, dass Märchen einen unschätzbareren Beitrag zur Erziehung des Kindes leisten können. Dazu bemerkt Ulreich, dass Märchen dem Kind eine ursprüngliche Welterfahrung vermitteln können, „durch konkrete Bilder veranschaulicht“:

„Das Märchen weist gewisse Strukturelemente auf, die dem kindlichen Rezipienten entgegenkommen: seine Bildhaftigkeit, die Beweglichkeit und der Abwechslungsreichtum seiner Handlung, seine magischen Bestandteile, die Überdeutlichkeit seiner Archetypen. Auf diese Weise trägt das Märchen dazu bei, mitmenschliche Kontakte in der Phantasie zu erproben [...].“¹⁰¹

All dies sind sicherlich Gründe, warum Märchen sich als Begleiter der kindlichen Welt so lange gehalten haben und in Zukunft gewiss auch sicher halten werden: Sie passen zu den – mit Freud gesagt – „unsterblichen“ Kinderwünschen. In den ab dem 2. Kapitel dieser Arbeit aufgeführten Märchen soll daher zunächst einmal die Fülle kindlicher Fantasiebildung in ihren typischen Ausprägungen vorgestellt werden. Im Zusammenhang damit wird das Augenmerk besonders darauf zu richten sein, welche markanten Anknüpfungspunkte für ein erzieherisch angemessenes Eingehen auf die Bedürfnisse des Kindes in diesem reichhaltigen Fantasieleben zu finden sind, d.h. wie mit Hilfe von Märchen diese Bedürfnisse des Kindes erkannt, aufgegriffen und gefördert werden können.

In der bisherigen Forschungsliteratur findet zwar schon eine umfangreiche Märchenforschung ihren Niederschlag, dies jedoch zunächst und vor allem unter historisch-philologischen Gesichtspunkten¹⁰². Der tiefenpsychologische Aspekt in der Märchenforschung setzt erst vor ca. 80 bis 100 Jahren ein, sodass auch der in der Tiefenpsychologie zentrale Gesichtspunkt der Bedeutung der Fantasie des Kindes erst seit dieser Zeit in den Vordergrund gerückt ist. In der Tiefenpsychologie wird aber nicht nur ausführlich die Bedeutung der Fantasie des Kindes beleuchtet, sondern auch, wie diese sich in den Märchen wieder findet. Daher wird die Fantasie in der vorliegenden Arbeit bei den Interpretationen der

¹⁰¹ Ulreich: „Märchen in erzieherischer Bedeutung“. 1983. S. 130 f. Der Verfasserin lässt sich allerdings nicht darin folgen, dass Märchen „ein in sich geschlossenes Welt- und Menschenbild vermitteln“ würden. Vielmehr vermitteln Märchen das gesamte Spektrum menschlicher Wünsche und Möglichkeiten und dies oft auch in widersprüchlichen Ausdrucksformen, so widersprüchlich und differenziert wie das menschliche Leben sich eben auch darstellt.

¹⁰² Vgl. u.a. Karlinger (Hrsg.): *Wege der Märchenforschung*. 1973.; Karlinger: *Geschichte des Märchens im deutschen Sprachraum*. 1988.; Röhrich: *Märchen und Wirklichkeit*. 1974.; Röhrich, Lutz (Hrsg.): *Wage es den Frosch zu küssen. Das Grimmsche Märchen Nr. 1 in seinen Wandlungen*. Köln, 1987.

jeweils einzelnen Märchen – wie eben schon betont – besondere Berücksichtigung finden.

Die pädagogischen Implikationen der kindlichen Fantasie sind aber in der bisherigen pädagogischen Forschung zum Teil noch in einer kontroversen Diskussion begriffen. Zwar ist hier das Thema „Märchen“ in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr aufgegriffen worden, oft jedoch eher unter dem Gesichtspunkt der Schulpädagogik, also vor allem unter der Fragestellung, wie Kindern Märchen im Unterricht nahe gebracht und vermittelt werden können¹⁰³. In den letzten fünfundzwanzig Jahren jedoch hat sich auch die pädagogische Diskussion zunehmend mit der Frage nach den erzieherischen Werten der Märchen im Allgemeinen beschäftigt¹⁰⁴. So versucht etwa Monika Born in einigen Thesen zusammenzufassen, was die Erzieher und Lehrer beachten sollten, wenn sie Kindern Märchen nahe bringen bzw. an die Lektüre von Märchen heranführen wollen¹⁰⁵.

Oftmals geht es in der pädagogischen Diskussion dabei auch um die Frage nach der impliziten oder auch expliziten Moral, die Märchen womöglich vermitteln. Die Auffassungen hierzu sind sehr unterschiedlich. Größtenteils zeigt sich aber in der Literatur der letzten Jahrzehnte – sicherlich durch Bruno Bettelheim als Pionier angeregt – dass Märchen von pädagogischer Seite als von moralischen Belehrungen frei angesehen werden oder dass die moralische Seite des Märchens zumindest nicht im Vordergrund steht. So schreibt etwa Mallet: „Märchen sind nicht zu Zwecken der Moral erfunden und erzählt worden, und auch emanzipatorische Tendenzen dienen wahrlich nicht immer wünschenswerten pädagogischen Zwecken.“¹⁰⁶ Und Mallet fährt fort: „Disziplinierung oder Emanzipation? In diese enge Alternative lassen Märchen sich kaum pressen“, vielmehr seien Märchen zunächst einmal stets „faszinierende Geschichten [...]“

¹⁰³ Vgl. Born, Monika: „Der Markt der didaktischen Konzepte. Ein Überblick über die didaktischen Positionen der letzten zehn Jahre“. In: Dinges et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. 1986. S. 41-61.; Vgl. dazu auch die anderen Aufsätze in diesem Sammelwerk.

¹⁰⁴ Vgl. Wardetzky, Kristin/Zitzlsperger, Helga (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute. Bd. 2: Didaktische Perspektiven*. Baltmannsweiler, 1997; Zitzlsperger, Helga: „Kreativer Umgang mit Märchen in der Grundschule“. In: Dinges et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. 1986. S. 99-114.

¹⁰⁵ Born: „Der Markt der didaktischen Konzepte“. In: Dinges et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. 1986. S. 41-61. S. 57 ff.

¹⁰⁶ Mallet, Carl-Heinz: „Märchen: Disziplinierung oder Emanzipation?“. In: Dinges et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. 1986. S. 85-90. S. 88.

gewesen“¹⁰⁷, die Kindern in jeder Beziehung Identifikationsmöglichkeiten und Lebenshilfen anbieten. Dabei, so Mallet, „fragt sich nur, ob die Geschichte[n] bei Kindern auch [...] ankomm[en]“¹⁰⁸ bieten sie doch „einen wahrhaft unglaublichen Reichtum an Lebensentwürfen“¹⁰⁹ und Lebensmöglichkeiten. Infolgedessen muss man Kindern auf pädagogische Art und Weise helfen, in diesem „unglaublichen Reichtum“ eine gewisse, für die Kinder brauchbare Übersicht zu finden. So weist auch Walter Scherf darauf hin, dass Märchen Kindern das gesamte Spektrum und Abbild des (Seelen-)Lebens bieten mit allem, was uns an Denken und Wunschdenken bewegt.¹¹⁰ Auch Irene Eichberger-Kiener vertritt diese Auffassung: „Märchen sind Urbilder, Versuche, [...], die Lebenserfahrung und den Lebenssinn anzudeuten“, sie sind dabei auch „Orientierungshilfe“, aus ihnen kann das Kind erfahren, was es für sein Leben braucht¹¹¹.

Ähnlich deutlich schreibt der renommierte zeitgenössische Heilpädagoge Otto Speck in seinem Werk „Erziehung und Achtung vor dem Anderen. Zur moralischen Dimension der Erziehung“, dass es bei den Märchen ganz allgemein um die Chance gehe, „Ängste zu verarbeiten, die dunklen Seiten im einzelnen Menschen und das Böse in der Welt zu erkennen, auf eigenen Lebensmut und eigene Kraft zu setzen, an das Gute zu glauben und auf einen guten Ausgang zu hoffen.“ Dabei betont er im Weiteren besonders, dass die „durchgehende Botschaft“ im Märchen stets darin bestehe, dass

„der Kampf gegen die Erschwerungen des Lebens unvermeidlich ist und ihre Überwindung ein glücklicheres Leben [...] bedeutet bzw. verheißt. Das Böse [...] wird besiegt bzw. kann besiegt werden; es wird sogar bestraft und bleibt nicht Sieger, wie es vielfach im Leben scheint. Der Held, der das Böse besiegt, ist jeweils am attraktivsten, so dass das Kind sich mit ihm identifizieren kann. Es leidet mit ihm und triumphiert schließlich mit ihm.“¹¹²

Diese „durchgehende Botschaft“, so meint Speck – auf den ersten Blick vielleicht etwas überraschend, weil doch wieder Moral, aber eben keine Kasuistik ins Bild tritt – sei zugleich „die *Grundgestalt* der Moral“, die im Märchen „im Rahmen

¹⁰⁷ Ebd. S. 89.

¹⁰⁸ Ebd. S. 86.

¹⁰⁹ Scherf, Walter: „Das Kind als Rezipient des Märchens“. In: Dinges et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. 1986. S. 61-78. S. 74.

¹¹⁰ Ebd. S. 75 f.

¹¹¹ Eichberger-Kiener, Irene: „Märchen im Unterricht und als Entwicklungshilfe für verhaltensauffällige Schüler“. In: Dinges et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. 1986. S. 78-85. S. 78 ff.

¹¹² Speck, Otto: *Erziehung und Achtung vor dem Anderen. Zur moralischen Dimension der Erziehung*. München, 1996. S. 201.

einer Geschichte, d.h. eines konkreten Lebenszusammenhangs [erscheint]“.¹¹³ Auch vertritt Speck die Auffassung, dass Märchen in entscheidender Weise dazu beitragen, wie das Leben *gemeistert werden kann*. Die Märchen würden nämlich immer von den *zentralen Grundproblemen* der Moral handeln: von der Selbstachtung und der Selbstbehauptung, bzw. von der Achtung vor der Persönlichkeit des anderen. Speck ist weiterhin der Meinung, dass Märchen besonders gut geeignet sind, Kindern diese grundlegende Form der Moral zu vermitteln, weil Märchen dem Kind „bildhaft erlebbar“ machen, wie die großen Perspektiven des Lebens, nämlich die nach Sinn, nach Hoffnung, nach Sieg und Erlösung, erfahren werden können, insbesondere beim Ringen zwischen Gut und Böse. Damit treffe das Märchen auch die „zentralen inneren Fragen und Probleme des Kindes“. Darüber hinaus liege „der elementar didaktische Wert der Märchen in der Klarheit ihrer Gestalten: sie verkörpern entweder eindeutig das Gute oder eindeutig das Böse; sie sind weder doppeldeutig noch gleichgültig in *ihrem Wert für das Leben*. Eindeutigkeit wird das Kind überhaupt in die Lage versetzen, eine elementare Ordnung in sein emotionales Leben zu bringen.“¹¹⁴ In diesem Zusammenhang ist es, nach Speck, auch wichtig, dass das Märchen stets ein gutes Ende nimmt. Dabei ist es für das Erleben des Kindes notwendig, „dass das Bedrohliche wirklich ernst genommen und nicht beschönigt und verniedlicht wird.“¹¹⁵ Denn nur so kann das Kind lernen, mit den von ihm selber erfuhrten und erfahrenen Ängsten und Bedrohungen in angemessener Weise fertig zu werden. Hierzu bieten die Märchen immer wieder Vorbilder an, die stets mit den grundlegenden Schwierigkeiten des Lebens fertig werden, und wenn es sein muss auch einmal mit Tricks.¹¹⁶

Es soll in diesem Sinne in der vorliegenden Arbeit darauf eingegangen werden, wie die Erfordernisse der kindlichen Fantasie, wie sie sich eben auch in den Märchen ausdrückt, zur Förderung in der Erziehung nutzbar gemacht werden können, das aber heißt auch darauf einzugehen, wie das Kind für sich selbst diese Märchen, nicht zuletzt auch in einer Art eigener Erziehung, nutzbar macht.

¹¹³ Ebd. Hervorhebung v. Verf.

¹¹⁴ Ebd. Hervorhebung v. Verf.

¹¹⁵ Ebd.

¹¹⁶ Vgl. auch Baßler, Wolfgang: „Klassische Mythen und Märchen und deren Bedeutung für die kindliche Erlebniswelt“. In: Hucklenbroich-Ley, Susanne/Ladenthin, Volker/Müller-Ruckwitt, Anne (Hrsg.): *In den alten Zeiten, wo das Lesen noch geholfen hat,... Lesen früher und heute*. Bonn, 2004. S. 183-198.

1.6 Methodenfragen

Spätestens an dieser Stelle erhebt sich auch die Frage, in welcher Weise ein Sich-Beschäftigen mit Märchen konkreten Einfluss auf das Erleben und das daraus folgende Handeln von Kindern nimmt. Wie bereits zu Beginn dieser Einleitung angemerkt, wurde – schon mit den Brüdern Grimm beginnend und danach von vielen anderen, zuletzt noch von den so genannten 68ern – immer wieder die Frage diskutiert, ob Märchen nun schädlich oder hilfreich für die Entwicklung und Erziehung des Kindes seien. Hierzu ist aber in *der bisherigen Forschung* – außer von wenigen Ausnahmen abgesehen – bisher kaum je eine empirische Untersuchung vorgelegt worden.

Eine solche Ausnahme ist in der umfangreichen empirischen Untersuchung von Gertrude Riedel zu sehen¹¹⁷. Riedel ist dabei methodisch gemäß dem Standard empirisch-wissenschaftlicher Untersuchungen in der empirischen Sozialforschung vorgegangen. Die „Grundhypothese“, die sie anhand von Test-Fragebögen untersucht, lautet: Kinder einer bestimmten Altersstufe beiderlei Geschlechts, mit einer bestimmtem Schulbildung (höhere Schule, Hauptschule), aus unterschiedlichen sozialen Schichten, die mit Märchen aufgewachsen sind, „neigen *nicht* zu mehr Angstreaktionen und aggressivem Verhalten als solche, die nicht mit Märchen aufgewachsen“ sind¹¹⁸. Im weiteren Verlauf werden von Riedel aus dieser Grundhypothese „Prüfhypothesen“ abgeleitet, in denen als abhängige Variable die Intelligenzleistung, die Kreativität sowie die sprachliche Ausdrucksform dieser Kinder untersucht werden sollen. Im Anschluss daran werden von Riedel zwei so genannte „Extrem-Gruppen“ gebildet, nämlich: Kinder mit Märcheneinfluss und Kinder ohne Märcheneinfluss. Um diese beiden Gruppen bilden zu können, wurden hierzu die Kinder befragt bzw. wurden ihnen Märchenanfänge aus verschiedenen Märchen der Brüder Grimm vorgegeben, die sie im Folgenden nacherzählen, bzw. ergänzen sollten. In einem zweiten Durchgang untersuchte Riedel nun die so ermittelten Extremgruppen „mit

¹¹⁷ Riedel, Gertrude: „Modernes Kind – Traditionelles Märchengut. Märchen – Ein positives Element in der Erziehung?“. Diss. Wien, 1998. S. 131.

¹¹⁸ Ebd. S. 39.

Märcheneinfluss aufgewachsen“ bzw. „ohne Märcheneinfluss aufgewachsen“, weiterhin untersuchte sie sie bezüglich ihrer Intelligenz, ihrer Kreativität, ihrer sprachlichen Ausdrucksform, ihrer Angst- sowie ihrer Aggressionsbereitschaft.¹¹⁹ Riedel beschreibt im weiteren Verlauf ihrer Untersuchung, mit aller üblichen aber auch gebotenen Genauigkeit und Sorgfalt die entsprechend eingesetzten Messverfahren.

Zu welchen Ergebnissen Riedel kommt, darauf kann in der vorliegenden Arbeit nur in der gebotenen Kürze eingegangen werden kann: Bezuglich der Kreativität „kann die Hypothese, daß der Unterschied zwischen den beiden Gruppen rein zufällig sei, als bestätigt angesehen werden“¹²⁰. Mit anderen Worten: Sowohl die Kinder, die mit Märcheneinfluss, als auch die Kinder, die ohne Märcheneinfluss aufgewachsen sind, unterschieden sich hinsichtlich ihrer Kreativität nicht in signifikanter Weise. Ein Gleiches gilt für die abhängige Variable Angst bzw. Angstbereitschaft und Aggression bzw. Aggressionsbereitschaft¹²¹. Riedel zieht daraus den Schluss, dass keinerlei Anhaltspunkte erkennbar sind, die es rechtfertigen könnten, „Kindern keine Märchen zu bieten“, bzw. dass die Einwände der „Märchengegner“ hinsichtlich einer „schädigenden Beeinflussung“ durch Märchen nicht bestätigt werden konnten¹²². Es stellte sich vielmehr heraus, dass die untersuchten Kinder durch Märchen zu einem besseren Verständnis von Texten gelangten, aber auch einen tendenziell besseren Umgang mit Emotionen entwickelten. Als Fazit für die Erziehungspraxis stellt Riedel eher eine positive Konnotation wie auch Korrelation zwischen Märchen und kindlicher Entwicklung fest und sieht damit also einen sichtbar erzieherisch günstigen Einfluss durch das Rezipieren bzw. Hören und Lesen von Märchen¹²³.

Nicht unerwähnt bleiben soll noch eine kurze weitere empirische Studie von Anne-Marie Tausch, welche ebenfalls auf der Basis eines quantitativen methodischen Vorgehens erstellt wurde wie die von Riedel¹²⁴. Diese Arbeit kommt

¹¹⁹ Ebd. S. 41.

¹²⁰ Ebd. S. 45.

¹²¹ Ebd. S. 108 ff.

¹²² Ebd. S. 116.

¹²³ Ebd. S. 125 ff.

¹²⁴ Tausch, Anne-Marie: „Einige Auswirkungen von Märcheninhalten“. In: *Psychologische Rundschau* 18 (2), 1967, S. 104-116.

Riedel selbst, wie bereits oben erwähnt, geht davon aus, dass ihre Untersuchung in der bisherigen Forschung die einzige dieser Art sei. Dies ist nicht zutreffend, denn schon 1967 veröffentlichte Anne-Marie Tausch ebenfalls auf der Basis eines quantitativen methodischen

jedoch bezüglich der Wirkung von Märchen auf Kinder zu weitgehend anderen, eher negativen Ergebnissen. Zu überprüfen waren folgende Hypothesen:

- 1) Bestimmte Märcheninhalte verursachen in Kindern Gefühle wie Trauer und Angst oder werden von Kindern als böse und falsch erlebt.
- 2) Märchenerzählungen beunruhigen den Nachschlaf von Vorschulkindern.
- 3) Märchen, die Gefühle von Trauer und Angst auslösen oder Bemerkungen von böse und falsch hervorrufen, wirken noch jahrzehntelang nach.

Um diese Hypothesen zu überprüfen, gab Tausch den Kindern einzelne kurze Sequenzen bzw. Sätze aus dem Märchen „Schneewittchen“ vor – als unabhängige Variable – und die folgenden drei Stellungnahmen – als abhängige Variable – zwischen denen die Kinder sich entscheiden sollten:

- 1) Ach, das macht mich froh und glücklich und das höre ich gerne.
- 2) Ach, dabei gruselt mir; ich habe Angst und werde traurig, und ich mag das nicht gerne hören.

Die dritte vorgegebene mögliche Stellungnahme war neutraler Art:

- 3) Ich weiß nicht recht. Es macht mich nicht froh und glücklich, macht mir aber auch keine Angst, und ich werde auch nicht traurig.¹²⁵

Kurz zusammengefasst waren die Ergebnisse bezüglich Hypothese 1 und 3 deutlich bzw. signifikant negativ, d.h. ein hoher Prozentsatz (31%) der befragten Kinder erlebte traurige und ängstliche Gefühlsreaktionen auf die dargebotenen Sätze aus dem Märchen. Gleichfalls konnte die Hypothese 3 bestätigt werden: Die im Märchen vorkommenden Grausamkeiten werden noch nach Jahren und Jahrzehnten relativ lebhaft erinnert, selbst wenn das Märchen einen gerechten Ausgang nimmt.¹²⁶

Es erscheint müßig, nochmals zu erwähnen, dass hier die Ergebnisse der einen empirischen Untersuchung erheblich von denen der anderen abweichen, gerade auch im Hinblick auf die so heftig umstrittene Frage, ob Märchen für Kinder nicht eher schädlich seien, weil die in ihnen zweifelsohne vorkommenden Grausamkeiten Angst und Trauer hervorrufen können bzw. auch bezüglich der ebenso heftig umstrittenen Frage, ob Märchen nicht auch ein moralisch

Vorgehens ihre Studie. Die Behauptung von Riedel, ihre eigene Untersuchung sei bisher die einzige ihrer Art, ist umso erstaunlicher, als Riedel selbst auf diese Arbeit Anne-Marie Tauschs zurückgreift.

¹²⁵ Ebd. S. 104 f.

¹²⁶ Ebd. S. 115.

fragwürdiges Vorbild abgeben. Anne-Marie Tausch enthält sich jedoch ausdrücklich einer Stellungnahme zu den „Folgerungen“ aus den Ergebnissen ihrer Arbeit hinsichtlich der Frage, ob die Märchen für Kinder und deren (moralisches) Empfinden geeignet seien, mit dem Hinweis, dies falle „nicht in den Kompetenzbereich der Psychologie“¹²⁷.

Nur nebenbei sei vermerkt, dass es Tausch doch hätte auffallen müssen, dass das Märchen „Schneewittchen“ sich in einer ihrer Voruntersuchungen als „Lieblingsmärchen“ der befragten Kinder erwiesen hatte¹²⁸ und das heißt, dass dieses Märchen für die Kinder nichts Furchterregendes an sich hat. Ferner hätte ihr auch auffallen müssen, dass es bei Micky-Maus-Geschichten ebenfalls einen hohen Prozentsatz von traurigen und ängstlichen Gefühlsreaktionen gab.

Prinzipielle methodische Bedenken – insbesondere der Einwand, Märchen in einzelne Sätze zu zerteilen, und dass die summierten Teilergebnisse das mögliche *Gesamterlebnis* des Märchens verzerren bzw. verfälschen könnten – ein Einwand, der gleich noch genauer erläutert werden soll – werden von Anne-Marie Tausch mit psychologischen Wahrnehmungsuntersuchungen von Reinhard Tausch zurückgewiesen. Diesen Untersuchungen zufolge sei nämlich „das Wahrnehmungserlebnis einer in Teilfiguren aufgegliederten Gesamtfigur nicht unterschiedlich von dem Wahrnehmungserlebnis der Gesamtfigur [...], die Arbeit zeig[e] [also], dass es durchaus zulässig ist, von der Summe der Teilerlebnisse auf das Gesamterlebnis zu schließen [...].“¹²⁹

Diese Parallelisierung erscheint jedoch allzu kühn: Man kann von einzelnen Wahrnehmungserlebnissen der gleichen, zunächst zerstückelten bzw. dann danach als Ganzheit dargebotenen Figur doch wohl keinesfalls auf das Erleben von *gesamten Geschichten* schließen¹³⁰. So verdienstvoll eine solche quantitative Untersuchung auch sein mag, so weist sie doch einige Schwächen auf, die mit dieser methodischen Vorgehensweise verbunden sind und dies auch bleiben dürften:

- 1) Es kann bei solchen Untersuchungen stets immer nur ein sehr kleiner Ausschnitt von Märchenerzählungen als Untersuchungsgegenstand dienen:

¹²⁷ Ebd. S. 114.

¹²⁸ Ebd. S. 104.

¹²⁹ Ebd. S. 114. Ergänzungen v. Verf.

¹³⁰ Vgl. weiter unten Punkt 2.

z.B. aus verschiedenen Märchen einige mehr oder weniger kurze Szenen, die Ängste oder Aggressionen hervorrufen könnten.

- 2) Diese Reaktionen bzw. Erlebensweisen können auch nur isoliert und nicht etwa im Zusammenhang oder im Austausch zu anderen Szenerien des gleichen Märchens gebracht werden. Dies wäre dann so ähnlich, als würde man in einem Spielfilm lediglich zwei bis drei „Action“-Szenen oder besonders aggressive, brutale Ereignisse herausnehmen, um dann anschließend zu versuchen, auf die Gesamtwirkung des Films zu schließen. Ein Ähnliches würde für sexuell-erotische Szenen gelten: Würde man z.B. in dem Film „Pretty Woman“ die sexuell betonte Szenerie Zuschauern oder Rezipienten darbieten, und sie anschließend nach ihren Eindrücken zu diesem Film befragen, wie Riedel und Tausch dies bezüglich der Märchen tun, so würde man mit hoher Wahrscheinlichkeit zu einem völlig anderen Ergebnis kommen, als wenn man den Rezipienten den gesamten Film vorführen würde¹³¹.
- 3) Dass also im Einzelfall ein Märchen nur als Gesamtgeschichte im Erleben eines Kindes wirksam werden könnte, bleibt nahezu völlig unberücksichtigt und wird es mit dieser quantitativen Methode wohl auch bleiben müssen.
- 4) *Die mögliche erzieherische Bedeutung eines Märchens im Hinblick auf die Gesamtentwicklung eines Kindes kann durch ein solches Vorgehen kaum erfasst werden. Hier dürfte man immer auf eine Einzelfallanalyse angewiesen bleiben.*

Eine solche methodisch-quantitative Einzelfallanalyse jedoch würde auch recht bald an ihre methodischen Grenzen stoßen: Soll man z.B. das *aktuelle* Erleben des jeweiligen einzelnen Kindes herauszustellen versuchen – und wenn ja, wie? – oder soll man die womöglich bereits vorhandenen *Erinnerungen* des Kindes mit einbeziehen – und wenn ja, wie? Vielleicht aber sollte man ein Kind auch in verschiedenen Entwicklungsphasen hierzu untersuchen. Muss man dann nicht auch mit einbeziehen, durch welche Personen oder Medien das Kind mit Märchen

¹³¹ Vgl. hierzu etwa die Schrift von Dirk Blothner „Erlebniswelt Kino. Über die unbewusste Wirkung des Films“ (Bergisch Gladbach, 2003) oder die Einzelstudie von Wolfgang Baßler „„Nach Mittelerde und zurück“: Eine empirisch-qualitative psychologische Studie anhand Jacksons Verfilmung von J.R.R. Tolkiens Roman“ (Berlin, 2000).

bekannt geworden ist? Und nicht zuletzt aber auch: Wie sind diese Personen selber beim Erzählen von Märchen mit den Kindern umgegangen? Damit aber sind nur einige der methodischen Schwierigkeiten aufgezeigt worden, die eine solche Untersuchung vor nahezu unlösbare Probleme stellen dürfte, insbesondere wenn an einer methodisch-quantitativen Vorgehensweise [d.h. an wissenschaftlichen Standards] festgehalten würde, um auf diesem Wege – wie man glaubt – zu halbwegs exakten und weiterhin überprüfbaren Ergebnissen zu gelangen.

Aus all diesen Erwägungen heraus soll in der vorliegenden Arbeit methodisch ein anderer Weg beschritten werden, der sicherlich im oben erwähnten Sinne nicht den Anspruch auf exakte Ergebnisse stellen kann¹³². Er soll – unter methodischen Gesichtspunkten betrachtet – eher als ein phänomenologisch-struktureller Weg bezeichnet werden: Es sollen demnach *typische*, in der *Struktur der Fantasie* selbst verankerte mögliche Grundformen beim Erleben von Märchen *herausgestellt* werden. Infolgedessen soll speziell für jedes Märchen das Wesen und die Struktur der kindlichen Fantasie bzw. der Märchenfantasie erarbeitet werden, um damit dann eine Basis für Einsichten zu erlangen, welche prinzipiellen pädagogischen Einwirkungsformen sich aus den Märchengeschichten ergeben könnten.

Zwar bleibt eine solche Vorgehensweise lediglich im Bereich der Möglichkeiten und nicht im Bereich des (als scheinbar) exakt herausgestellten Faktischen. Der wissenschaftlich-methodische Wert einer solchen Untersuchung besteht dann jedoch darin, dass – wenn man überhaupt eine gültige Aussage über mögliche Wirkungsweisen von Märchen machen will – kein anderer Weg möglich zu sein scheint als der einer empirisch-phänomenologisch-strukturellen Analyse. Jede genauere Bestimmung der Wirkungs- und Verarbeitungsformen einer gesamten Märchengeschichte oder gar mehrerer gesamter

¹³² Wobei sich allerdings spätestens an dieser Stelle überhaupt die Frage stellen lässt, ob ein solcher Anspruch prinzipiell sinnvoll ist bzw. ob die von Riedel erzielten Ergebnisse – nämlich keine oder nur geringfügige Unterschiede zwischen Kindern mit und ohne Märcheneinfluss – die Erlebensverarbeitungen der Märchen durch die Kinder außer acht lassen, sodass diese Ergebnisse infolgedessen sich als relativ wertlos darstellen. (Vgl. auch nochmals oben Pkt 2, S. 44.)

Märchenerzählungen dürfte stets eine konkrete Einzelfallanalyse voraussetzen, d.h. eine Märchengeschichte für jedes Kind.

Methodisch betrachtet sollen deshalb typische, strukturell in der Fantasie sich zeigende Erziehungsprobleme und -anforderungen aufgegriffen und auf ihre mögliche Anwendung zur Unterstützung und Förderung der Kinder diskutiert werden. Unter methodischen Gesichtspunkten gesehen, dürfte es dabei auch völlig ausreichen, Wesen, Formen und Strukturen der kindlichen Fantasien, wie auch der Märchenfantasien zu erfassen, um die möglichen pädagogischen Implikationen in typischen Anwendungsmöglichkeiten herauszuarbeiten. Dies kann dann später womöglich auch als Erziehungshilfe für den Einzelfall dienen oder zumindest wichtige und beachtenswerte Anregungen für die Erziehung der Kinder geben.

1.7 Einige Bemerkungen zur pädagogischen Einordnung des Themas: Märchen – erlebte und gelebte Erziehung.

Märchen harmonieren in vorzüglicher Weise mit kindlichem Erleben. Werden Märchen lebendig vorgelesen oder besser noch erzählt, regen sie zu einem freien Spiel der kindlichen Fantasie an. Die Eindrücke, die sie hinterlassen, prägen sich tief ein und begleiten das Kind in sein künftiges Leben hinein.

In den vorausgegangenen Abschnitten der Einleitung hat diese These einen sicheren Rückhalt gefunden, so dass die weiterführende *Frage nach der erzieherischen Bedeutung der Märchen* aufgeworfen werden kann. Wie auf S. 6 angekündigt, ist es die *zentrale Aufgabe der folgenden Untersuchungen*, dieser Frage nachzugehen. Dem Titel der Arbeit kommt hierbei eine wegweisende Bedeutung zu: „Märchen – erlebte und gelebte Erziehung“.

Was soll es heißen, Märchen als *gelebte und erlebte Erziehung* aufzufassen? - In einer erziehungswissenschaftlichen Arbeit ist es unerlässlich, das Erziehungsverständnis, das die Untersuchung leitet, zu erläutern. Hierbei ist davon auszugehen, dass der Begriff „Erziehung“ auch heute noch zumeist nicht als ein wissenschaftlicher Begriff, sondern als ein *Wort der Umgangssprache* Verwendung findet. So sagt man, dass Eltern ihre Kinder erziehen oder dass jemand eine gute bzw. schlechte Erziehung genossen hat. Die älteren Generationen wirken mehr oder weniger bewusst auf die nachwachsende ein.

Hierbei stellen sich wünschenswerte bzw. weniger wünschenswerte Ergebnisse ein. Für diesen Gebrauch des Wortes Erziehung ist es charakteristisch, dass er überaus vage bleibt und jeglichen Bezug auf umfassende theoretische Zusammenhänge vermissen lässt. Dennoch darf man im Sinne dieses vortheoretischen Erziehungsverständnisses von *gelebter und erlebter Erziehung* sprechen. Erziehung ist ein Prozess, der in umfassende Lebenszusammenhänge eingebettet ist. Erziehung wird insofern *gelebt*, während Kinder die Erziehung, der sie ausgesetzt sind, *erleben*. Zudem darf man sagen, dass der erwachsene Mensch die Erziehung *lebt*, die er als Kind *erlebt* hat. Es hängt nicht zuletzt von der Qualität der früheren Erziehung ab, wie der heranwachsende Mensch sich in sein Leben hineinfindet und dieses bewältigt.

Es ist die Aufgabe einer theoretischen Überformung, dieses vorwissenschaftliche Erziehungsverständnis zu präzisieren. Zwar variiert das jeweilige Erziehungsverständnis mit den vielfältigen Betrachtungsweisen, die zur Einwirkung auf die nachwachsende Generation formuliert worden sind.¹³³ Es gibt keine allgemein verbindliche Explikation des Erziehungsgriffes. Allerdings lassen sich einige fundamentale Unterscheidungen treffen, die in keiner nennenswerten Erziehungstheorie ignoriert werden dürfen.

Erziehung ist ein in frühen Lebenstagen beginnender und bis in höheres Lebensalter andauernder Prozess, in dem Einwirkungen unterschiedlichster Art ineinander greifen. Mit W. Dilthey kann man zunächst einmal ganz pauschal feststellen: „Die Erziehung ist eine Funktion der Gesellschaft.“¹³⁴ Es sind recht unterschiedliche Verrichtungen, die sich zu einer derartigen *funktionalen Erziehung* verflechten. In seiner Akademieabhandlung „Über die Möglichkeit einer allgemeingültigen pädagogischen Wissenschaft“ aus dem Jahre 1888 unterscheidet Dilthey deswegen zwischen „Erziehung im eigentlichen Sinne“ und „Erziehung in übertragenem Sinne“ und dann noch einmal genauer zwischen einem *engeren* und einem *weiteren* Verständnis der eigentlichen Erziehung:

¹³³ Vgl. hierzu z.B. Wilhelm Flitner: Allgemeine Pädagogik. 13. Auflage. Stuttgart 1970, S.25 ff. Im Kapitel „Das Phänomen der Erziehung“ unterscheidet Flitner zwischen vier Betrachtungsweisen des Menschen und der Erziehung, nämlich einer biologischen, einer geschichtlich-gesellschaftlichen, einer die menschliche Geistigkeit betonenden und schließlich einer personale Betrachtungsweise. Mit der Entwicklung der heutigen Sozialwissenschaft oder gar der Hirnforschung sind sicherlich weitere Betrachtungsweisen hinzugekommen.

¹³⁴ Wilhelm Dilthey: Schriften zur Pädagogik: Besorgt von Hans-Hermann Groothoff und Ulrich Herrmann. Paderborn 1971, S. 45

„Unter Erziehung verstehen wir die planmäßige Tätigkeit, durch welche die Erwachsenen das Seelenleben von Heranwachsenden bilden. Der Ausdruck wird in einem weiteren Verstande gebraucht, wenn die einem anderen Ziel zugewandte Tätigkeit Erziehung als Nebenerfolg erreicht. So erzieht der Vorgesetzte in dem Amtsverhältnis, oder der Geistliche im Gemeindeverhältnis, ja das Leben selber erzieht den Menschen. Derselbe Ausdruck Erziehung wird in übertragenem Sinne da gebraucht, wo sich die Bildung als Effekt eines Wirkens ergibt, zu welchem ein Subjekt und ein bewusstes Ziel von uns ergänzt wird. In diesem Sinne ist der Mensch der Zögling der Natur, die Erde das Erziehungshaus der Menschheit und die Offenbarung die Erziehung der Menschheit selber genannt worden. Hier wird überall ein Subjekt ergänzt, das die Ausbildung des Menschen in planmäßiger Tätigkeit erwirkt. Erziehung im eigentlichen Sinne ist dagegen auf das oben angegebene Verhältnis eingeschränkt; und zwar bildet diese planmäßige Erziehung ein in sich geschlossenes System.“¹³⁵

Bemerkenswert ist, dass Dilthey für seine Definition des Begriffes der eigentlichen Erziehung auf den Begriff der *Bildung* zurückgreift: Erziehung in eigentlichem Sinne verfolgt den Zweck der Bildung. Ergänzend sei deswegen auf Diltheys Begriff der Bildung verwiesen: „Als Bilden bezeichnen wir jede Tätigkeit, welche die Vollkommenheit der Vorgänge und ihrer Verbindungen im Seelenleben herzustellen strebt, und Bildung nennen wir also eine solche erreichte Vollkommenheit.“¹³⁶ Wichtig ist auch zu bemerken, dass zur *eigentlichen Erziehung* ein *eigentliches Subjekt* und zudem Tätigkeitsziele, die von diesem eigentlichem Subjekt bewusst gesetzt werden, hinzugehören, also eine Person, die im engeren oder im weiteren Verstande als *Erzieher* bezeichnet werden kann (die Eltern, die Lehrer, die Amtsperson, der Geistliche). Demgegenüber kennt Erziehung im übertragenen Sinne keinen eigentlichen Erzieher und keine von einem Menschen bewusst gesetzte Ziele. Erst durch „Ergänzung“ können z.B. die Natur oder die Offenbarung als Erzieher der Menschheit bezeichnet werden, so dass danach gefragt werden kann, was sie denn mit der Menschheit vorhaben.

Die Unterscheidung zwischen Erziehung im *eigentlichen* bzw. im *übertragenen* Sinne bleibt für das Verständnis des Titels dieser Arbeit nicht folgenlos: Zunächst einmal ist danach zu fragen, ob Märchen zum Gegenstand einer *planmäßigen*

¹³⁵ A. a. O. S. 95f.

¹³⁶ A. a. O., S. 96

Erziehungstätigkeit werden können, die das Seelenleben von Heranwachsenden bildet. Falls sich eine derartige Möglichkeit eröffnet, ist die weiterführende Frage zu stellen: Von welcher Art ist die *Bildung*, d.h. die *Vervollkommnung, die Beeinflussung des Seelenlebens*, die sich in der Auseinandersetzung mit Märchen erzielen lässt? Schließlich ist zu fragen: Welche Rolle können Märchen in dem „in sich geschlossenen System“ der eigentlichen Erziehung spielen? Wird im Märchen *eigentliche Erziehung gelebt und erlebt* oder nicht bloß *Erziehung im übertragenen Sinne*?

Die Unterscheidungen, die Dilthey gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum Begriff „Erziehung“ festgelegt hat, sind für die seitherige Entwicklung des Erziehungsverständnisses von maßgeblicher Bedeutung geworden. Zunächst einmal sind sie in der Gegenüberstellung von funktionaler und intentionaler Erziehung in die geisteswissenschaftliche Tradition der Pädagogik des 20. Jahrhunderts eingegangen. So heißt es in der „Allgemeinen Pädagogik“ von Wilhelm Flitner: „Das Erzieherische lässt sich bestimmen als der *Inbegriff des Geschehens und Tuns, das aus dem Regenerationsstreben der geschichtlichen Gebilde und dem geistigen Eingliederungsstreben des natürlich aufwachsenden Individuums hervorgeht*.¹³⁷ Geschichtliche Gebilde wie Familie, Staat, Kirche, Schule, Wirtschaft, Medienwelt usw. müssen sich mit dem Wechsel der Generationen regenerieren. Das geht nicht ohne eine prägende Beeinflussung der nachwachsenden Menschen. Weil diese bildsam sind, öffnen sie sich bereitwillig äußeren Einflüssen. Die Art des Geschehens und Tuns, das sich zwischen historisch gewordenen gesellschaftlichen Gebilden auf der einen Seite und den bildsamen Individuen auf der anderen Seite abspielt, kann hierbei unterschiedlich akzentuiert werden. Wird Erziehung als ein Automatismus verstanden, als eine „Funktion der Gesellschaft“ im Sinne Diltheys, spricht man von *funktionaler Erziehung*. Dieser funktionalen Erziehung wird eine auf Ziele ausgerichtete und als solche planbare *intentionale Erziehung* gegenübergestellt. Flitner lehnt es allerdings ab, den Erziehungsgriff auf beabsichtigtes Handeln einzuengen. Wer Erziehung bloß als ein intentionales Tun verstehe, verkenne die hohe Bedeutung, die sowohl den *gelebten Sitten* als auch den verschiedenen *Lebensformen* und *Lebensordnungen* zukomme: „Sitte wie Lebensformen sind durchaus erziehende

¹³⁷ A. a. O., S. 35

Kräfte und die stärksten von allen. Gegenüber den rational überwachten Erziehungsmaßnahmen sind sie die untergründig formende Macht in der Erziehung. Dennoch darf darüber der Raum des verantwortlichen, bewussten und veränderbaren Handelns in der Erziehung nicht übersehen werden.“¹³⁸

An die Stelle des Begriffes „funktionale Erziehung“ ist in der heutigen sozialwissenschaftlich geprägten Erziehungswissenschaft der Begriff der *Sozialisation* getreten. Dieser schillert zwischen den beiden Extremen einer aktiven „Sozialmachung“ und einer eher passiven „Sozialwerdung“. Der Begriff „Erziehung“ lässt sich dem so verstandenen Begriff „Sozialisation“ subsumieren. Im Unterschied zu bloßer Sozialisation ist Erziehung auf *Ziele* ausgerichtet und daher als ein planbares Handeln zu verstehen. In seiner „Metatheorie der Erziehung“ expliziert Wolfgang Brezinka den Begriff „Erziehung“ in Bezug auf eine empirische Sozialforschung mit folgenden Worten: „Unter Erziehung werden Handlungen verstanden, durch die Menschen versuchen, das Gefüge der psychischen Dispositionen anderer Menschen in irgendeiner Hinsicht dauerhaft zu verbessern oder seine als wertvoll beurteilten Komponenten zu erhalten oder die Entstehung von Dispositionen, die als schlecht bewertet werden, zu verhüten.“¹³⁹ Von Bildung als Zweck der Erziehung ist hierbei nicht mehr die Rede. Brezinka versteht Erziehung als eine Art von Technologie, die auf der Grundlage erkannter Gesetzlichkeit geeignete *Mittel* einsetzt, um die als wertvoll erkannten Erziehungsziele zu erreichen.

Sind Märchen aber dazu geeignet, sich im Rahmen einer solchen *Erziehungstechnologie* als *Mittel* einzusetzen zu lassen? Wenn z.B. im Schulunterricht Kinder an Märchen herangeführt werden, wird sich der Erziehende überlegen müssen, welche *Lern-* und *Erziehungsziele* sich in der Auseinandersetzung mit Märchen erreichen lassen. Hierbei wird es nicht nur um die literarische Form der Märchen gehen. Vielmehr wird man etwa im Sinne der Definition des Erziehungsbegriffes, die W. Brezinka gegeben hat, danach fragen können, ob sich in der Auseinandersetzung mit Märchen „das Gefüge der psychischen Dispositionen gezielt verbessern“ lässt.

¹³⁸ A. a. O., S. 66

¹³⁹ Brezinka, Wolfgang: Metatheorie der Erziehung. Einführung in die Grundlagen der Erziehungswissenschaft, der Philo9sophie der Erziehung und der praktischen Pädagogik. München, Basel 1978, S. 45.

Märchen besitzen nun ohne Zweifel das Potential, zur Teilnahme am Geschick anderer Menschen anzuregen und menschliche Befindlichkeiten und zwischenmenschliche Konflikte erlebbar werden zu lassen. Kann aber ein nachprüfbarer Bezug hergestellt werden zwischen einer Beschäftigung mit diesem oder jenem Märchen und einer konkret fixierbaren Veränderung psychischer Dispositionen? Dies nachzuweisen dürfte mit erheblichen methodischen Schwierigkeiten verbunden sein, auf die im Abschnitt 1.6 anhand der empirisch quantitativen Untersuchung von Gertrude Riedel und Anne-Marie Tausch schon hingewiesen wurde. Es ist dennoch keineswegs auszuschließen, dass Märchen als „*gelebte und erlebte Erziehung*“ einen phänomenologisch aufweisbaren Einfluss auf das Erleben des Kindes im Sinne einer erzieherischen Wirkung haben, allerdings nicht im Sinne eines technologischen Erziehungsverständnisses. Bei einem solchen Erziehungsverständnis wäre in der Tat der Versuch die Auswirkungen, zu denen die Beschäftigung mit Märchen führt, als einen bloßen Zusammenhang von Zweck und Mittel zu rekonstruieren, zum Scheitern verurteilt.

2. „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren“ oder wie das „Teuflische“ zur Förderung der Einsicht beitragen kann, denn „Le donne ne sanno una di più del diavolo“¹, aber auch „...das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“²

Im Kern dieses Märchens wird gezeigt, wie man den Glauben an ein gutes Schicksal erhält – hier durch das Weibliche repräsentiert – und wie man mit dieser Lehre lernt, das Gute und auch Schlechte in den anderen durch Gefühl, Intuition³ und Phantasie zu erkennen und aus diesem Grund kluges, „weibliches“ Wissen walten zu lassen.

Es war einmal eine arme Frau, die gebar ein Söhnlein, und weil es eine Glückshaut um hatte, als es zur Welt kam, so ward ihm geweissagt, es werde im vierzehnten Jahr die Tochter des Königs zur Frau haben. Es trug sich zu, daß der König bald darauf ins Dorf kam, und niemand wußte, daß es der König war, und als er die Leute fragte, was es Neues gäbe, so antworteten sie: „Es ist in diesen Tagen ein Kind mit einer Glückshaut geboren: was so einer unternimmt, das schlägt ihm zum Glück aus. Es ist ihm auch vorausgesagt, in seinem vierzehnten Jahre solle er die Tochter des Königs zur Frau haben.“ Der König, der ein böses Herz hatte und über die Weissagung sich ärgerte, ging zu den Eltern, tat ganz freundlich und sagte: „Ihr armen Leute, überlasst mir euer Kind, ich will es versorgen.“ Anfangs weigerten sie sich, da aber der fremde Mann schweres Gold dafür bot und sie dachten: „Es ist ein Glückskind, es muß doch zu seinem Besten ausschlagen“, so willigten sie endlich ein und gaben ihm das Kind.

Der König legte es in eine Schachtel und ritt damit weiter, bis er zu einem tiefen Wasser kam; da warf er die Schachtel hinein und dachte: „Von dem unerwarteten Freier habe ich meine Tochter geholfen.“ Die Schachtel aber ging nicht unter, sondern schwamm wie ein Schiffchen, und es drang auch kein Tröpfchen Wasser hinein. So schwamm sie bis zwei Meilen von des Königs Hauptstadt, wo eine Mühle war, an dessen Wehr sie hängenblieb. Ein Mahlbursche, der glücklicherweise da stand und sie bemerkte, zog sie mit einem Haken heran und meinte große Schätze zu finden, als er sie aber aufmachte, lag ein schöner Knabe darin, der ganz frisch und munter war. Er brachte ihn zu den Müllersleuten, und weil diese keine Kinder hatten, freuten sie sich und sprachen: „Gott hat es uns beschert.“ Sie pflegten den Fündling wohl, und er wuchs in allen Tugenden heran.

¹ Übersetzt: „Die Frauen wissen noch etwas mehr als der Teufel“. In: Möller, Ferdinand/Ludwig, Curt/Dehio, Hanna: *Proverbi italiani/Italienische Sprichwörter. Zweisprachig. Gesammelt und übersetzt*. München, 1978. S. 34.

² Goethe, Johann Wolfgang von: *Faust. 2. Teil*. Hamburger Ausgabe hrsg. von Erich Trunz. Hamburg, 1967 (8. Aufl.). S. 364.

³ Ich verweise auf Friedrich Hebbel, der „Intuition“ und „Instinkt“ folgendermaßen unterscheidet: „Was im Genius die Intuition, das ist bei der Masse der Instinct.“; Bei C.G. Jung gerät im Übrigen „Intuition“ ebenso ganz in die Nähe dessen, was „Instinkt“ bedeutet. Vgl. dazu: Ritter (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Basel, 1976. Bd. 4., S. 534.

Es trug sich zu, daß der König einmal bei einem Gewitter in die Mühle trat und die Müllersleute fragte, ob der große Junge ihr Sohn wäre. „Nein“, antworteten sie, „es ist ein Fündling, er ist vor vierzehn Jahren in einer Schachtel ans Wehr geschwommen, und der Mahlbursche hat ihn aus dem Wasser gezogen.“ Da merkte der König, daß es niemand anders als das Glückskind war, das er ins Wasser geworfen hatte, und sprach: „Ihr guten Leute, könnte der Junge nicht einen Brief an die Frau Königin bringen, ich will ihm zwei Goldstücke zum Lohn geben?“ „Wie der Herr König gebietet“, antworteten die Leute und hießen den Jungen sich bereithalten. Da schrieb der König einen Brief an die Königin, worin stand: „Sobald der Knabe mit diesem Schreiben angekommen ist, soll er getötet und begraben werden, und das alles soll geschehen sein, ehe ich zurückkomme.“

Der Knabe machte sich mit diesem Briefe auf den Weg, verirrte sich aber und kam abends in einen großen Wald. In der Dunkelheit sah er ein kleines Licht, ging darauf zu und gelangte zu einem Häuschen. Als er hineintrat, saß eine alte Frau beim Feuer ganz allein. Sie erschrak, als sie den Knaben erblickte, und sprach: „Wo kommst du her, und wo willst du hin?“ „Ich komme von der Mühle“, antwortete er, „und will zur Frau Königin, der ich einen Brief bringen soll; weil ich mich aber in dem Walde verirrt habe, so wollte ich hier gerne übernachten.“ „Du armer Junge“, sprach die Frau, „du bist in ein Räuberhaus geraten, und wenn sie heimkommen, so bringen sie dich um.“ „Mag kommen, wer will“, sagte der Junge, „ich fürchte mich nicht; ich bin aber so müde, daß ich nicht weiter kann“, streckte sich auf eine Bank und schlief ein. Bald hernach kamen die Räuber und fragten zornig, was da für ein fremder Knabe läge. „Ach“, sagte die Alte, „es ist ein unschuldiges Kind, es hat sich im Walde verirrt, und ich habe ihn aus Barmherzigkeit aufgenommen; er soll einen Brief an die Frau Königin bringen.“ Die Räuber erbrachen den Brief und lasen ihn, und es stand darin, daß der Knabe sogleich, wie er ankäme, sollte ums Leben gebracht werden. Da empfanden die hartherzigen Räuber Mitleid, und der Anführer zerriß den Brief und schrieb einen andern, und es stand darin, sowie der Knabe ankäme, sollte er sogleich mit der Königstochter vermählt werden. Sie ließen ihn dann ruhig bis zum andern Morgen auf der Bank liegen, und als er aufgewacht war, gaben sie ihm den Brief und zeigten ihm den rechten Weg. Die Königin aber, als sie den Brief empfangen und gelesen hatte, tat, wie darin stand, hieß ein prächtiges Hochzeitsfest anstellen, und die Königstochter ward mit dem Glückskind vermählt; und da der Jüngling schön und freundlich war, so lebte sie vergnügt und zufrieden mit ihm.

Nach einiger Zeit kam der König wieder in sein Schloß und sah, dass die Weissagung erfüllt und das Glückskind mit seiner Tochter vermählt war. „Wie ist das zugegangen?“ sprach er. „Ich habe in meinem Brief einen ganz andern Befehl erteilt.“ Da reichte ihm die Königin den Brief und sagte, er möge selbst sehen, was darin stände. Der König las den Brief und merkte wohl, daß er mit einem andern war vertauscht worden. Er fragte den Jüngling, wie es mit dem anvertrauten Brief zugegangen wäre, warum er einen andern dafür gebracht hätte. „Ich weiß von nichts“, antwortete er, „er muss mir in der Nacht vertauscht worden sein, als ich im Walde geschlafen habe.“ Voll Zorn sprach der König: „So leicht soll es dir nicht werden, wer meine Tochter haben will, der muß mir aus der Hölle drei goldene Haare von dem Haupte des Teufels holen; bringst du mir, was ich verlange, so sollst du meine Tochter behalten.“ Damit hoffte der König, ihn auf immer loszuwerden. Das Glückskind aber antwortete: „Die goldenen Haare will ich wohl holen, ich fürchte mich vor dem Teufel nicht.“ Darauf nahm er Abschied und begann seine Wanderschaft.

Der Weg führte ihn zu einer großen Stadt, wo ihn der Wächter an dem Tor ausfragte, was für ein Gewerbe er verstände und was er wüßte. „Ich weiß alles“, antwortete das Glückskind. „So kannst du uns einen Gefallen tun“, sagte der Wächter, „wenn du uns sagst, warum unser Marktbrunnen, aus dem sonst Wein quoll, trocken geworden ist und nicht einmal mehr Wasser gibt.“ „Das sollt ihr erfahren“, antwortete er, „wartet nur, bis ich wiederkomme.“ Da ging er weiter und kam vor eine andere Stadt, da fragte der

Torwächter wiederum, was für ein Gewerbe er verstünde und was er wüßte. „Ich weiß alles“, antwortete er. „So kannst du uns einen Gefallen tun und uns sagen, warum ein Baum in unserer Stadt, der sonst goldene Äpfel trug, jetzt nicht einmal Blätter hervortreibt.“ „Das sollt ihr erfahren“, antwortete er, „wartet nur bis ich wiederkomme.“ Da ging er weiter und kam an ein großes Wasser, über das er hinüber mußte. Der Fährmann fragte ihn, was er für ein Gewerbe verstände und was er wüßte. „Ich weiß alles“, antwortete er „So kannst du mir einen Gefallen tun“, sprach der Fährmann, „und mir sagen, warum ich immer hin und herfahren muß und niemals abgelöst werde.“ „Das sollst du erfahren“, antwortete er, „warte nur bis ich wiederkomme.“

Als er über das Wasser hinüber war, so fand er den Eingang zur Hölle: Es war schwarz und rußig darin, und der Teufel war nicht zu Haus, aber seine Ellermutter saß da in einem breiten Sorgenstuhl. „Was willst du?“ sprach sie zu ihm, sah aber gar nicht so böse aus. „Ich wollte gerne drei goldene Haare von des Teufels Kopf“, antwortete er, „sonst kann ich meine Frau nicht behalten.“ „Das ist viel verlangt“, sagte sie, „wenn der Teufel heimkommt und findet dich, so geht dir's an den Kragen; aber du dauerst mich, ich will sehen, ob ich dir helfen kann.“ Sie verwandelte ihn in eine Ameise und sprach: „Kriech in meine Rockfalten, da bist du sicher.“ „Ja“, antwortete er, „das ist schon gut, aber drei Dinge möcht ich gerne noch wissen: warum ein Brunnen, aus dem sonst Wein quoll, trocken geworden ist, jetzt nicht einmal mehr Wasser gibt; warum ein Baum, der sonst goldene Äpfel trug, nicht einmal mehr Laub treibt; und warum ein Fährmann immer herüber und hinüber fahren muß und nicht abgelöst wird.“ „Das sind schwere Fragen“, antwortete sie, „aber halte dich nur still und ruhig und hab acht, was der Teufel spricht, wann ich ihm die drei goldenen Haare ausziehe.“

Als der Abend einbrach, kam der Teufel nach Haus. Kaum war er eingetreten, so merkte er, daß die Luft nicht rein war. „Ich rieche, rieche Menschenfleisch“, sagte er, „es ist hier nicht richtig.“ Dann guckte er in alle Ecken und suchte, konnte aber nichts finden. Die Ellermutter schalt ihn aus: „Eben ist erst gekehrt“, sprach sie „und alles in Ordnung gebracht, nun wirfst du mir's wieder untereinander, immer hast du Menschfleisch in der Nase! Setze dich nieder und iß dein Abendbrot.“ Als er gegessen und getrunken hatte, war er müde, legte der Ellermutter seinen Kopf in den Schoß und sagte, sie sollte ihn ein wenig lausen. Es dauerte nicht lange, so schlummerte er ein, blies und schnarchte. Da faßte die Alte ein goldenes Haar, riß es aus und legte es neben sich. „Autsch!“ schrie der Teufel, „was hast du vor?“ „Ich habe einen schweren Traum gehabt“, antwortete die Ellermutter, „da hab ich dir in die Haare gefaßt.“ „Was hat dir denn geträumt?“ fragte der Teufel. „Mir hat geträumt, ein Marktbrunnen, aus dem sonst Wein quoll, sei versiegt, und es habe nicht einmal Wasser daraus quellen wollen, was ist wohl schuld daran?“ „He, wenn sie's wüßten!“ antwortete der Teufel. „Es sitzt eine Kröte unter einem Stein im Brunnen, wenn sie die töten, so wird der Wein schon wieder fließen.“ Die Ellermutter lauste ihn wieder, bis er einschlief und schnarchte, daß die Fenster zitterten. Da riß sie ihm das zweite Haar aus. „Hu! Was machst du?“ schrie der Teufel zornig. „Nimm's nicht übel“, antwortete sie, „ich habe es im Traum getan.“ „Was hat dir wieder geträumt?“ fragte er. „Mir hat geträumt, in einem Königreiche stand ein Obstbaum, der hätte sonst goldene Äpfel getragen und wollte jetzt nicht einmal Laub treiben. Was war wohl die Ursache davon?“ „He, wenn sie's wüßten!“ antwortete der Teufel. „An der Wurzel nagt eine Maus, wenn sie die töten, so wird er schon wieder goldene Äpfel tragen, nagt sie aber noch länger, so verdirrt der Baum gänzlich. Aber laß mich mit deinen Träumen in Ruhe, wenn du mich noch einmal im Schlaf störst, so kriegst du eine Ohrfeige.“ Die Ellermutter sprach ihm gut zu und lauste ihn wieder, bis er eingeschlafen war und schnarchte. Da faßte sie das dritte goldene Haar und riß es ihm aus. Der Teufel fuhr in die Höhe, schrie und wollte übel mit ihr wirtschaften, aber sie besänftigte ihn nochmals und sprach: „Wer kann für böse Träume!“ „Was hat dir denn geträumt?“ fragte er und war doch neugierig. „Mir hat von einem Fährmann geträumt, der sich beklagte, daß er immer hin und her fahren müßte und nicht abgelöst würde. Was ist wohl schuld?“ „He, der

Dummbart!“ antwortete der Teufel. „Wenn einer kommt und will überfahren, so muß er ihm die Stange in die Hand geben, dann muß der andere überfahren, und er ist frei.“ Da die Ellermutter ihm die drei goldenen Haare ausgerissen hatte und die drei Fragen beantwortet waren, so ließ sie den alten Drachen in Ruhe, und er schlief, bis der Tag anbrach.

Als der Teufel wieder fortgezogen war, holte die Alte die Ameise aus der Rockfalte und gab dem Glückskind die menschliche Gestalt zurück. „Da hast du die drei goldenen Haare“, sprach sie; „was der Teufel zu deinen drei Fragen gesagt hat, wirst du wohl gehört haben.“ „Ja“, antwortete er, „ich habe es gehört und will's wohl behalten.“ „So ist dir geholfen“, sagte sie, „und nun kannst du deiner Wege ziehen.“ Er bedankte sich bei der Alten für die Hilfe in der Not, verließ die Hölle und war vergnügt, daß ihm alles so wohl geglückt war. Als er zu dem Fährmann kann, sollte er ihm die versprochene Antwort geben. „Fahr mich erst hinüber“, sprach das Glückskind, „so will ich dir sagen, wie du erlöst wirst“, und als er auf dem jenseitigen Ufer angelangt war, gab er ihm des Teufels Rat: „Wenn wieder einer kommt und will übergefahren sein, so gib ihm nur die Stange in die Hand.“ Er ging weiter und kam zu der Stadt, wo der unfruchtbare Baum stand und wo der Wächter auch Antwort haben wollte. Da sagte er ihm, wie er vom Teufel gehört hatte: „Tötet die Maus, die an seiner Wurzel nagt, so wird er wieder goldene Äpfel tragen.“ Da dankte ihm der Wächter und gab ihm zur Belohnung zwei mit Gold beladene Esel, die mußten ihm nachfolgen. Zuletzt kam er zu der Stadt, deren Brunnen versiegt war. Da sprach er zu dem Wächter, wie der Teufel gesprochen hatte: „Es sitzt eine Kröte im Brunnen unter einem Stein, die müßt ihr aufsuchen und töten, so wird er wieder reichlich Wein geben.“ Der Wächter dankte und gab ihm ebenfalls zwei mit Gold beladene Esel.

Endlich langte das Glückskind daheim bei seiner Frau an, die sich herzlich freute, als sie ihn wiedersah und hörte, wie wohl ihm alles gelungen war. Dem König brachte er, was er verlangt hatte, die drei goldenen Haare des Teufels, und als dieser die vier Esel mit dem Golde sah, ward er ganz vergnügt und sprach: „Nun sind alle Bedingungen erfüllt, und du kannst meine Tochter behalten. Aber, lieber Schwiegersohn, sage mir doch, woher ist das viele Gold? Das sind ja gewaltige Schätze!“ „Ich bin über einen Fluß gefahren“, antwortete er, „und da habe ich es mitgenommen, es liegt dort statt des Sandes am Ufer“. „Kann ich mir auch davon holen?“ sprach der König und war ganz begierig. „Soviel ihr nur wollt“, antwortete er, „es ist ein Fährmann auf dem Fluß, von dem laßt euch überfahren, so könnt ihr drüben Eure Säcke füllen.“ Der habsüchtige König machte sich in aller Eile auf den Weg, und als er zu dem Fluß kam, so winkte er dem Fährmann, der sollte ihn übersetzen. Der Fährmann kam und hieß ihn einsteigen, und als sie an das jenseitige Ufer kamen, gab er ihm die Ruderstange in die Hand und sprang davon. Der König aber mußte von nun an fahren zur Strafe für seine Sünden.

„Fährt er wohl noch?“ „Was denn? Es wird ihm niemand die Stange abgenommen haben.“⁴

Beim Lesen oder Erzählen dieses Märchens werden mehrere relevante Erziehungsaspekte deutlich. Diese sollen zunächst in Form von Fragen aufgegriffen werden:

⁴ „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 167-174.

- 1) Woher nimmt die Mutter⁵, die ihr Kind dem König auf bloße Versprechungen hin überlässt, die instinktive Sicherheit, dass diese Lösung für ihr Kind die bessere sei? Was kann diese Haltung der Mutter bezüglich des Schicksals ihres Kindes einem Kind vermitteln? Repräsentiert die Mutter hierbei nicht so etwas wie ein typisch „weibliches Element“ bzw. ein kluges „weibliches“ Wissen?
- 2) Welches Mutter- bzw. Frauenbild könnte ein Kind im passiven kindlichen Erleben der eigenen Mutter entwickeln? Wie würde sich das aktive und erwachsene Erleben des Müllersohnes bezüglich der Königstochter und der Ellermutter⁶ darstellen, d.h. wie würde sich hier das Bild des Kindes von Weiblichkeit formen? Was würde aus alledem für seine Erziehung entstehen können?
- 3) Welche Rolle spielen die Königin und die Prinzessin, aber auch die Ellermutter, als weibliche Wesen im Leben des Königs? Welche Bedeutung hat die Königstochter für das Glückskind, außer dass sie ziemlich plötzlich Ehefrau des Glückskindes geworden ist? Was kann das kluge Verhalten der Großmutter des Teufels einem Kind hinsichtlich der eigenen Entwicklung vermitteln?
- 4) Was lässt sich für ein Kind aus der Lebensart und dem Schicksal des Königs für sich selbst entnehmen? Warum wird ein Kind sich möglicherweise dadurch zu einer anderen Verhaltensweise veranlasst sehen? Näherhin: Welche problematische Rolle schreibt der König dabei dem Weiblichen zu?

Zu 1) Woher nimmt die Mutter, die ihr Kind dem König auf bloße Versprechungen hin überlässt, die instinktive Sicherheit, dass diese Lösung für ihr Kind die bessere sei? Was kann diese Haltung der Mutter bezüglich des Schicksals ihres Kindes einem Kind vermitteln? Repräsentiert die Mutter

⁵ Die Mutter wird hier im Märchen zuerst genannt. Dies könnte darauf hindeuten, dass die Mutter, „eine arme Frau, die [...] ein Söhnlein [gebar]“, diejenige ist, die auch deshalb das Kind dem König überlassen kann, weil eine Mutter, für gewöhnlich, ein instinktives Wissen für das Wohlergehen ihres Kindes besitzt. Später wird im Übrigen „die Eltern“ gesagt, womit dann auch der Vater sichtbarer wird, vermutlich weil er als Vater im daran anschließenden Leben, d.h. in der Familie, in Bezug auf die tägliche Fürsorge mehr zu tun hat, aber wohl auch, um die Forderungen der Gesellschaft nach Ordnung zu erfüllen.

⁶ Das Wort „Ellermutter“ entstammt dem Niederdeutschen, es leitet sich von „Eldermutter“ bzw. „ältere Mutter“ ab. Es ist also ein anderes Wort für „Großmutter“ bzw. „große Mutter“.

hierbei nicht so etwas wie eine typisch „weibliches“ Element bzw. ein kluges „weibliches“ Wissen?

Hier wird die Frage gestellt, was die Mutter befähigt, einen derartig festen Glauben an das Lebensglück ihres Kindes zu entwickeln. Die Mutter handelt offensichtlich aus einer intuitiven, mütterlich-weiblichen Sicherheit heraus, die ihr sagt, dass ihr Kind ein lebenstüchtiges, glückliches Kind werden wird. In dieser instinktiven Sicherheit fühlt sie sich bereits im Augenblick der Geburt bestätigt, da ihr Kind mit einer Glückshaut geboren ist.⁷ Ihrem Kind kann – wiederum mit dieser Sicherheit im Hintergrund – ohnehin nur Gutes geschehen. Auch fühlt sie, dass sich in ihrem Kind, wenn es beginnt die Handlungsweise seiner Mutter zu verstehen, keine negativen Gefühle ihr gegenüber, als Vertreterin des weiblichen Geschlechts, eben als Mutter, entwickeln werden. Die Mutter, d.h. die Eltern, handeln aus ihrer bedingungslosen Liebe und der damit verbundenen unerschütterlichen Zuversicht heraus und das ist das, was das Kind erspürt. Man muss sich an dieser Stelle natürlich fragen, woher die Mutter diesen Glauben nimmt, denn sie deutet die Existenz der Glückshaut bereits in diesem Sinne⁸. Hier

⁷ Hier ist die Eihaut gemeint, die eigentlich beim so genannten Blasensprung reißen oder „springen“ müsste, „[...] [die] Eihaut, die zwar eigentlich eine Behinderung darstellt, aber in ihrer psychologischen Bedeutung ins Gegenteil verkehrt wird, nämlich als mögliche, besondere Auszeichnung“ (Beit, Hedwig von: *Symbolik des Märchens*. Bd. 1: *Versuch einer Deutung*. 1952. S. 376, 379.).

Vgl. weiterhin Bächtold-Stäubli (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. 1987. Bd. 3 (1930/1931), S. 890 ff.: „Der Glaube an die Glückshaut oder -haube (pileus naturalis) zieht sich schon zu Zeiten der Antike, nicht nur durch Deutschland, sondern auch durch andere europäische Länder (u.a. Island, Frankreich)“.

Vgl. auch *Brockhaus*. Leipzig/Mannheim, 1996. Bd. 8. S. 648: „[Die] Glückshaut, oder auch Glückshaube genannt, ist die recht feste Haut, die das Kind umschließt und beim Geburtsvorgang reißen müsste. Wenn dann der Kopf des Kindes davon wie von einer Haube umschlossen wird, muss diese sofort entfernt werden, da das Kind sonst erstickt. Vielleicht wird dies als ‚Glückshaut‘ auch deshalb bezeichnet, da das Kind eben ‚trotzdem‘ gesund und lebendig geboren worden ist – ‚allen widrigen Umständen zum Trotz‘.“

Vgl. ebenso Heinz Rölleke, der besonders das Wechselspiel bzw. das Ineinander-Verwandeln von Glück und Unglück betont: „[...] deutet doch der Volksglaube [...] das Ankleben der Embryonalhaut – eigentlich als eine Gefährdung – ein Unglück in ein Glücksvorzeichen um. Dieser in der Psychoanalyse bekannte Vorgang der Verkehrung ins Gegenteil zeigt sich auch in dem volkstümlichen Sprichwort ‚Scherben bringen Glück‘“ (*Die Märchen der Brüder Grimm. Eine Einführung*. Trier, 2004. S. 149 ff.).

⁸ Unter tiefenpsychologischen Gesichtspunkten könnte man ja auch davon ausgehen, dass die psychologische Deutung der Glückshaut – eben ein ursprünglich lediglich biologischer Sachverhalt – dazu dient, an die unerschütterliche, mütterliche Liebe zu glauben bzw. diesen Glauben im Generellen, d.h. auch für das Kind, zu fördern. Insbesondere aus der Bindungsforschung wissen wir seit längerer Zeit schon, dass beileibe nicht jede Mutter eine solche Instinktsicherheit aufzuweisen hat (Vgl. Bowlby, John: *Attachement Theory*. 1969. Von Mary Ainsworth durch wissenschaftliche Untersuchungen in den 1970er Jahren ausgedehnt).

dürfte in der Mutterliebe die Liebe des Lebens nach sich selbst Ausdruck finden, in der Weise nämlich, dass das neue Leben auf jeden Fall gelingen wird und soll:

„Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.“⁹

Dieser unzerstörbare Optimismus ist sicherlich für den Beginn des Lebens, wie auch später, von großer und unabdingbarer Bedeutung, weil diese Gedanken doch „über den Tod hinaus“ Hoffnung vermitteln, so wie dies Hermann Hesse abschließend als große Hoffnung, in der letzten Strophe seines eben zitierten Gedichtes, zum Ausdruck bringt; er sagt nämlich hier:

„Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
uns neuen Räumen jung entgegen senden,
Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde“.¹⁰ –

Ein Kind dürfte das Geborenwerden, das Hineinkommen in die Welt am Beginn als große Gefährdung erleben¹¹ und deshalb eben eines besonderen „Gegenmittels“ bedürfen, und dieses „Gegenmittel“ ist auf seine besondere Weise in dem Gedicht von Hesse enthalten. Auf diese Tatsache weist auch Verena Kast hin, wenn sie in diesem Zusammenhang schreibt: „An den harten Herausforderungen muss sich das Besondere zeigen“.¹² Ein Glückskind zu sein oder zum Glück ausersehen zu sein oder sich ausersehen zu fühlen, trägt in einem erheblichen Maße dazu bei, dass das Leben auch gelingen kann.¹³.

Dass es sich hierbei im Übrigen auch um ein immer wiederkehrendes – von daher lässt sich wohl mit Recht sagen – archaisches Motiv bezüglich der Entwicklung des menschlichen Lebens handelt, lässt sich auch daran ersehen, dass dieses Motiv in einer ganzen Reihe anderer Märchen, aber auch in Mythen, immer

Die Ergebnisse dieser Forschung spielen im Falle dieses Märchens und seiner pädagogischen Bedeutung so gut wie keine Rolle, denn zum einen gibt es tatsächlich jene instinktsicheren Mütter, zum anderen soll das Kind anhand dieses Märchens lernen, dass es dann glücklich sein Leben beginnen und gestalten kann, wenn es eben das Glück hat, eine solche instinktsichere Mutter zu haben.

⁹ Hesse, Hermann: „Stufen“. In: Conrady, Karl Otto (Hrsg.): *Das große deutsche Gedichtbuch*. Kronberg, 1977. S. 674.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Vgl. Sigmund Freud, Otto Rank und in jüngster Zeit noch Martin Dornes, die alle darauf hingewiesen haben, wie sehr das Neugeborene die Geburt als Trauma bzw. als Gefahr erlebt. Neueste Forschungen scheinen diese weiter zu bestätigen.

¹² Kast, Verena: *Glückskinder. Wie man das Schicksal überlisten kann*. München, 2005 (3. Aufl.). S. 36.

¹³ Vgl. auch Bühler, Charlotte: *Wenn das Leben gelingen soll. Psychologische Studien über Lebenserwartungen und Lebensereignisse*. München/Zürich, 1969. S. 31 f.

wieder eine Rolle spielt (z.B. die Geschichte von „Philemon und Baucis“, die sich in „Der Arme und der Reiche“ wieder findet, „Hans im Glück“, „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren“, „Das tapfere Schneiderlein“, „Rumpelstilzchen“, „Die vier kunstreichen Brüder“ usw.)¹⁴ So zeigt dies etwa bereits Gustav Friedrichs in seinem umfassenden und profunden Werk von 1909 auf, wie nämlich Glückskinder in mannigfältigen Gestalten so unerschütterlich geglückt und sicher ihr Leben beginnen und trotz aller Widrigkeiten das Leben stets meistern. Wie sehr sich dies in den Naturglauben, also tief in die menschliche Seele eingezwängt hat, davon gibt Gustav Friedrichs Zeugnis, wenn er sagt:

„Das Glückskind ist der Morgensternbruder und die Königstochter die Morgensternaurora. Da diese sich stets heiraten, so mußte die Weissagung in Erfüllung gehen. Dadurch, daß man die mythischen Wesen vermenschlichte und das regelmäßige Wiedererscheinen der ihnen zugrunde liegenden Erscheinungen auch auf das Menschenleben bezog, entstand die Weissagung oder Prophetie, die heute noch zahlreiche Anhänger in allen Bevölkerungsschichten hat und noch lange haben wird. Wie das Glückskind, so wurden auch manche berühmte Helden ausgesetzt. Perseus und seine Mutter wurden in einem Kasten in das Meer geworfen, aber an einer Insel aus dem Wasser gezogen. Siegfried soll in einem Glaskasten ausgesetzt worden sein. Moses wurde in einem Kästlein aus Rohr, das inwendig und auswendig mit Pech verklebt war, in den Nil gesetzt.“¹⁵

In dem Märchen „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren“ folgt nämlich der Glücksfall bereits auf dem Fuße mit dem Angebot des Königs, das Kind mit an den Königshof zu nehmen und dort großzuziehen. In den Augen der Mutter ist dies, mit Hilfe des vermuteten Reichtums und der angenommenen Pracht und dem Glanz eines Königshofes, wieder ein Glücksfall für ihr Kind¹⁶. Ein Kind, das

¹⁴ Diese Auffassung, dass es sich eben um archaische Geschehnisse handle, wird erneut von einem zeitgenössischen Märchenforscher aufgegriffen: so weist Heinz Rölleke ebenfalls in diesem Zusammenhang auf Mythen hin, nicht zuletzt auf die wunderbare Errettung des Moses im AT: die Menschen, auf denen die Gnade Gottes ruht, gehen unerschütterlich, geradezu mit nachtwandlerischer Sicherheit ihren Lebensweg (*Die Märchen der Brüder Grimm*. 2004. S. 150 ff.).

Dieses Motiv zeigt sich auch in der zeitgenössischen Comicliteratur in der Figur des Gustav Gans, der – in krassem Unterschied zu Donald Duck – in welcher Lebenssituation auch immer, manchmal sogar in völlig unwahrscheinlicher Weise Glück hat.

¹⁵ Vgl. Friedrichs: *Grundlage, Entstehung und genaue Einzeldeutung der bekanntesten germanischen Märchen, Mythen und Sagen*. 1909. S. 118. Vgl. auch ebd. S. 120 den Hinweis auf das ungarische Märchen „Glückes Glück“ von Sklarek. Vgl. ferner ebd. S. 122: „Eine andere einfache, sehr interessante Version des Grimmschen Märchens ist auch das Märchen ‚Die Drachenfedern‘ von Zingerle“.

¹⁶ Es soll an dieser Stelle daran erinnert werden, dass dieses Verhalten in den Ländern der „Dritten“, man möchte eher sagen der „Vierten Welt“ durchaus auch heute – zumindest teilweise – noch üblich ist, wo Eltern ihre Kinder zur Adoption freigeben, in der Hoffnung, dass diese Kinder woanders ein besseres Leben erwarten.

diese Gründe seiner Eltern erfährt, wird sich nicht verlassen oder abgelehnt, sondern eher geliebt und gefördert fühlen.

Wie oben bereits erwähnt dürfte zu dieser Sicherheit schließlich dann gehören, dass die Mutter gewiss sein kann, dass sich in ihrem Kind keine „bösen“ Gefühle ihr gegenüber regen werden, sobald es die Handlungsweise der Mutter verstehen lernt. Das Kind wird nämlich dann erfassen können, dass seine Eltern, insbesondere die Mutter, aus ihrer bedingungslosen Liebe und der damit verbundenen absoluten Zuversicht gehandelt haben. Es wird gefühlsmäßig wissen, dass die Eltern, vor allem die Mutter, auf ihr Kind – wenn sicherlich auch schmerhaft, da sie selbst ja arm sind – dennoch verzichten, damit es *ihm gut gehe*.

Dieses unerschütterliche Vertrauen von Seiten der Mutter in das Annehmen, das Verstehen des Kindes weist darauf hin, dass der Glaube an die Voraussagen des Schicksals – möge dieser auch noch so irrational sein – von einer ganz fundamentalen Bedeutung für das Kind ist. Womöglich ist dieser Glaube fundamentaler als aller wissenschaftlich begründeter Glaube an Umwelteinfluss und Erziehungsregeln.¹⁷ Hier findet Erziehung durch Annehmen und Vertrauen statt, durch inneres „Be - Greifen“ nämlich „nimmt“ das Kind dann an¹⁸.

¹⁷ Vgl. Kast: *Glückskinder*. 2005. S. 44: „Gilt ein Gesetz, nach dem man angetreten ist, oder wird das Gesetz allein auf dem künftigen Lebensweg gemacht? [...] Der König personifiziert [...] die herrschende Bewusstseinseinstellung, die kein Schicksal anerkennen will, die nicht wahrhaben will, dass unser Leben eine besondere Bedeutung haben kann, [...]. Ihm [dem Glückskind] bleibt ein übernatürlicher Schutz.“

Vgl. ebd. S. 42 f.: „[...] dass menschliches Handeln stärker ist als alles Schicksalsmäßige. [...] Diese Meinung drückt sich [...] darin aus, dass Umwelteinfluss und Erziehung allein [...] verantwortlich gemacht werden, Vererbung und Schicksal als zu vernachlässigende Größen gelten. Damit bekommen Umwelt und Erziehung eine noch viel größere Macht, als sie in der Tat ja auch haben.“

Vgl. ebd. S.47: „Dieses Kind überlebt Trennungen, selbst die Trennung von der Mutter kann ihm letztlich nichts anhaben.“

Nun mag bei diesem Kindsverkauf mitspielen, dass das Märchen diesen Helden als einen ganz besonderen Helden herausstellen will, dass dieses Glückskind durch viele Bedrohungen gehen muss, damit das Glück auch erhärtet wird. Verstehen wir dieses Glückskind aber auch als ein Kind, das in einem guten Sinne etwas Besonderes ist, das auch einen positiven Narzissmus lebt, dann wird eine psychologische Konsequenz sichtbar: Solchen Kindern traut man ungeheuer viel zu. Und vielleicht erreichen sie auch viel, weil man ihnen soviel zutraut. Vgl. Adler, Alfred: *Psychotherapie und Erziehung. Ausgewählte Aufsätze*. Bd. I. Frankfurt a.M., 1982. v.a. S.189 ff.

¹⁸ Vgl. auch den Begriff „Urvertrauen“ nach Erikson. „Urvertrauen“ entsteht zunächst durch passives Verinnerlichen der Geschehnisse, d.h. auch der Erlebnisse, was aber zugleich zu einem psychischen Erleben führt: die liebevolle Zuverlässigkeit von Seiten der Mutter bringt eben ein unerschütterliches Vertrauen im Kind hervor. Vgl. Erikson, Erik: *Kindheit und Gesellschaft*. Stuttgart, 1968. S. 241 ff.

Zu 2) Welches Mutter- bzw. Frauenbild könnte ein Kind im passiven kindlichen Erleben der eigenen Mutter entwickeln? Wie würde sich das aktive und erwachsene Erleben des Müllersohnes bezüglich der Königstochter und der Ellermutter darstellen, d.h., wie würde sich hier das Bild des Kindes von Weiblichkeit formen? Was würde aus alledem für seine Erziehung entstehen können?

Das Mutter- und Frauenbild des Glückskindes im Hinblick auf die eigene Mutter wird durch die Tatsache geprägt, dass die kurze Zeit, die das Kind mit seiner Mutter gemeinsam lebt, durch ihre mütterliche Liebe, in der Symbiose mit dem *Kind*, in ihm ein so großes Urvertrauen schafft, dass das Kind im besten Falle, nämlich als Glückskind, dann in der Lage ist, nahezu jede Handlungsweise seiner Mutter positiv anzunehmen, Kant sodass sich das Kind weder verlassen und schon gar nicht verstoßen fühlen muss.¹⁹

Die Frau des Müllers stellt für das Kind die weiblich-mütterliche Fortsetzung der leiblichen Mutter dar. Der Glaube an das Weibliche als für das Leben und sein Gelingen Wünschenswerte und Notwendige bleibt so in ihm verankert. Selbst die Königin kommt ihm mit soviel Sympathie entgegen, dass sie, ohne zu zögern, die Hochzeit ausrichtet und das Glückskind mit ihrer Tochter verheiratet. Das kann auch hier nur heißen, dass das Glückskind wieder „Glück hat“. Der Urias-Brief des Königs ist in sein Gegenteil verändert worden, denn die Königin wie auch die Prinzessin sind ihm wohl gesonnen und nehmen die überraschende Forderung des Königs mit Freude auf.

Die positiven Erfahrungen mit der eigenen Mutter und der Müllersfrau fließen in der Hinwendung des Glückskindes zur Großmutter des Teufels mit ein: Es lässt sich ohne Misstrauen von ihr in eine Ameise verwandeln, in etwas beängstigend Kleines, etwas, das sofort zertreten werden kann. Was wäre, wenn die Rückverwandlung nicht stattfinden würde? Diese Gedanken beschäftigen das

¹⁹ Vgl. Kast: *Glückskinder*. 2005. S. 48: „Wenn diese Glückshaut wie *ein immer bei dem Kind bleibender mütterlicher Schutz* ist, in den sich ein Kind zurückziehen kann, wenn es bedroht wird, dann ist diese Aussetzung eine erste Situation, in der sich dieser Schutz bewährt. Ein Zurückziehen auf sich selbst, ein Geborgensein in sich selbst ist möglich, ja sogar ein hinüber gleiten in eine neue Lebenssituation, die den Bedürfnissen angepasst ist. Darin steckt ein großer Trost: Wie ausgesetzt ein Mensch auch sein mag – im Motiv des Kindes ist ja auch die Hilflosigkeit des Kindes und damit des Menschen mitgemeint – es gibt immer auch etwas Tragendes, das uns nicht nur fort-, sondern sogar weiter trägt.“ (Hervorhebung v. Verf.)

Glückskind erst gar nicht: auch zu des Teufels Großmutter, die ihr “teuflisches Charisma”²⁰ auch auf das Glückskind ausübt, hat es bedingungsloses Vertrauen, möglich gemacht durch sein.²¹ Glückskindsein bzw. sein „mitgegebenes“ Urvertrauen.

Wenn das Glückskind und die Königstochter auch mehr oder weniger zufällig „zusammengeworfen“ wurden, so fühlen sie sich doch zueinander hingezogen: Es möchte zu ihr zurück und sie als seine Frau behalten. Wieder, wenn auch noch mehr oder weniger unerprobт, ist ihm das Weibliche auch hier so lieb, dass er es unbedingt behalten will. Die Erziehung des Glückskindes zum Weiblichen hin, hat, begründet durch die leibliche Mutter, durch die Müllerin und durch des Teufels Großmutter, stattgefunden. Aber auch die Königin und die Königstochter haben ihren Anteil daran, weil sie das Glückskind voller Wohlwollen und Freundlichkeit aufnehmen. Das Glückskind fühlt sich in diesen Zuständen fortgesetzt *glücklich*. Das Urvertrauen seiner Kindheit setzt sich stets in sein Erwachsenenalter fort: Glück produziert immer wieder Glück, so wie es im Volksmund ja auch heißt: „Nichts ist so erfolgreich wie der Erfolg“.

Im Prozess der Entwicklung und der Erziehung ist es sicherlich für ein Kind wunderbar, fühlen zu können, dass es sich in seinem Vertrauen nicht getäuscht hat, dass das verinnerlichte Weibliche für sein späteres Leben das ist, worauf es sich unbedingt verlassen kann. So gehört es unbedingt zum „wahren“ Glück, dieses auch anzunehmen und etwas „daraus“ zu machen!

So wird das Glückskind durch die leibliche Mutter, wie auch durch die Müllerfrau – da es das Weibliche in sich in Form von das Leben tragendem Urvertrauen gleichsam geschenkt bekommen hat – in des Teufels Großmutter schließlich auch noch die lebenskluge, nahezu schon listige Seite des Weiblichen an sich erfahren und annehmen. Wie sehr also das Glückskind lernen kann, sein Glück mit

²⁰ Kluge, Friedrich: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 24. durchgesehene und erweiterte Auflage. Bearb. von Elmar Seibold. Berlin/New York, 2002. S. 168: „Charisma“ – SN „besondere Ausstrahlung“ erw. *fremd* (18. Jh.). Entlehnt aus spätlateinisch *Charisma* „Geschenk, Gnadengabe“, dieses aus neutestamentlich - griechisch *chárisma* „Geschenk, (göttliche) Gnadengabe, zu gr. *charizesthai* „schenken“, zu gr. *charis* f. „Gunst, Huld, Gnade, Freude, Anmut, Liebreiz, zu gr. *charein* „Freude haben, lieb-haben“. Die heutige Bedeutung geht von dem christlichen griechischen Begriff aus, der „Amtsgnade, die durch Handauflegen vermittelt wird“, bedeutet, daneben aber auch „besondere Gnadengaben“. Die moderne Verwendung nach dem Religionssoziologen M. Weber, der unter *Charisma* die Begnadung bestimmter Persönlichkeiten mit besonderen, außertäglichen Fähigkeiten (in den Augen einer verehrenden Gemeinde und Anhängerschaft) versteht (dann übertragen auf Politik usw.).

²¹ Vgl. nochmals Eriksons „Urvertrauen“, entstanden durch absolut positives Verinnerlichen der frühesten symbiotischen Mutter-Kind-Dyade = die „geborenen Optimisten“.

Lebensklugheit und Geschick fortzuführen und auszugestalten, wird auch von Kast betont: „Geschick und List gehören zur Bewältigung der Lebensaufgaben notwendig dazu“²².

In der Königstochter erhält das Glückskind nun die zu Beginn seines Lebens zugesagte Lebenschance, nämlich das Weibliche als erotische Ergänzung, und dies dann auch noch in der Form eines gesellschaftlichen Aufstiegs. Dafür spricht insbesondere, dass beide wohl, trotz der zufälligen Zusammenführung, aneinander festhalten und beide, gegen die bösen Machenschaften des Königs, einander unbedingt behalten wollen. Das Glückskind lernt in seinem, wenn auch noch reichlich kurzen Leben, das es dem weiblichen Element in seinem Leben absolut vertrauen kann. Daraus formt es seinen Erfolg.

Zu 3) Welche Rolle spielen die Königin und die Prinzessin, aber auch die Ellermutter, als weibliche Wesen im Leben des Königs? Welche Bedeutung hat die Königstochter für das Glückskind, außer dass sie ziemlich plötzlich Ehefrau des Glückskindes geworden ist? Was kann das kluge Verhalten der Großmutter des Teufels einem Kind hinsichtlich der eigenen Entwicklung vermitteln?

Diese drei Fragen behandeln den Faktor der Zuneigung, dargestellt durch die Königin und ihre Tochter, ebenso aber durch die Ellermutter in ihren verschiedensten Ausprägungen. Die Königin, die Königstochter und – sicherlich am deutlichsten und massivsten – die Ellermutter sind die drei weiblichen Figuren, die als Schicksalsfiguren gegen den König antreten. Hier findet der König seine Meister, alle drei durchkreuzen seine Versuche, seine charakterlichen Schlechtigkeiten in die Tat umzusetzen: mit Menschlichkeit und Liebesfähigkeit der verschiedensten Ausformungen.

Auch ließe sich sagen, dass in dem Märchen „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren“ die Bewährung in einer Gefahrensituation auf dem „Kriegsschauplatz“ Hölle dargestellt wird (Hölle ist hier offensichtlich gleichzeitig auch ein recht menschlicher Ort, nicht bloß ein Ort des Schreckens).²³ Aus den Ausführungen im Detail lässt sich nämlich sehen, wie man sein Glück in geschickt listiger Weise,

²² Vgl. Kast: *Glückskinder*. 2005. S. 85 ff.

²³ Röhrich: *Märchen und Wirklichkeit*. 1974. S. 238.

unter Ausnutzung auch des teuflisch Bösen und der darin gleichfalls aufgehobenen teuflischen Weisheit, befördern kann. Wieder nämlich ist dem Glückskind das Weibliche, in Gestalt seiner Frau (aber auch seiner Schwiegermutter, die zwar nur am Rande erwähnt wird, aber ihre Wichtigkeit im freundlichen Vollzug der Hochzeit ihrer Tochter mit dem Glückskind darstellt), auch hier so wesentlich wichtig, dass es sogar bereit ist, dafür – mit allen Konsequenzen – in die Hölle zu gehen und dort eine schier unmöglich scheinende Aufgabe zu lösen: Es will mit seiner Frau offensichtlich – weil es sich wohl von ihr erwünscht fühlt – leben. Es spürt, dass beide, seine Frau und die Schwiegermutter – passiv die Königinmutter und aktiv die Königstochter – „hinter ihm stehen“ und dafür geht es eben auch „in die Hölle“.

Dann erfährt das bereits zugrunde liegende Urvertrauen des Glückskindes durch die Ellermutter des Teufels eine Fortsetzung. Unbesehen nimmt sie das Glückskind an, quasi wie ihren richtigen Enkelsohn, nimmt es in Schutz und fühlt sich, wie von selbst, für sein Fortkommen und Wohlergehen in dieser großen Gefahrensituation verantwortlich. Darüber hinaus kommt jetzt erst ein weiterer Aspekt des Weiblichen zur *vollen* Geltung: nämlich Lebensklugheit und eine geschickte Form der List. Um komplizierte Gefahrensituationen zu bestehen, ist eine solche Haltung oftmals unerlässlich. Selbst die gefährlichste Situation pariert die Ellermutter in geschickter Weise, sie verwandelt das Glückskind in eine Ameise. Ihre Worte: „[...] du dauerst mich, ich will sehen, ob ich dir helfen kann“ und „Kriech in meine Rockfalten, da bist du sicher“²⁴ zeigen, dass sie, auch wenn sie nur die Großmutter des Teufels ist, gemeinsam mit allen anderen Frauen „noch etwas mehr als der Teufel“²⁵ selbst weiß. Für die Beschuldigung, dass es nach Menschenfleisch rieche, weicht sie z.B. geschickt mit der Ausrede aus, sie habe gerade alles gekehrt und aufgeräumt. Um die Haare ausreißen zu können, zeigt sie eine gehörige Portion Mut und legt sogar gelassen jedes ausgerissene Haar sorgfältig eins neben das andere. Um ihrem teuflischen Enkelsohn gleich den „Wind aus den Segeln zu nehmen“ geht sie nahezu zum Angriff über, indem sie energisch auf ihre getane Arbeit hinweist und zugleich danach weckt sie geschickt seine Neugier, indem sie mit gespielter Hilflosigkeit ihre sonderbaren Träume

²⁴ „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 171.

²⁵ Übersetzt: „[...] ne sanno una di più del diavolo“. In: Müller, Ferdinand et al.: *Proverbi italiani/Italienische Sprichwörter*. 1978. S. 4.

schildert. So schmeichelt sie ihm einerseits, indem sie ihm Wissen unterstellt und appelliert damit andererseits an seine Eitelkeit. Sie verbindet so, in einer sehr geglückten Form, Provokation und gespielte Hilflosigkeit und lenkt den Teufel auf diese Weise ab.

An dieser Stelle soll auch noch einmal auf die Rolle der List bei der Bewältigung des Lebensschicksals und der Förderung des Lebensglücks kurz eingegangen werden.²⁶ Zur List zu greifen kann oftmals ein Kunstgriff sein, mit Hilfe dessen man die „teuflischen“ Kräfte auf „seine Seite ziehen“ kann. So kann das Teuflische nicht nur teuflisch, d.h. abgrundtief schlecht, sein, sondern enthält auch gleichsam dämonische Urkräfte, die man in der rechten Weise zu gebrauchen erlernen muss.²⁷ Ein klassisches Beispiel dafür ist u.a. die Gestalt des Mephisto in Goethes „Faust“, der seiner Figur Mephisto geistige Überlegenheit, weltmännische Gewandtheit und ironischen Witz gab.²⁸ So ist es mit Sicherheit kein Zufall, dass so eine finstere Gestalt wie der Teufel ausgerechnet goldene Haare hat. Das „Goldene am Bösen“ besteht nicht nur darin, dass es den Menschen zu Beginn oft fasziniert, sondern man muss es auch in der rechten Weise zu nutzen lernen, indem man es mit List, d.h. in geschickter Weise an sich bringt und benutzt.²⁹

²⁶ Verena Kast wird dieser Tatsache bereits im Untertitel ihres Buches „Glückskinder“ (2005) gerecht, indem sie formuliert „Wie man das Schicksal überlisten kann“.

²⁷ Vielleicht mag an dieser Stelle ein Vergleich zu fernöstlichen Kampfarten (Judo, Jiu-Jitsu, Karate) angebracht sein, bei denen die Kraft des Gegners zum eigenen Vorteil genutzt wird.

²⁸ Vgl. *Brockhaus*. Wiesbaden, 1971. Bd. 12. S. 418: „„Mephistopheles“ entstammt dem hebr. „mephir“ – Zerstörer, Verderber und „tophel“ – Lügner oder auch „Mestophiel“ – Zerstörer des Guten“.

Bächtold-Stäubli (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. 1987. Bd. 6. (1934/1935). S. 174 f.: „Mephistopheles heißt bei Goethe der Teufel, dem sich Faust verschreibt und der dann dem Helden des Dramas dient; er ist ‚ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft‘, ‚der Geist, der stets verneint‘ usw. [...]. Seinem Wesen nach gilt M. den Volksbüchern nicht als der Höllenher, als der Teufel selbst, sondern als ein Spiritus familiaris, der sich mit den Worten kennzeichnet: ‚Ich bin kein Teufel, sondern ein Spiritus familiaris, der gerne bei den Menschen wohnet‘. [...] M. [ist] ein gelehrter und erfahrener Geist, den der Teufel als Diener zu Faust sendet.“

²⁹ Hedwig von Beit weist zu diesem Vorgang darauf hin, dass die drei goldenen Haare an die „ursprüngliche Lichtnatur“ des Teufels erinnern: „[...] ist er doch der gefallene ‚Lucifer‘ (Lichtträger)“. Darüber hinaus weisen die Haare auch auf die Bedeutung „von geistiger Macht“ hin, als dem Kopfe entwachsen. Sie sind „[...] auch Symbol zeugender Kraft [...]. Sie deuten ferner auch auf ‚die Sonnenkraft‘ des Helden hin sowie auf die Dämonie und die Beziehung zum Feuer. Des Teufels goldene Haare kennzeichnen ihn somit sogleich als Herrn des Erdfeuers und Besitzer der im Gold symbolisierten höchsten Werte. Das Zeichen [nämlich] für Gold und Sonne ist von alters her dasselbe [...]“ (*Symbolik des Märchens*. Bd. 1: *Versuch einer Deutung*. 1952. S. 381 f.). Da die Haare dem Kopfe entspringen, deuten sie auch auf Erkenntnis und Bewusstheit hin, und weiterhin geht mit dem Besitz der Haare die Kraft des Teufels auf den Helden über (Vgl. Beit: *Symbolik des Märchens*. Bd. 1: *Versuch einer Deutung*.

Ein Kind kann also an diesem Märchen lernen, dass man manchmal auch „krumme“ Wege gehen muss, um sein Lebensglück weiter zu befördern: nämlich das Gute im Schlechten zur Hilfe zu nehmen. Darauf weist auch Verena Kast hin, wenn sie schreibt, dass man „Weisheiten [...] gerade von diesem Teufel holen kann. Denn allzu oft *verbirgt* sich im ‚Verteufelten‘ [auch] eben ein Goldkorn“³⁰, respektive man erkennt an den goldenen Haaren das Besondere.

Dass man sich dabei, d.h. zur Beförderung dieses Glücks, gelegentlich auch anderer als rein mütterlicher Wesen bedienen bzw. diese zu Hilfe rufen muss, ist ebenso wieder eine Frage des Geschicks. So ist die Großmutter des Teufels als ein weibliches Element in der Lage, etwas zu bewerkstelligen, was das Kind alleine nicht kann. Sie also in der rechten Weise „zu Werke gehen“ zu lassen, ist ebenfalls etwas, was ein Kind zu nutzen verstehen muss, d.h. damit auch, sich der „großmütterlichen“ bzw. „altersweisen“ Weiblichkeit anzuvertrauen. Auch wenn sie eben die Großmutter des Teufels ist, so gibt sie doch dem Glückskind – wie selbstverständlich – ihre ganze Fürsorge.

Die Aufgabe der „lebens-erfahrenen“ Frau ist nämlich, Klugheit und Weisheit weiterzugeben. So weist sie z.B. das Glückskind, bevor sie es in eine Ameise verwandelt, darauf hin, dass es bei den Antworten des Teufels genau zuhören solle. Nach der Rückverwandlung vergewissert sie sich sogar noch einmal – in ihren Augen ist es ja nur ein halberwachsenes Kind – ob es die Antworten auch gehört und sich gut eingeprägt habe.

Zu diesem Punkt lässt sich abschließend sagen: In ihrer Standfestigkeit, Lebensweisheit und Klugheit steht des Teufels Großmutter sozusagen „über den Dingen“³¹. Und das vermittelt sie auch dem Glückskind: das Unkonventionell-

1952, S. 383).

Ähnlich stellt sich das grausame, scheinbar nur für uns „Kultivierte“, Vorgehen der Azteken dar, die das Herz des Gegners herausrissen und aben, um sich dessen Kraft „einzuverleiben“. Auch im AT werden Haare als Symbol der Kraft dargestellt (Samson). Das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ sagt u.a. dazu: „Eine Unmasse von Zeugnissen aus alter und neuer Zeit und aus allen Weltgegenden zeigt uns, dass das Haar als Sitz des Lebens, der Seele, der Kraft betrachtet wurde und noch wird, wenn auch oft nur noch in heute nicht mehr verstandener Weise. [...] Oft wohnt die Seele resp. das Leben oder liegt die Kraft in einem einzigen Haar oder in drei Haaren [...]“. Enzyklopädie des deutschen Aberglaubens, Bächthold-Stäubli hrsg. 1987. Bd. 3 (1930/1931), S. 1258 f.).

³⁰ Kast: *Glückskinder*. 2005. S. 68 (Hervorhebung v. Verf.).

³¹ Im Jungschen Sinne erfüllt sie wohl damit den Archetyp der „weisen alten Frau“. Vgl. dazu die verschiedenen archetypischen Frauenfiguren, angefangen bei dem „Kräuterweib“ bis hin zur „guten Hexe“. Vgl. ferner auch Hedwig von Beit, die darauf hinweist, dass der Held sich in entscheidenden Situationen oftmals „der gütigen Seite der dunklen Natur überlassen kann und diese für sich wirken lassen kann“ (*Symbolik des Märchens*. Bd. 1: *Versuch einer Deutung*.

Sein, das Großzügige, den persönlichen Mut, die Fürsorge. Sie steht „über den Dingen“, weil sie sich nicht von Gefühlen des Augenblicks leiten oder verleiten lässt, sondern von ihrer intuitiven „Trittsicherheit“, ihrer Lebensklugheit. In heutiger Sprache formuliert, gleichsam „im Jargon“, wird ein Kind diese geschickte und mutige Verhaltensweise der Großmutter womöglich „cool“ finden, und wird sich wünschen, auch so zu sein oder zu werden.

Zu 4) Was lässt sich für ein Kind aus der Lebensart und dem Schicksal des Königs für sich selbst entnehmen? Warum wird ein Kind sich möglicherweise dadurch zu einer anderen Verhaltensweise veranlasst sehen? Näher hin: welche problematische Rolle schreibt der König dabei dem Weiblichen zu?

Zunächst einmal lässt sich eindeutig feststellen, dass der König dem Weiblichen, d.h. konkret seiner Frau und seiner Tochter, keinerlei menschlich bedeutungsvolle Rolle einräumt, sondern lediglich ihr Funktionieren erwartet und fordert, wie von einer Sache. Sie haben aus seiner Sicht nur die Rolle, für ihn da zu sein und ihn in bestimmter Weise zu versorgen. Zu seinem Status als König gehören nun einmal eine Königin und ein Kind. Diese Forderung haben beide zunächst auch erfüllt. Die List des Schicksals oder auch, wenn man so will, die List des Weiblichen durchkreuzen aber fatalerweise die bösen Pläne des Königs: Die Königin und ihre Tochter befördern nämlich das Glück des Glückskindes und tragen damit wiederum als weibliches Element zum späteren Schicksal des Königs bei. Das Glückskind hingegen, indem es alle ihm gestellten Aufgaben bereit ist zu erfüllen, zeigt, dass es sogar zum Einsatz seines Lebens, zur Liebe, zum Vertrauen und zur Verlässlichkeit bereit ist.

Das Glück eines glücklichen Mannes besteht also nicht zuletzt darin, offen und bereit dafür zu sein, sein Lebensglück, u.a. mit Urvertrauen³², in die Hände von weiblicher Stärke und Liebe zu legen. Alles dies tut das Glückskind, im Unterschied zum König selber, der in männlicher Hybris, sozusagen als

1952. S. 383 f.).

³² Vgl. Anm. 151: „Urvertrauen“. Dieser Ausdruck Eriksons soll an dieser Stelle noch einmal betonen, wie sehr das Lebensglück nicht zuletzt von einer liebevollen und festgefügten Mutter-Kind-Beziehung abhängt und dass diese – im Falle des Glückskindes – sich bereits in symbolischer Weise in der Glückshaut darstellt, die der Mutter des Glückskindes ein Gefühl einer schützenden Sicherheit für ihr Kind vermittelt.

Alleinherrscher auftritt, der damit auch glaubt, Frau und Tochter Befehle erteilen zu können, ohne zu fragen oder gar sie in seine Entscheidungen einzubeziehen. Es sei daran erinnert, dass der König sich hier als „Herr über Leben und Tod“ aufspielt, wenn auch nicht erfolgreich. Ganz im Gegenteil zum unerwünschten Schwiegersohn, der erfolgreich in das Leben der Königstochter eintritt. Die Tochter liebt nämlich ihren zunächst aufgezwungenen Ehemann und das, was als Unglück ausgelegt war, wird zum Glück für das Glückskind *und* die Königstochter und zum Pech für den König.

Die Königin, die Königstochter, das Glückskind, alle drei befördern so das Lebensglück, indem sie sich den Bewegungen und Veränderungen des Lebens öffnen, ganz im Unterschied zum Verhalten des Königs, der lediglich seine Gier nach Macht und Geld festigen und ausbauen will und damit die Möglichkeiten des Lebens einengt.³³ Damit tragen die drei weiblichen Wesen – eben das weibliche Element – mit dazu bei, die bösen Pläne des Königs zu durchkreuzen. Und das sind gleichzeitig die Probleme des Königs: das Weibliche ist in diesem Märchen immer stärker, klüger und damit erfolgreicher als er. Der König erlebt zwar diese Misserfolge, aber er versteht nicht woher sie kommen.

Folgerichtig nämlich übernimmt das Glückskind freiwillig, auf eigene Initiative hin, aber auch weil es hellsichtig geworden ist, die Aufgabe auf sich, diese vom König gestellten negativen Aufgaben ins Positive zu wandeln. Da es in seiner Hellsichtigkeit und Lebensklugheit bei des Teufels Großmutter in die Lehre gegangen ist, fällt ihm auch die Lösung für das Problem „König“ ein: mit Hilfe der Gier des Königs schickt es diesen dauerhaft in die Unterwelt. Auch dies lässt sich als Resultat der „weiblichen“ Erziehung sehen. Für die Erziehung eines Kindes könnte dies auch heißen: So sein zu können, wie des Teufels Großmutter war, würde sicherlich jedem Kind gefallen: klug, trickreich, und mutig; intuitiv, innovativ, intelligent.

³³ Hedwig von Beit schreibt über die Rolle des Königs, „[dass] der König dem Helden sogar den größten Widerstand [entgegengesetzt], weil er dessen zufällige Bedeutung ahnt und nicht annehmen kann oder will. Dadurch entsteht eine zugespitzte Käuflichkeitssituation [...] zwischen Held und bisherigem Bewusstsein, wodurch [der Held] sogar bis in eine gewisse Gemeinschaft mit den Mächten der Hölle gedrängt wird. Dass hier auch ödipale Konkurrenz eine nicht unbedeutliche Rolle spielt, dürfte dazu auf der Hand liegen“ (*Symbolik des Märchens*. Bd. 1: *Versuch einer Deutung*. 1952). Vgl. dazu auch Kast: *Glückskinder*. 2005. S. 45.

Weiter wird deutlich, dass dieser König nichts von dem hat, was zu einem König per definitionem gehören sollte: Von einem König sollte man erwarten können, da er mit dem Status des Positiv-Besonderen, des Hervorragenden ausgestattet ist, dass er in jeder Hinsicht menschlich-königliche Größe darstellt. Dieser König aber ist die weltliche Variante des „höllischen“ Teufels³⁴: Er ist unehrlich und unzuverlässig, er ist habgierig, und das alles gepaart mit Dummheit und Eitelkeit, denn das volkstümliche Sprichwort sagt hier zu Recht: „Dummheit und Stolz wachsen auf dem selben Holz“.

Selbst „Raffiniert-Sein“ oder „Trickreich-Sein“ könnten Eigenschaften sein, die eines Königs würdig wären, wenn er sie z.B. im guten, positiven Sinne auf seine Untertanen anwendet. Aber die Eigenschaften, die der König im Märchen darstellt, sind schlicht und mit einem Wort „unköniglich“, weil sie sich nur auf seine eigenen weltlichen und unwürdig egoistischen Interessen beziehen.³⁵

Damit ist aber auch klar, dass ein Kind sich mit einer solch unköniglichen Figur keinesfalls identifizieren möchte, sondern eher im Gegenteil verspürt und versteht, dass etwas derartig das Leben Einengendes bestenfalls in die Unterwelt absteigen sollte. Nicht zuletzt ließe sich für das Kind daran auch einsehen, dass nicht alles, was sich „König“ nennt, auch königlich ist.

Weiter dürfte ein Kind ebenso schnell verspüren, dass dieser König also weit davon entfernt ist, ein König nach der üblichen Vorstellung zu sein. Sein Verhalten ist eben alles andere als königlich und das fühlt das Kind sofort: Der König hält als Erstes seine Versprechen nicht, er ist unehrlich und habgierig, er ist ein potentieller Mörder (auch der Versuch ist strafbar), er ist bar jeder Liebesfähigkeit. Er besitzt nur eins: Raffgier. Und die bringt ihn auf die „andere Seite des Ufers“, in die Hölle.³⁶ Welches Kind würde sehenden Auges ein solches Schicksal anstreben?

³⁴ Vgl. Kast: *Glückskinder*. 2005. S. 68: „Dir kommt der König sehr viel teuflischer vor, mir scheint, es ist sehr genau hinzusehen, was denn in diesem Märchen letztlich verteufelt wird, welche Weisheiten man also generell von diesem Teufel holen kann.“

³⁵ Vgl. ebd. S. 44: „Der König personifiziert die herrschende Bewusstseinseinstellung, die herrschende Überzeugung, die kein Schicksal anerkennen will, die [vor allem] nicht wahrhaben will, dass unser Leben eine besondere Bedeutung haben kann“ (Zusatz v. Verf.).

³⁶ Vgl. Kast: *Glückskinder*. 2005. S. 45: „Nämlich in die wirkliche Hölle. Auf diese Weise kann der König für das Kind in doppelter Weise bedeutsam werden: auf der einen Seite ist es die zu bekämpfende böse Seite, die als Herausforderung überwunden werden muss, auf der anderen Seite kann sie auch ein Kind von eigenen ‚bösen‘ Seiten entlasten, indem sie auf den König projiziert werden, indem sie bezüglich der Rolle des Königs betont, dass destruktiven Tendenzen ein starker positiver Mutterkomplex entgegengesetzt werden muss.“

Der Held hingegen aber muss immer wieder Gefährdungen überstehen, insbesondere bereits zu Beginn, also bei seiner Geburt und in seinen ersten Lebensjahren³⁷. So ist der König die personifizierte Gefahr, da dieser bereits erkennt, dass das Neugeborene oder auch heranwachsende Kind eine Bedrohung, ein Rivale für ihn werden kann. Ist er doch womöglich zum Königsnachfolger bestimmt.³⁸ Hier klingt wohl klar ein ödipales Motiv mit an. Rölleke verweist in diesem Zusammenhang auch auf die Geschichte von Herodes im NT sowie auf die vom Pharao im AT.³⁹

Abschließend ist hier zu sagen, dass dieses Märchen in seinem Erziehungs-potential zum *Reichtum der gelebten Gefühle*, der *erlebten Intuition* und der *angewandten Fantasie* führt, Eigenschaften, die im Allgemeinen als weibliche bezeichnet werden. Dass Gefühle, Intuition und Fantasie auch notwendigerweise Intellekt enthalten, soll hier nur am Rande erwähnt werden.

³⁷ Vgl. Beit: *Symbolik des Märchens*. Bd. 1: *Versuch einer Deutung*. 1952. S. 377 ff.

³⁸ Vgl. ebd. S. 379.

³⁹ Rölleke: *Die Märchen der Brüder Grimm*. 2004. S. 150 ff.

3. „Der treue Johannes“ oder „Sei getreu bis in den Tod“¹

Es ist zunächst nicht ohne Bedeutung, dass es auch Übersetzungen des oben genannten Bibelzitates gibt, die statt „in“ (den Tod) das Wort „an“ verwenden. Es wurde diese Lesart gewählt, da dass das Wort „in“ m.E. nach eine größere, eine noch weiter gespannte Treue darstellt. Man kann wohl durchaus sagen – vorausgesetzt, die Ewigkeit ist als Weitergehen, Weiter-Sein existent gedacht – auch im Tod ist Treue denkbar und möglich, weil sie ja dazu noch – wie das Zitat sagt – mit der „*Krone des Lebens*“ belohnt werden kann.

Es war einmal ein alter König, der war krank und dachte: „Es wird wohl das Totenbett sein, auf dem ich liege.“ Da sprach er: „Laßt mir den getreuen Johannes kommen.“ Der getreue Johannes war sein liebster Diener und hieß so, weil er ihm sein Lebelang so treu gewesen war. Als er nun vor das Bett kam, sprach der König zu ihm: „Getreuester Johannes, ich fühle, daß mein Ende herannaht, und da habe ich keine andere Sorge als um meinen Sohn: er ist noch in jungen Jahren, wo er sich nicht immer zu raten weiß, und wenn du mir nicht versprichst, ihn zu unterrichten in allem, was er wissen muß, und sein Pflegevater zu sein, so kann ich meine Augen nicht in Ruhe schließen.“ Da antwortete der getreue Johannes: „Ich will ihn nicht verlassen und will ihm mit Treue dienen, wenn's auch mein Leben kostet.“ Da sagte der alte König: „So sterb ich getrost und in Frieden.“ Und sprach dann weiter: „Nach meinem Tode sollst du ihm das ganze Schloß zeigen, alle Kammern, Säle und Gewölbe, und alle Schätze, die darin liegen: aber die letzte Kammer in dem langen Gange sollst du ihm nicht zeigen, worin das Bild der Königstochter vom goldenen Dache verborgen steht. Wenn er das Bild erblickt, wird er eine heftige Liebe zu ihr empfinden und wird in Ohnmacht niederfallen und wird ihretwegen in große Gefahren geraten; davor sollst du ihn hüten.“ Und als der treue Johannes nochmals dem alten König die Hand darauf gegeben hatte, ward dieser still, legte sein Haupt auf das Kissen und starb.

Als der alte König zu Grabe getragen war, da erzählte der treue Johannes dem jungen König, was er seinem Vater auf dem Sterbelager versprochen hatte, und sagte: „Das will ich gewißlich halten und will dir treu sein, wie ich ihm gewesen bin, und sollte es mein Leben kosten.“ Die Trauer ging vorüber, da sprach der treue Johannes zu ihm: „Es ist nun Zeit, daß du dein Erbe siehst: ich will dir dein väterliches Schloß zeigen.“ Da führte er ihn überall herum, auf und ab, und ließ ihn alle die Reichtümer und prächtigen Kammern sehen: nur die eine Kammer öffnete er nicht, worin das gefährliche Bild stand. Das Bild aber war so gestellt, daß wenn die Tür aufging, man gerade darauf sah, und war so herrlich gemacht, daß man meinte, es lebte und lebte und es gäbe nicht Lieblicheres und Schöneres auf der ganzen Welt. Der junge König aber merkte wohl, daß der getreue Johannes immer an einer Tür vorüberging, und sprach: „Warum schließest du mir diese niemals auf?“ „Es ist etwas darin“, antwortete er, „vor dem du erschrickst.“ Aber der König antwortete: „Ich habe das ganze Schloß gesehen, so will ich auch wissen, was

¹ Aus: „Die Offenbarung des Johannes (Apokalypse)“ 2, 10. In: *Die Bibel. Die heilige Schrift des alten und neuen Bundes*. Vollständige dt. Ausgabe mit den Erläuterungen der Jerusalemer Bibel. Hrsg. Von Arenhovel, Diego/Deißler, Alfons/Vögtle, Anton. Freiburg im Breisgau, 1965. S. 260.: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“, aber auch: „[...] und ich werde dir das Leben als Siegeskranz geben.“ („Siegeskranz“ dürfte wohl hier ebenfalls als „Krone des Lebens“ zu verstehen sein.)

darin ist“, ging und wollte die Türe mit Gewalt öffnen. Da hielt ihn der getreue Johannes zurück und sagte: „Ich habe es deinem Vater vor seinem Tode versprochen, daß du nicht sehen sollst, was in der Kammer steht: es könnte dir und mir zu großem Unglück ausschlagen.“ „Ach nein“, antwortete der junge König, „wenn ich nicht hineinkomme, so ist's mein sicheres Verderben: ich würde Tag und Nacht keine Ruhe haben, bis ich's mit meinen Augen gesehen hätte. Nun gehe ich nicht von der Stelle, bist du aufgeschlossen hast.“

Da sah der getreue Johannes, daß es nicht mehr zu ändern war, und suchte mit schwerem Herzen und vielem Seufzen aus dem großen Bund den Schlüssel heraus. Als er die Türe geöffnet hatte, trat er zuerst hinein und dachte, er wolle das Bildnis bedecken, daß es der König vor ihm nicht sähe; aber was half das? Der König stellte sich auf die Fußspitzen und sah ihm über die Schulter. Und als er das Bildnis der Jungfrau erblickte, das so herrlich war und von Gold und Edelsteinen glänzte, da fiel er ohnmächtig zur Erde nieder. Der getreue Johannes hob ihn auf, trug ihn in sein Bett und dachte voll Sorgen: „Das Unglück ist geschehen, Herr Gott, was will daraus werden!“ Dann stärkte er ihn mit Wein, bis er wieder zu sich selbst kam. Das erste Wort, das er sprach, war: „Ach! wer ist das schöne Bild?“ „Das ist die Königstochter vom goldenen Dache“, antwortete der treue Johannes. Da sprach der König weiter: „Meine Liebe zu ihr ist so groß, wenn alle Blätter an den Bäumen Zungen wären, sie könnten's nicht aussagen; mein Leben setze ich daran, daß ich sie erlange. Du bist mein getreuster Johannes, du mußt mir beistehen.“

Der treue Diener besann sich lange, wie die Sache anzufangen wäre, denn es hielt schwer, nur vor das Angesicht der Königstochter zu kommen. Endlich hatte er ein Mittel ausgedacht und sprach zu dem König: „Alles, was sie um sich hat, ist von Gold, Tische, Stühle, Schüsseln, Becher, Näpfe und alles Hausgerät; in deinem Schatze liegen fünf Tonnen Goldes, laß eine von den Goldschmieden des Reichs verarbeiten zu allerhand Gefäßen und Gerätschaften, zu allerhand Vögeln, Gewild und wunderbaren Tieren, das wird ihr gefallen, wir wollen damit hinfahren und unser Glück versuchen.“ Der König hieß alle Goldschmiede herbeiholen, die mußten Tag und Nacht arbeiten, bis endlich die herrlichsten Dinge fertig waren. Als alles auf ein Schiff geladen war, zog der getreue Johannes Kaufmannskleider an, und der König musste ein gleiches tun, um sich ganz unkenntlich zu machen. Dann fuhren sie über das Meer und fuhren so lange, bis sie zu der Stadt kamen, worin die Königstochter vom goldenen Dache wohnte.

Der treue Johannes hieß den König auf dem Schiffe zurückbleiben und auf ihn warten. „Vielleicht“, sprach er, „bring ich die Königstochter mit, darum sorgt, daß alles in Ordnung ist, laß die Goldgefäß aufstellen und das ganze Schiff ausschmücken.“ Darauf suchte er sich in sein Schürzchen allerlei von den Goldsachen zusammen, stieg ans Land und ging gerade nach dem königlichen Schloß. Als er in den Schlosshof kam, stand da beim Brunnen ein schönes Mädchen, das hatte zwei goldene Eimer in der Hand und schöpfte damit. Und als es das blinkende Wasser forttragen wollte und sich umdrehte, sah es den fremden Mann und fragte, wer er wäre. Da antwortete er: „Ich bin ein Kaufmann“, und öffnete sein Schürzchen und ließ sie hineinschauen. Da rief sie: „Ei, was für schönes Goldzeug!“, setzte die Eimer nieder und betrachtete eins nach dem andern. Da sprach das Mädchen: „Das muß die Königstochter sehen, die hat so große Freude an den Goldsachen, daß sie Euch alles abkauft.“ Es nahm ihn bei der Hand und führte ihn hinauf, denn es war die Kammerjungfer. Als die Königstochter die Ware sah, war sie ganz vergnügt und sprach: „Es ist so schön gearbeitet, daß ich dir alles abkaufen will.“ Aber der getreue Johannes sprach: „Ich bin nur der Diener von einem reichen Kaufmann: was ich hier habe, ist nichts gegen das, was mein Herr auf seinem Schiff stehen hat, und das ist das Künstlichste und Köstlichste, was je in Gold ist gearbeitet worden.“ Sie wollte alles heraufgebracht haben, aber er sprach: „Dazu gehören viele Tage, so groß ist die Menge, und so viel Säle, um es aufzustellen, daß Euer Haus nicht Raum dafür hat.“ Da ward ihre Neugierde und Lust immer mehr angeregt, so daß sie endlich sagte: „Führe

mich hin zu dem Schiff, ich will selbst hingehen und deines Herrn Schätze betrachten.“

Da führte sie der getreue Johannes zu dem Schiffe hin und war ganz freudig, und der König, als er sie erblickte, sah, daß ihre Schönheit noch größer war, als das Bild sie dargestellt hatte, und meinte nicht anders, als das Herz wollte ihm zerspringen. Nun stieg sie in das Schiff, und der König führte sie hinein; der getreue Johannes aber blieb zurück bei dem Steuermann und hieß das Schiff abstoßen: „Spannt alle Segel auf, daß es fliegt wie ein Vogel in der Luft.“ Der König aber zeigte ihr drinnen das goldene Geschirr, jedes einzeln, die Schüsseln, Becher, Näpfe, die Vögel, das Gewild und die wunderbaren Tiere. Viele Stunden gingen herum, während sie alles besah, und in ihrer Freude merkte sie nicht, daß das Schiff dahinfuhr. Nachdem sie das letzte betrachtet hatte, dankte sie dem Kaufmann und wollte heim, als sie aber an des Schiffes Rand kam, sah sie, daß es fern vom Land auf hohem Meere ging und mit vollen Segeln forteilte. „Ach“, rief sie erschrocken, „ich bin betrogen, ich bin entführt und in die Gewalt eines Kaufmanns geraten; lieber wollt ich sterben!“ Der König aber fasste sie bei der Hand und sprach: „Ein Kaufmann bin ich nicht, ich bin ein König und nicht geringer an Geburt, als du bist; aber daß ich dich mit List entführt habe, daß ist aus übergroßer Liebe geschehen. Das erste Mal, als ich dein Bildnis gesehen habe, bin ich ohnmächtig zur Erde gefallen.“ Als die Königstochter vom goldenen Dache das hörte, ward sie getröstet, und ihr Herz ward ihm geneigt, so daß sie gerne einwilligte, seine Gemahlin zu werden.

Es trug sich aber zu, während sie auf dem hohen Meere dahinfuhren, daß der getreue Johannes, als er vorn auf dem Schiffe saß und Musik machte, in der Luft drei Raben erblickte, die dahergeflogen kamen. Da hörte er auf zu spielen und horchte, was sie miteinander sprachen, denn er verstand das wohl. Die eine rief: „Ei, da führt er die Königstochter vom goldenen Dache heim.“ „Ja“, antwortete die zweite, „er hat sie noch nicht.“ Sprach die dritte. „Er hat sie doch, sie sitzt bei ihm im Schiffe.“ Da fing die erste wieder an: „Was hilft ihm das! Wenn sie ans Land kommen, wird ihm ein fuchsrotes Pferd entgegenspringen; da wird er sich aufschwingen wollen, und tut er das, so sprengt es mit ihm fort und in die Luft hinein, daß er nimmermehr seine Jungfrau wiedersieht.“ Sprach die zweite: „Ist gar keine Rettung?“ „O ja, wenn ein anderer schnell aufsitzt, das Feuergewehr, das in den Hälften stecken muß, herausnimmt und das Pferd damit totschießt, so ist der junge König gerettet. Aber wer weiß das! Und wer's weiß und sagt's ihm, der wird zu Stein von den Fußzehen bis zum Knie.“ Da sprach die zweite: „Ich weiß noch mehr, wenn das Pferd auch getötet wird, so behält der junge König doch nicht seine Braut; wenn sie zusammen ins Schloß kommen, so liegt dort ein gemachtes Brauthemd² in einer Schüssel und sieht aus, als wär's von Gold und Silber gewebt, ist aber nichts als Schwefel und Pech: wenn er's antut, verbrennt es ihn bis aufs Mark und Knochen.“ Sprach die dritte: „Ist da gar keine Rettung?“ „O ja“, antwortete die zweite, „wenn einer mit Handschuhen das Hemd packt und wirft es ins Feuer, daß es verbrennt, so ist der junge König gerettet. Aber was hilft's! Wer's weiß und es ihm sagt, der wird halbes Leibes Stein vom Knie bis zum Herzen.“ Da sprach die dritte: „Ich weiß noch mehr, wird das Brauthemd auch verbrannt, so hat der junge König seine Braut doch noch nicht; wenn nach der Hochzeit der Tanz anhebt und die junge Königin tanzt, wird sie plötzlich erbleichen und wie tot hinfallen: und hebt sie nicht einer auf und zieht aus ihrer rechten Brust drei Tropfen Blut und speit sie wieder aus, so stirbt sie. Aber verrät das einer, der es weiß, wird er ganzes Leibes zu Stein vom Wirbel bis zur Fußzehe.“ Als die Raben das miteinander gesprochen hatten, flogen sie weiter, und der getreue Johannes hatte alles wohl verstanden, aber von der Zeit an war er still und traurig; denn verschwieg er seinem

² Hier ist wieder ein Thema der griechischen Mythologie entnommen: das Nessusgewand, ein Geschenk der Deianira, soll, dadurch dass Herakles, ihr Mann, es trägt, die verlorene geglaubte Liebe ihres Mannes zu ihr wieder hervorrufen. Vgl. Tetzner, Reiner/Wittmeyer, Uwe: *Griechische Götter- und Heldenägen. Nach den Quellen neu erzählt*. Stuttgart, 2008. S. 173-176.

Herrn, was er gehört hatte, so war dieser unglücklich; entdeckte er es ihm, so mußt er selbst sein Leben hingeben. Endlich aber sprach er bei sich: „Meinen Herrn will ich retten, und sollt ich selbst darüber zugrunde gehen.“

Als sie nun ans Land kamen, da geschah es, wie die Rabe vorhergesagt hatte, und es sprengte ein prächtiger fuchsroter Gaul daher. „Wohlan“, sprach der König, „der soll mich in mein Schloß tragen“, und wollte sich aufsetzen, doch der treue Johannes kam ihm zuvor, schwang sich schnell darauf, zog das Gewehr aus den Haltern und schoß den Gaul nieder. Da riefen die andern Diener des Königs, die dem treuen Johannes doch nicht gut waren: „Wie schändlich, das schöne Tier zu töten, das den König in sein Schloß tragen sollte!“ Aber der König sprach: „Schweigt und lasst ihn gehen, es ist mein getreuester Johannes, wer weiß, wozu das gut ist!“ Nun gingen sie ins Schloß, und da stand im Saal eine Schüssel, und das gemachte Brauthemd lag darin und sah aus nicht anders, als wäre es von Gold und Silber. Der junge König ging darauf zu und wollte es ergreifen, aber der treue Johannes schob ihn weg, packte es mit Handschuhen an, trug es schnell ins Feuer und ließ es verbrennen. Die anderen Diener fingen wieder an zu murren und sagten: „Seht, nun verbrennt er gar des Königs Brauthemd. Aber der junge König sprach: „Wer weiß, wozu es gut ist, lasst ihn gehen, es ist mein getreuester Johannes.“ Nun ward die Hochzeit gefeiert: der Tanz hub an, und die Braut trat auch hinein, da hatte der treue Johannes acht und schaute ihr ins Antlitz; auf einmal erbleichte sie und fiel wie tot zur Erde. Da sprang er eilends hinzu, hob sie auf und trug sie in eine Kammer, da legte er sie nieder, kniete und zog ihr die drei Blutstropfen aus der rechten Brust und speite sie aus. Als bald atmete sie wieder und erholte sich, aber der junge König hatte es mit angesehen und wußte nicht, warum es der getreue Johannes getan hatte, ward zornig darüber und rief: „Werft ihn ins Gefängnis!“ Am andern Morgen ward der getreue Johannes verurteilt und zum Galgen geführt, und als er oben stand und gerichtet werden sollte, sprach er: „Jeder, der sterben soll, darf vor seinem Ende noch einmal reden, soll ich das Recht auch haben?“ „Ja“, antwortete der König, „es soll dir vergönnt sein.“ Da sprach der treue Johannes: „Ich bin mit Unrecht verurteilt und bin dir immer treu gewesen“, und erzählte, wie er auf dem Meer das Gespräch der Raben gehört und wie er, um seinen Herrn zu retten, dies alles hätte tun müssen. Da rief der König: „O mein getreuester Johannes, Gnade! Gnade! Führt ihn herunter.“ Aber der treue Johannes, war bei dem letzten Wort, das er geredet hatte, leblos herabgefallen und war ein Stein.

Darüber trug nun der König und die Königin großes Leid, und der König sprach: „Ach, was hab ich große Treue so übel belohnt!“ Und ließ das steinerne Bild aufheben und in seine Schlafkammer neben sein Bett stellen. Sooft er es ansah, weinte er und sprach: „Ach, könnt ich dich wieder lebendig machen, mein getreuester Johannes.“ Es ging eine Zeit herum, da gebar die Königin Zwillinge, zwei Söhnlein, die wuchsen heran und waren ihre Freude. Einmal, als die Königin in der Kirche war und die zwei Kinder bei dem Vater saßen und spielten, sah dieser wieder das steinerne Bildnis voll Trauer an, seufzte und rief: „Ach, könnt ich dich wieder lebendig machen, mein getreuester Johannes.“ Da fing der Stein an zu reden und sprach: „Ja, du kannst mich wieder lebendig machen, wenn du dein Liebstes daran wenden willst.“ Da rief der König: „Alles, was ich auf der Welt habe, will ich für dich hingeben.“ Sprach der Stein weiter: „Wenn du mit deiner eigenen Hand deinen beiden Kindern den Kopf abhaust und mich mit ihrem Blut bestreichst, so erhalte ich das Leben wieder.“ Der König erschrak, als er hörte, daß er seine liebsten Kinder selbst töten sollte, doch dachte er an die große Treue und daß der getreue Johannes für ihn gestorben war, zog sein Schwert und hieb mit eigener Hand den Kindern den Kopf ab. Und als er mit ihrem Blute den Stein bestrichen hatte, so kehrte das Leben zurück, und der getreue Johannes stand wieder frisch und gesund vor ihm. Er sprach zum König: „Deine Treue soll nicht unbelohnt bleiben“, und nahm die Häupter der Kinder, setzte sie auf und bestrich die Wunde mit ihrem Blut, davon wurden sie im Augenblick wieder heil, sprangen herum und spielten fort, als wäre ihnen nichts geschehen. Nun war der König voll Freude, und als er die Königin kommen sah, versteckte er den getreuen Johannes und

die beiden Kinder in einen großen Schrank. Wie sie hereintrat, sprach er zu ihr: „Hast du gebetet in der Kirche?“ „Ja“, antwortete sie, „aber ich habe beständig an den treuen Johannes gedacht, daß er so unglücklich durch uns geworden ist.“ Da sprach er: „Liebe Frau, wir können ihm das Leben wiedergeben, aber es kostet uns unsere beiden Söhnlein, die müssen wir opfern.“ Die Königin ward bleich und erschrak im Herzen, doch sprach sie: „Wir sind's ihm schuldig wegen seiner großen Treue.“ Da freute er sich, daß sie dachte, wie er gedacht hatte, ging hin und schloß den Schrank auf, holte die Kinder und den treuen Johannes heraus und sprach: „Gott sei gelobt, er ist erlöst, und unsere Söhnlein haben wir auch wieder“, und erzählte ihr, wie sich alles zugetragen hatte. Da lebten sie zusammen in Glückseligkeit bis an ihr Ende.³

Das Märchen „Der treue Johannes“ konfrontiert den Leser – Kinder wie Erwachsene – mit der denkbar bedingungslosesten Form von Treue: Der getreue Johannes ist seinem ersten König bis *über* dessen *Tod hinaus* und dem Königsohn *bis hin zu seinem eigenen Tod* treu. Mit dem Versprechen, über seinen Tod hinaus auf den Königsohn zu achten, dieses Versprechen auf jede denkbare und vom Schicksal geforderte Weise einzuhalten, überträgt der treue Johannes das Treueversprechen, das er dem Vater gab, bedingungslos auf den Sohn. Diese Treue bedeutet letztlich seinen eigenen körperlichen Tod, aber der getreue Johannes ist ohne Einschränkung bereit, diese Treue unbedingt einzuhalten, auch als er weiß – durch die Vorhersage der Raben – wenn er über das, was er durch sie erfahren hat, spricht, wird er sterben müssen. In seiner Entscheidung, sein Versprechen zu halten, ist er auch dann noch unerschütterlich. Mit dieser Treue aber, die über sein physisches Leben hinausgeht, eben „bis in den Tod“ hinein, hilft der treue Johannes schließlich dem Königsohn. Dieser kann dabei durchaus als Alter Ego des getreuen Johannes betrachtet werden⁴. Denn auch und gerade ein König wird – im Idealfall – als getreuer Diener seines Volkes angesehen werden⁵. Verschiedene Deutungen dieses Märchens sehen den Diener dann nämlich auch als den erwachseneren und klügeren Teil des Königsohnes selbst. So wie Carl Gustav Jung die Archetypen oft als Gegensatzeinheiten beschreibt – „Der Diener des Helden symbolisiert im Märchen fast immer dessen Schatten.“⁶ – so versucht

³ „Der treue Johannes.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 55-63.

⁴ Vgl. Beit: *Symbolik des Märchens*. Bd. 2: *Gegensatz und Erneuerung im Märchen*. 1956. S. 41 f.; vgl. auch Gutter, Agnes: *Märchen und Märe. Psychologische Deutung und pädagogische Wertung*. Solothurn/Schweiz, 1968. S. 151 f.; vgl. Scherf, Walter: *Märchenlexikon*. Berlin, 2004. (Digitale Bibliothek, Bd. 90). S. 3165 sowie 3168.

⁵ Friedrich II., genannt Friedrich der Große (* 24.01.1712 in Berlin; † 17.08.1786 in Potsdam), war König von Preußen. Sein Motto soll gewesen sein: „Ich bin der erste Diener meines Staates“. In: Lexikon von Uni-Protokolle.de: „Friedrich II., der Große“. URL: http://www.uni-protokolle.de/Lexikon/Friedrich_II.%2C_der_Gro%DFe.html

[Stand: 10.08.2009]

⁶ Beitr: *Symbolik des Märchens*. Bd. 2: *Gegensatz und Erneuerung im Märchen*. 1956. S. 41 f.

Hedwig von Beit in Anlehnung an C.G. Jung, an verschiedenen Märchen aufzuzeigen, dass der Diener sozusagen der Doppelgänger oder auch das Alter Ego des Herren bzw. hier des Prinzen ist, der durch sein geheimes Wissen die seelische Befreiung von Einseitigkeiten (d.h. er sollte nicht nur Prinz mit dessen edlen Fähigkeiten sein, sondern eben auch Diener, mit den hier dargestellten Fähigkeiten sein) mit sich bringt.

In diesem Zusammenhang seien als Beispiele aus der Weltliteratur nur auf Cervantes' „Don Quichotte und Sancho Pansa“⁷ und auf die Figur des Falstaff in Shakespeares „Heinrich IV.“⁸ verwiesen, im Märchenbereich auf den Müllersohn im „Gestiefelten Kater“: keiner von den genannten Paaren ist ohne den anderen denkbar. Dem entspricht auch die Auffassung, dass auch der König selbst – im Idealfall – als Gegensatzeinheit, d.h. zugleich als getreuer Diener seines Volkes gedacht werden sollte. In dem hier behandelten Märchen jedoch ist diese Gegensatzeinheit real auf zwei Personen verteilt.

Kehren wir zum Thema zurück: Dass zur Treue auch Beständigkeit und Dauer gehören – wie schon im Titel dieses Abschnitts, in Anlehnung an die Bibel zitiert: „Sei getreu bis *in* den Tod“ und die Fortsetzung: „so will ich dir die Krone des Lebens geben“ – muss hier mitgedacht werden.⁹ Damit ist das Wesentliche dieses Märchens bereits gesagt, dass nämlich für alle drei Hauptpersonen: für den treuen Johannes, den Prinzen und späteren König sowie für die Prinzessin und spätere Königin diese Tugend der Treue bedingungslos dazugehört und ihr Lebensschicksal bedeutet¹⁰. Sie alle werden durch diese Fähigkeit zu bedingungsloser Treue – tragisch und heroisch zugleich – geadelt und dürfen daher mit Recht die „Krone des Lebens“ erringen.

Hierdurch kann für das Kind sichtbar und fühlbar werden, worin ein wesentlicher Schwerpunkt *seines* Lebens, *seiner* Menschwerdung liegen sollte, nämlich in dem Versuch, ebenso diese „Krone des Lebens“ zu erringen, wobei fraglos die Treue eine notwendige und wesentliche Voraussetzung des menschlichen Zusammenlebens ist. Wie sehr dies – nämlich die Treue bis zum Tod – gerade erst menschenwürdiges Leben mit sich bringt, ist ein uraltes Motiv der Menschheit

⁷ Cervantes, Miguel de: *El ingenioso hidalgo Don Quixote de la Mancha*. 1605 (1. Teil).

⁸ Shakespeare, William: *King Henry IV*. Part one. 1598. V, iv, 119.

⁹ Vgl. Anmerkung 173.

¹⁰ Wenn auch die Königin nicht besonders erwähnt wird, gehört doch auch sie durch ihre Opferbereitschaft – wie sich später zeigt – dazu.

und des menschlichen Zusammenlebens. Sie, die Treue, ist das Fundament des (Ur-) Vertrauens. Davon zeugen nicht nur die Bibel, sondern auch viele andere Mythen, Sagen und Märchen. Hierüber insbesondere berichten in einer Fülle von ausführlichen Märchenuntersuchungen Bolte und Polívka¹¹: Es sind Märchenerzählungen aus dem Französischen, Dänischen, Italienischen, Spanischen und Portugiesischen, aus dem Slawischen und sogar aus dem türkisch-indischen Kulturkreis, in denen ähnliche Geschehen und Motive aufgezeigt werden.

Insbesondere das Motiv der *Treue des Dieners bei der Brautwerbung* findet öfters Erwähnung. Bolte und Polívka fassen dabei die Hauptzüge, welche in den zahlreichen Fassungen solcher Märchen wiederkehren, wie folgt zusammen:

- a) Ein Prinz *verliebt* sich in eine ferne und schwer zu erringende *Königstochter*, deren Bild er gesehen hat oder von der er geträumt hat.
- b) Er *entführt* sie mit Hilfe eines treuen Dieners, Pflegebruders oder rechten Bruders, der sie entweder 1) auf sein Kaufmannsschiff lockt, oder 2) sich als Mädchen verkleidet zu ihr schleicht, oder 3) einen unterirdischen Gang zu ihr gräbt, oder 4) auf andere Weise die Schwierigkeiten zu besiegen weiß. Bisweilen tritt er nur als Ratgeber des Prinzen auf.
- c) Über dem mit der Braut heimkehrenden Prinzen schweben aber *drei Gefahren*, die entweder von dem zaubermächtigen Vater der Braut oder vom eigenen Vater des Prinzen oder von dessen Stiefmutter ausgehen: durch vergiftete Speisen, Kleidungsstücke, Begegnung mit Räubern oder einem Ertrinkenden, Überschreitung eines Flusses, Durchschreiten eines Tores usw. Die letzte Gefahr besteht darin, dass eine Schlange nachts in das Schlafzimmer des Brautpaars dringt. –
- d) Infolge dieser Erzählung wird er aber zu *Stein* und kann nur durch das Blut, das der Prinz von weither holen muss, wieder belebt werden.¹²

Entkleidet man nun alle diese Märchenpersonen ein wenig von der (sprachlich) etwas antiquierten Patina, so dürfte deutlich werden, dass viele Menschen solche und ähnliche Formen getreuen, aber auch trickreichen Werbens aus eigener Lebenserfahrung kennen: Was nicht alles „hecken“ Freundinnen oder Freunde aus, um an die oder den Auserkorenen „heranzukommen“ bzw. ihn oder sie zu gewinnen. Die Treue des Dieners zu seinem Herrn erweist sich in dem hier

¹¹ Vgl. Bolte, Johannes/Polívka, Georg: *Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm*. Bd. 1. Leipzig, 1913. S. 42 ff. In diesen Untersuchungen wird auch das Gegenteil, nämlich der Verrat als das menschlich schlimmste Vergehen, die am tiefsten greifende Enttäuschung, offenbar: die Figur des „Judas“ steht prototypisch dafür.

¹² Bolte/Polívka: *Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm*. Bd. 1. 1913. S. 45 ff.; ähnlich auch bei von Beit: *Symbolik des Märchens*. Bd. 2: *Gegensatz und Erneuerung im Märchen*. 1956. S. 4 ff.

besprochenen Märchen nicht zuletzt auch bei der Brautwerbung, die der Diener für seinen Herrn unternimmt. Bolte und Polívka zeigen auf, dass sich in all diesen, aus so vielen Kulturkreisen stammenden Märchen immer wieder bestimmte, gleichartige Muster darstellen. Dabei kommt es z.B. nicht selten vor, dass der „postillion d’amour“ selbst – unvorhergesehenerweise – Interesse an der Auserkorenen des anderen bekommt. (Der Volksmund sagt hier, dass „der Bock zum Gärtner“ wird bzw. manchmal auch gemacht wird.) In jedem Falle aber wünschen wir uns eine solch bedingungslose Treue und Hingabe: Das Dienen, wie es in den Märchen geschildert wird, also die Selbstlosigkeit mit der der Freund/die Freundin sich einsetzt, um sozusagen das „Glück des Lebens“ für den anderen zu gewinnen. Solches Liebeswerben spielt allerdings nicht nur bei Erwachsenen bzw. Heranwachsenden eine Rolle, sondern auch – bei unvoreingenommener Beobachtung – schon bei Kindern im Alter von 5-6 Jahren, wo dies dann in der Kindersprache in die Frage gekleidet wird, „wer mit wem geht“, was meist als „offenes Geheimnis“ gehandelt wird.

Ein weiteres zentrales Motiv des Märchens „Der treue Johannes“ besteht nun in dem rätselhaften und geheimen Wissen, das der Diener von den Raben erfährt: einerseits die Gefahren, andererseits die Errettungsmöglichkeiten. Dazu wird von verschiedenen Autoren darauf hingewiesen, dass es sich hierbei um unbewusste, emotional animalische Kräfte handeln dürfte, die gleichsam wie eine Offenbarung aus dem sensiblen emotionalen Bereich des Menschen stammen.¹³ Laut von Beit deutet C.G. Jung alle Erlöser-Gestalten als durchdrungen von den „schöpferischen Kräften des Unbewussten“.¹⁴ Derjenige aber, der dieses geheime Wissen preisgibt oder gar damit prahlt, wird „gnadenlos bestraft“.¹⁵ Es liegt nahe, dass der Grund dafür ist, dass seine geheime Verbindung zu der göttlichen Naturweisheit hierbei als *Verrat* an den Geheimnisträgern, hier dargestellt durch die Raben, die sozusagen Gott als Macht „vertreten“, angesehen wird. Diese *geheime*, aber auch *geheimnisvolle* Weisheit erregt Misstrauen bei den „normal Sterblichen“, im vorliegenden Märchen auch Eifersucht, weil der Prinz die „wunderbaren“

¹³ Vgl. Friedrichs: *Grundlage, Entstehung und genaue Einzeldeutung der bekanntesten germanischen Märchen, Mythen und Sagen*. 1909. S.143 f.; vgl. Scherf: *Märchenlexikon*. 2004. S. 3168 f.; vgl. ferner Beit: *Symbolik des Märchens*. Bd. 1: *Versuch einer Deutung*. 1952. S. 41 und 184 f.

¹⁴ Beit: *Symbolik des Märchens*. Bd. 1: *Versuch einer Deutung*. 1952. S. 706.

¹⁵ Scherf: *Märchenlexikon*. 2004. S. 3168.

Geschehnisse als „unverständliche“ einordnet, worin schon der Kern der späteren Bestrafung liegt.

Wurde zu Anfang darauf hingewiesen, dass es – wie schon im Titel des Märchens „Der treue Johannes“ enthalten – um unverbrüchliche Treue geht, so muss noch ergänzt werden, dass es in diesem Märchen auch um die bedingungslose Treue bei der Brautwerbung geht und damit auch um die geheime Faszination bei Liebe und Eros, die wohl immer einer geheimnisvollen Vermittlung bedürfen, sowohl in ihrem glücklichen Gelingen wie in ihrem tragischen Scheitern an den Gefahren¹⁶. Bezuglich der Brautwerbung ist auffallend, dass der Vater des jungen Königs versucht, seinen Sohn vor den erahnten bzw. auch bewussten Gefahren des Liebesrausches zu bewahren. Zugleich ist ihm bewusst, dass jedes Verbot und gerade auch dieses mit nahezu tödlicher Sicherheit übertreten werden wird, und die gute Seite in ihm (dem Vater) dem Sohn eine Hilfe zur Seite stellen möchte, um ihn aus den vorhergesehenen Gefahren zu retten. Diese selbstlose Seite des Vaters erscheint nur möglich, weil der Vater durch sein Sterben generell genötigt ist zu verzichten.¹⁷ Trotzdem erweist sich der Helfer und Diener, zunächst zumindest, als der eigentliche Sieger, der eigentliche Held, der das von ihm Errungene selbstlos an den vom Liebesrausch erfassten Königsohn abtritt.¹⁸

Darüber hinaus werden wir in diesem Märchen auch mit einem recht grausamen Motiv konfrontiert, das in vielen, besonders in archaischen Mythen eine große Rolle spielt: nämlich mit der Kindstötung als Opfer, die jedoch auch – paradoxe Weise – eine Erlösungstat ist¹⁹. In beiden Punkten scheint eine archaische Phantasie von Kindern angesprochen: die Angst vor dem Ausgeliefertsein an das Schicksal, aber auch die Angst vor dem Verlassenwerden bis hin zum getötet werden durch die Übermacht der eigenen Eltern, d.h. auch, mit

¹⁶ Vgl. im Nibelungenlied Siegfrieds Brautwerbung um die göttliche Brunhilde.

¹⁷ Vgl. Freuds Deutung des „König Lear“ in: Freud, Sigmund: *Das Motiv der Kästchenwahl*. Mit einem Nachwort von Heinz Politzer. Hrsg. von Ilse Grubrich-Simitis. Frankfurt a.M., 1977.

¹⁸ Vgl. Rösch, Erich: *Der getreue Johannes. Eine vergleichende Märchenstudie*. Helsinki, 1928. S. 209 f.

¹⁹ „Die uralte Sitte des Menschenopfers forderte ursprünglich, daß die Mächtigsten und Vornehmsten, [...] als Opfergabe dargebracht würden, waren sie doch die [...] Gottnächsten. Später traten verschiedene Ersatzopfer an die Stelle des Königsopfers, [...]. Am naheliegendsten [...] war aber, statt des Königs den Königs-Sohn, [...] zu verwenden [...]. König Mesa von Moab schlachtete seinen Sohn [...] als er von den Israeliten bedrängt wurde [...]. [...] wobei [jedoch auch] der Held oft die Vollziehung des Opfers im letzten Augenblick hindert“ (Bächtold-Stäubli (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. 1987. Bd. 4 (1931/1931). S. 1361 f.).

anderen Worten, die Angst, die absolute Geborgenheit, die jedes Kind als Nährboden braucht, zu verlieren.

Es sollen nun wiederum die pädagogischen Implikationen dieses Märchens erfragt werden:

- 1) Was könnte sich in einem Kind abspielen, wenn es die Angst, aber auch die Lust, in Rivalität zu den Eltern zu treten, entdeckt? Könnte ein Kind die Gefahr, die sich aus dem Anblick des dem Königssohn verbotenen Bildes der „Königstochter vom goldenen Dache“ ergibt, für sich erfassen?
- 2) Wie dürfte sich einem Kind die Unterhaltung der Raben darstellen, zumal sie ein geheimnisvolles Wissen zu haben scheinen? Wie könnte ein Kind die Fähigkeit des treuen Johannes, die Raben zu verstehen, bewerten? Kann ein Kind womöglich ein Gespür dafür entwickeln, dass – basierend auf den drei großen Prüfungen, die dem treuen Johannes durch die Raben bekannt werden – sich diese Prüfungen im Schwierigkeitsgrad noch steigern bzw. erweitern? Was könnte ein Kind u.U. daraus für die eigenen kommenden Lebensprüfungen lernen?
- 3) Was kann ein Kind wohl insgesamt bei einer solchen Strafe – wie die, die der treue Johannes in Form der Versteinerung erleiden muss – fühlen, wenn es noch dazu mit einer derartigen Hilflosigkeit und dem Entsetzen konfrontiert wird, entweder treu zu sein und zu sterben oder treulos seinem Versprechen gegenüber zu werden, um sich selbst zu retten?
- 4) Was empfindet ein Kind, wenn es erfassst, dass der treue Johannes „ganzes Leibes [...] vom Wirbel bis zur Fußzehe“²⁰ zu Stein geworden ist? („Aber der treue Johannes, war bei dem letzten Wort, das er geredet hatte, *leblos herabgefallen und war ein Stein.*“²¹) Welche Folgerungen kann es daraus ziehen?
- 5) Weshalb ist der junge König nicht in der Lage, seinem treuesten Diener Vertrauen entgegenzubringen und seine Eifersucht zu beherrschen oder als unnötig zu erkennen? Würde ein Kind dieses Vertrauen aufbringen

²⁰ Aus: „Der treue Johannes.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 60.

²¹ Ebd. S. 62. Hervorhebung v. Verf.

können? Wie müsste sich, um das zu erreichen, seine Erziehung gestalten?

- 6) Wird ein Kind einen gefühlsmäßigen Unterschied in der Entscheidung des Königs (Vater) und der Königin (Mutter) sehen, wenn beide – schweren Herzens zwar – aber dennoch darin einwilligen, ihre Kinder zu opfern? Was könnte das in der Gefühlswelt und damit in der Erziehung eines Kindes auslösen?

Zu 1) Was könnte sich in einem Kind abspielen, wenn es die Angst, aber auch die Lust, in Rivalität zu den Eltern zu treten, entdeckt? Könnte ein Kind die Gefahr, die sich aus dem Anblick des dem Königsohn verbotenen Bildes der „Königstochter vom goldenen Dache“ ergibt, für sich erfassen?

Am Anfang des Märchens wird das Verbot für den Königsohn beschrieben, das Bild der „Königstochter vom goldenen Dache“ zu betrachten, aus dem sich die gesamte Problematik dieser Geschichte entwickelt: Es wird eine Gefahr dargestellt, die sich nicht zuletzt aus einem direkten „Haben-Wollen“ ergibt, also „ohne Rücksicht auf Verluste“, mit einer stürmischen, menschlichen, fast spezifisch männlichen Begehrlichkeit agiert.

Dieser auf den ersten Blick vielleicht ungewöhnliche Anfang des Märchens entspricht bei näherer Betrachtung einer alltäglichen Erfahrung, die das Kind oft genug machen muss und aus der es lernen kann, dass zu schnelles oder gar gieriges Zupacken gefährlich sein kann. Kinder machen im Grunde ja schon früh die Erfahrung, dass allzu plötzliche, allzu unüberlegte, nackte Gier und allzu direktes Zugreifen oftmals voller Gefahren ist. Dies fängt schon an mit der „oralen Gier“, von der Bettelheim im Zusammenhang mit „Hänsel und Gretel“ spricht,²² hier wird sprichwörtlich dargestellt, dass „das gebrannte Kind“, das nach der metallenen, glänzenden Herdplatte greift, dies als Schmerz und dann als Strafe erfährt. D.h. weiter, ein Kind muss Schritt für Schritt im Umgang mit der Alltagswirklichkeit lernen, seine spontanen Impulse, zumindest für einen innehaltenden Moment aufzuschieben, um mögliche Gefährdungen einschätzen zu lernen, nicht zuletzt in einer weitgehend technischen Welt, also z.B. im

²² Bettelheim, Bruno: *Kinder brauchen Märchen*. Stuttgart, 1977. S. 151-157.

Straßenverkehr. So ist aber auch das direkte Berühren oder Anfassen anderer Kinder bzw. anderer Menschen überhaupt nicht ohne Probleme. Das Kind muss lernen, dass es nicht alles, was es in irgendeiner Form reizt, in Besitz nehmen kann. Dies gilt insbesondere auch dann, wenn es um die „reizvolle Körperlichkeit“ anderer (Kinder) in den berühmten „Doktorspielen“ geht: „Sich-bemächtigt-Fühlen“ ist im Regelfall ein erschreckender Vorgang. Wir wünschen uns von anderen, wenn es nicht gerade die vertraute Mutter ist, eine taktvolle Distanz²³. Die spätere Faszination, die das andere Geschlecht ausstrahlt, darf und muss zunächst etwas Geheimnisvolles und Unberührtes sein und bleiben und sollte dann erst, dem Gang der Natur entsprechend, umworben werden²⁴.

Zu 2) Wie dürfte sich einem Kind die Unterhaltung der Raben darstellen, zumal sie ein geheimnisvolles Wissen zu haben scheinen? Wie könnte ein Kind die Fähigkeit des treuen Johannes, die Raben zu verstehen, bewerten? Kann ein Kind womöglich ein Gespür dafür entwickeln, dass – basierend auf den drei großen Prüfungen, die dem treuen Johannes durch die Raben bekannt werden – sich diese Prüfungen im Schwierigkeitsgrad noch steigern bzw. erweitern? Was könnte ein Kind u.U. daraus für die eigenen kommenden Lebensprüfungen lernen?

Im Volksglauben, teilweise auch im Aberglauben, wurde der Rabe von Gott, Jesus und Noah aus verschiedenen Gründen verflucht: Im Anfang war er weiß und wurde zur Strafe dann schwarz, und gleichzeitig aber wurde er auch als Beauftragter Gottes angesehen; er kennt die Zukunft, er ist Orakelvogel und damit auch der Vorbote schlimmer Geschehnisse.²⁵

Und das ist das, was ein Kind in dem Märchen „Der treue Johannes“ zunächst erfahren kann: Der Rabe ist, weil er schwarz ist, ein Vorboten

²³ Das deutsche Wort „Takt“ leitet sich aus dem Lateinischen „tangere“ (= berühren) ab.

²⁴ Vgl. ebd. S.73: Eros und Liebe bedürfen stets der Vermittlung.

²⁵ Vgl.: Bächtold-Stäubli (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. 1987. Bd. 6 (1932/1933). S. 427-457. Der Rabe ist in jedem Fall, im Guten wie im Schlechten, mit vielen Seiten im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ vertreten. Er galt nicht nur als der Beauftragte Gottes, sondern wurde bei den Germanen, Slaven, Babylonieren, Juden, Arabern und Mongolen im Gesamten als ein um die Zukunft wissender Vogel angesehen. In Frankreich jedoch, in Ostasien und Afrika ist er in der Rolle des „Unheilbringers von übler Vorbedeutung“ bekannt (ebd. S. 1435. Herverhebung v. Verf.). Unter anderem kann der Rabe, wie auch Dohlen und Krähen, den Teufel, Hexen oder auch Totenseelen beherbergen.

schlimmer Ding²⁶. Und dies ist dann auch das, was ein Kind hier generell *lernen* kann: Auf die Erscheinungsweisen in seiner Welt (Dinge und Personen) sowie ihre *Darstellungen im Leben* zu achten, denn „Schwarz“ kann als eine Unglück verheißende Farbe empfunden werden. Das heißt, dass es im Leben wichtig ist, dass die „äußersten“ Bilder nicht nur einfach eine Realität an sich (ontologisch-physikalisch) verkörpern, sondern zunächst und in erster Linie *eine Bedeutung* transportieren, und dass diese Bedeutung wahr und ernst zu nehmen ist. Erst dann können sich weitere – bis dahin verdeckte oder eben auch geheimnisvolle – Zusammenhänge erschließen.

Das ist damit die Voraussetzung, in die eigenen Gedankengänge mögliche geahnte Veränderungen aufzunehmen, um dementsprechend reagieren zu können. Zwar unterhalten sich die Raben in ihrer „Rabensprache“, aber es ist natürlich im Märchen kein Zufall, dass der treue Johannes als schicksalhafter Vermittler diese „Rabensprache“ verstehen kann. Dies dürfte allerdings auch und zunächst ein Ausdruck seines Wunsches und seines unbedingt verbindlichen Versprechens sein, dem König und seinem Sohn „getreu bis in den Tod“ zu sein. Auf diese Weise nämlich bemüht er sich eben auch, sensibel für die Sprache der geheimen, verdeckten und bedrohlichen Dinge dieser Welt zu werden.²⁷ Wie wünschenswert und wichtig es doch sein kann, sich auf eine „fremde“ Sprache zu verstehen – wie z.B. auf die „Rabensprache“ – zeigt sich hier in evidenter Form. Durch das Verstehen der Rabensprache wird es möglich, sich selbst oder auch andere zu retten. Die Fähigkeit, auf das Kommende vorbereitet zu sein, es zu kennen und einordnen zu können, gibt dann erst die Möglichkeit, ein schlimmeres – wenn auch *noch zukünftiges* – Schicksal günstig zu beeinflussen.

²⁶ Vgl. ebd. Bd. 7 (1935/1936). S. 1431: „Ursprünglich ist Schwarz keine genaue Farbenbezeichnung, sondern geht mehr auf die dunklere Färbung im Gegensatz zu weiß, hell, licht zurück“. So spricht man heute noch von einer schwarzen Wolke, einem schwarzen Wald (Schwarzwald). Schwarz ist ein gemein-germanischer Ausdruck für „die Abwesenheit jeglichen Lichteffekts auf die Netzhaut des Auges“, schwarz ist „für primitives Denken der Tätigkeit böser Geister zuzuschreiben, welche das Tageslicht scheuen und in der Dunkelheit dem Menschen zu schaden suchen“. [...] „Zugleich ist schwarz die Farbe der Unterwelt, des Totenreiches. [...] Aufgrund dieser breiten Bedeutungen haben wir in unserem Sprachgebrauch die schwarze Magie, den schwarzen Freitag, einen schwarzen Tag, den schwarzen Peter usw. Im Mysterium, im Mythos, in der Mystik und der Märchenwelt jedoch erscheint Schwarz nicht nur als beängstigende, drohende, sondern auch als einhüllende und schützende Farbe.“

²⁷ Aus der Alltagserfahrung ist hinreichend bekannt, dass die Sensibilität für Gefahrensituationen sich durch Zuneigung und Liebe intensiviert. Als Beispiel mag eine Mutter dienen, die ihr kleines Kind in ihrem eigenen tiefen Schlaf mühsam atmen hört und deshalb wach wird.

Wenn auch der treue Johannes zuerst einmal ein schweres Schicksal erleidet, so ist doch letztlich seine Fähigkeit, eine „fremde“ Sprache zu verstehen auch seine eigene Rettung. Denn, hätte er nichts „verstehen“ können, „verstehen“ von der Sprache der Natur, hätte er nichts gewusst und nichts tun können, nicht seine Treue leben können und auch keine Möglichkeiten und keine Argumente für seine Rettung haben können.

In diesem Märchen kann das Kind sehen, dass sensible Aufmerksamkeit dem Leben gegenüber, d.h. den nicht direkt sichtbaren und merkbaren Lebensvorgängen gegenüber, etwas sehr Lebensförderndes, ja Lebenserhaltendes sein kann.²⁸ Diese Vorgänge können eine hilfreiche, mehr noch, eine schöne, das Leben erfüllende und sogar lebensrettende Seite haben. Denn ist man dem Leben gegenüber aufmerksam und feinfühlig, so beginnt man auch, die „Sprache“ des Lebens und der Natur mehr und mehr zu verstehen. Macht man ein Kind z.B. auf das Summen der Bienen, das Pfeifen des Windes oder das Grollen des Donners aufmerksam, so beginnen diese Laute schließlich, für das Kind zu „sprechen“. Entscheidend ist, dass ein Kind anhand dieses Märchens auf die „Sprache der Natur“ aufmerksam gemacht werden kann. Für gewöhnlich ist das eine leichte, aber auch dankbare Aufgabe, da das Kind selbst ja noch viel stärker an der sinnlichen Natur teilhat.

Es ist klar, dass im Leben der Grad der Komplexität, den dieses mit sich bringen kann, immer noch erweitert werden kann. Ein erstes gelöstes Problem heißt noch nicht, dass die Aufmerksamkeit nachlassen sollte. Die unterschiedlichen und sich in ihrem Ausmaß an Gefährlichkeit steigernden Bilder der drei Lebensprüfungen im Märchen „Der treue Johannes“ finden sich in den dazu parallel verlaufenden, sich steigernden Strafen:²⁹

Das *erste* Bild des fuchsroten Pferdes, das mit dem Königssohn droht davon zu sprengen, in welchem dem Königssohn nur eine äußere Freude genommen wird (in dem Sinne, dass ein fuchsrotes Pferd sicher schön, aber nicht zwangsläufig von essentieller Bedeutung ist), fordert, dass die Stimme der Natur bzw. der Instinkt, hier die Vorsicht, gehört und gesehen wird. Der Königssohn sollte

²⁸ D.h., eine „Schule“ für die Lebensvorgänge, d.h. weiter, Gefühle, Ahnungen und Fantasien ernst zu nehmen.

²⁹ Hier wird wieder das schicksalsträchtige Dreimal-Geschehen in Märchen, aber auch in Mythen und Sagen herausgestellt.

nachdenken, bevor er handelt. Stattdessen aber muss sein Alter Ego, der treue Johannes, für ihn denken und handeln.

Das *zweite* Bild des Brauthemdes, das aussieht, als wäre es aus Gold und Silber gemacht und das droht, den Königsohn zu verbrennen, stellt die erweiterte Gefahr und das mögliche Entsetzen für den Königsohn und sein Gefolge dar³⁰. Hier nämlich droht dem Königsohn der Verlust von Leib und Leben. Wieder ist es der Königsohn, der, weil er seine Handlung und seine Gefühle nicht hinterfragt, auf seine Gefühle nicht achtet, naiv bleibt und sich ohne die Hilfe des treuen Johannes seiner Vernichtung preisgegeben hätte. Im Empfinden des Königsohns aber steigern sich die Betroffenheit und das Verlustempfinden, weil er sich um sein „Vergnügen betrogen sieht. Wieder wird dadurch das Vertrauen, das der Königsohn zum treuen Johannes hat, auf die Probe gestellt.

Im *dritten* Bild wird die wie tot zusammenbrechende Königstochter gezeigt. Ihr müssen drei Blutstropfen aus der rechten Brust gesaugt werden, um sie zu retten. Endlich versinnbildlicht sich die intensive Liebe zu der Prinzessin auch in dem Vertrauen, das der Königsohn zum treuen Johannes hat resp. gehabt hat. Jetzt wird die Verbindung des Königsohnes zum treuen Johannes einer letzten und gleichzeitig auch härtesten Prüfung unterworfen. Und es ist wieder das Alter Ego des Königsohns – also der treue Johannes – der das Liebste, das der Königsohn hat, das ihm gar sein Leben bedeutet, erneut für ihn rettet. Mit jeder Tat aber, die der treue Johannes für den Königsohn ausführt, wird die Gefahr für ihn selbst gleichfalls größer, indem er durch Verleumdungen der anderen Diener dem König missliebig gemacht wird. Den treuen Johannes lässt dies in seiner Treue jedoch völlig ungebrochen sein: Er ist „getreu bis in den Tod“.

In diesem dritten Bild wird dann das Verlustempfinden des Königsohns am intensivsten, nicht zuletzt wegen der eindeutig erotischen Anspielung, die darin liegt, dass der treue Johannes die Brust der Königstochter mit seinem Mund berühren muss. Dies legt am ehesten das Auftreten von Eifersucht und Untreue nahe. Deshalb besteht der Königsohn diese Probe nicht mehr. Sein bisher unerschütterliches Vertrauen zum treuen Johannes ist zerstört: Er öffnet sein Ohr

³⁰ Analog zur griech. Mythologie: Hier lässt Deianeira Herakles sich ein mit Hilfe des Zentauren Nessos vergiftetes Gewand umhängen, im Glauben daran, dass dieses Hemd Herakles' Liebe zu ihr zurückbringen wird. Herakles stirbt jedoch unter schrecklichen Schmerzen. Vgl. Davis, Kenneth C.: *Wo hat Prometheus das Feuer versteckt. Alles was sie über die Mythen der Welt wissen sollten*. Bergisch Gladbach, 2006. S. 284 f.; Vgl. ferner Brockhaus. Wiesbaden, 1969. Bd. 8. S. 381.

diesmal ganz den Verleumdungen seiner Diener, weil der treue Johannes in einer doch scheinbar deutlich erotischen Szenerie etwas tut, nämlich eine überaus *erotische Handlung* vornimmt, die man sich normalerweise nur unter Liebenden einräumt oder bestenfalls noch dem helfenden Arzt zugestehen würde. In dem letzten Tun des treuen Johannes lässt sich deutlich eine Intensivierung des Geschehens, das immer persönlicher und immer intimer geworden ist, sehen: Der Königsohn verurteilt seinen treuesten Johannes aus Eifersucht zum Tode, weil er auch jetzt immer noch nichts hinterfragt.

Es stellt sich nun die Frage, ob ein Kind diese Form der Eifersucht – Eifersucht mit einem erotischen Hintergrund – erfassen kann: Wahrscheinlich kann ein Kind erfühlen, dass immer der treue Johannes derjenige ist, der mit seiner Treue und Wachsamkeit den Königsohn wieder und wieder rettet, selbst mit dem Wissen, dass diese Rettung sein eigenes Verderben werden kann. Ein Kind könnte hier lernen, dass Hingabe an das Opfer und seine Erfüllung das sein kann, was der Mensch in dem Versuch, sein menschliches Leben zu entwickeln, tun muss: sein Leben opfern, hergeben.

Vielleicht kann ein Kind auch schon die drängende und damit auch gedankenlose Haltung des Königsohnes, die sich teilweise bis zu einer Art von Rücksichtslosigkeit und Egozentrik der heftigen Wunschregung steigert, erspüren. Das alles beginnt ja schon, als der Königsohn darauf besteht, entgegen der Warnung des treuen Johannes, das verbotene Zimmer zu sehen und setzt sich damit fort, dass er die Königstochter, gegen deren Willen, heimlich entführt: Er setzt sich über alle Bedenken seines treuesten Johannes gedankenlos, ja fast schon „*rabiat*“ hinweg, noch ganz auf der Stufe triebhaften Begehrrens.

Für sich selbst mag ein Kind schon empfinden, dass es die Handlungsweise des Königsohnes nicht „*königlich-souverän*“ findet und irgendwie „*nicht in Ordnung*“, selbst um den Preis, dass er sein Liebesziel sonst nicht erreichen würde. Womöglich aber spürt das Kind im Drängen des Königsohnes auch sein gelegentlich eigenes Drängen, und das könnte ihm auf Dauer zu der Erfahrung verhelfen, auch für sich selbst vorsichtiger und umsichtiger zu sein, auch um schließlich in einer solchen Situation womöglich „*fairer*“ handeln zu können. Nicht zuletzt kann ein Kind an den immer schwerer werdenden Prüfungen für sich selbst sehen, dass es nicht erwarten kann, dass auf ein schweres Problem nicht auch ein noch schwereres folgen könnte, kurzum: Es geht darum, dass das Kind

sieht, dass das Leben, und damit auch sein eigenes, nicht notwendigerweise leicht ist. Mag dies für den Erwachsenen banal klingen, ein Kind wird es erst lernen müssen.

Zu 3) Was kann ein Kind wohl insgesamt bei einer solchen Strafe – wie der, die der treue Johannes in Form der Versteinerung erleiden muss – fühlen, wenn es noch dazu mit einer derartigen Hilflosigkeit und dem Entsetzen konfrontiert wird, entweder treu zu sein und zu sterben, oder treulos seinem Versprechen gegenüber zu werden, um sich selbst zu retten?

Da ein Kind sich im Regelfall mit dem treuen Johannes und dessen Treue und seiner vorbildlichen Fürsorglichkeit identifizieren dürfte, kann es eine solche Hingabe für sich selber als wünschenswert empfinden und aus diesen Gründen wird ihm auch diese Strafe als unverhältnismäßig hart und gnadenlos unangemessen erscheinen. Hier wird mit den harten Prüfungen die bedingungslose Liebesfähigkeit oder Treue durch den treuen Johannes versinnbildlicht: Man, d.h. auch das Kind, braucht sich nur vorzustellen, dass ein Kind zwischen zwei Tieren wählen müsste, die ihm gleich lieb sind und es müsste eins der Tiere opfern. Gerade das Schreckliche der unausweichlichen Wahl, ja eigentlich die Unerträglichkeit, wird ihm dann nachvollziehbar sein: nämlich entweder treu zu sein und zu sterben oder sich zu retten und untreu, d.h. in Schmach und Schande, leben zu müssen. Kann ein Kind diese emotionalen Höhen und Tiefen für sich schon begreifen, wird es möglicherweise auch für sich diese Opferfähigkeit schon haben.

Für die Erziehung heißt das, dass Treue möglicherweise oder oft genug auch fast zu schwere Opfer abverlangt, denn Treue schließt Kontinuität, die ja Bestandteil der Treue ist, mit ein. Das Bild von Treue in diesem Märchen erinnert auch an die Blutsbrüderschaft zwischen Winnetou und Old Shatterhand, welche Jugendlichen, aber auch bereits Kindern so sehr imponiert.

Zu 4) Was empfindet ein Kind, wenn es erfasst, dass der treue Johannes „ganzes Leibes [...] vom Wirbel bis zur Fußzehe“³¹ zu Stein geworden ist?

³¹ Aus: „Der treue Johannes.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 60.

(„Aber der treue Johannes, war bei dem letzten Wort, das er geredet hatte, leblos herabgefallen und war ein Stein.“³²) Welche Folgerungen kann es daraus ziehen?

Der treue Johannes hat für jedes Kind Vorbildcharakter, da er selbstlos sein Leben dem Guten und der Hingabe an seine Aufgabe widmet, und das ist zweifellos etwas, was ein Kind auch für sich selbst wünscht. Ein Kind kann, da es ja den treuen Johannes als Heldenfigur im Regelfall hoch schätzt und ihn daher sicherlich gerettet wissen möchte, eine Ahnung davon entwickeln, dass hier noch Rettung erwachsen kann und wird. Denn es wird womöglich intuitiv erfassen, dass der Kopf des treuen Johannes, mit seiner menschlichen Klugheit und der Fähigkeit zum Gefühl, vielleicht nicht mit in die Strafe einbezogen wurde – „[...] wird er ganzes *Leibes*³³ zu Stein, [nur] vom *Wirbel* bis zur Fußzehe.“³⁴) – und dadurch dann der Weg zur Rettung erhalten bleibt, eben weil er sich mitteilen kann. Eine Hoffnung bleibt noch, ist der Kopf – real und sinnbildlich – noch nicht verloren, ist noch nicht alles verloren.

Zu 5) Weshalb ist der junge König nicht in der Lage, seinem treuesten Diener Vertrauen entgegenzubringen und seine Eifersucht zu beherrschen oder als unnötig zu erkennen? Würde ein Kind dieses Vertrauen aufbringen können? Wie müsste sich, um das zu erreichen, seine Erziehung gestalten?

Man könnte hier sagen, der Königsohn ist noch auf dem Wege dazu, „die Krone des Lebens zu erringen“, aber er ist noch weit von diesem Ziel entfernt³⁵. Das Kind aber bringt diese „Krone des Lebens“ in sein Leben mit und hat sie solange, bis es sie durch die Welt der Erwachsenen, d.h. mehr noch durch die (oft wenig positiven) Erfahrungen und Eindrücke, die das sich entwickelnde Leben mit sich bringt, wieder verliert.

³² Aus: „Der treue Johannes.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 62. Hervorhebung v. Verf.

³³ Wenn hier „Leib“ als nur der Rumpf zu interpretieren sein kann.

³⁴ Aus: „Der treue Johannes.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 60. Hervorhebung und Hinzufügung v. Verf.

³⁵ Unter „Krone des Lebens“ könnte Einsatzbereitschaft und Hingabefähigkeit zu verstehen sein, man könnte auch sagen: „Idealismus“ in hohem Maße.

Fühlt ein Kind sich hingegen geborgen und sicher in der Liebe seiner Eltern, dann wird es kaum frühkindliche Verlustängste erfahren haben, die durch emotionale Vernachlässigung hervorgerufen werden können. Für den Königsohn aber sieht das anders aus: Im Märchen wird wohl nicht zufällig die Königin-Mutter überhaupt nicht erwähnt. Auch die mögliche Hinwendung des treuen Johannes zu dem Königsohn wird nur als Einlösung der Forderung des alten Königs und als Einlösung dieses Versprechens seitens des treuen Johannes erwähnt. Da die Märchen für gewöhnlich die wichtigen Tatsachen berichten, lässt sich dies als Indiz dafür nehmen, dass der Königsohn in dieser Hinsicht nicht ausreichend emotionale Geborgenheit erfuhr. Denn die Treue des treuen Johannes ist zunächst einmal die Treue zum alten König. Es gibt also ein unbedingtes Treueverhältnis zwischen dem treuen Johannes und dem König. Der Königsohn ist in dieses ursprüngliche Vertrauen noch nicht mit einbezogen. Man könnte denken, dass der Königsohn in emotionaler Kargheit aufgewachsen ist und daher auch zu wenig Sicherheit in seiner Gemütsbildung erfahren hat. Sein Erleben und das daraus folgende Verhalten zeigen, dass er sich emotional unsicher fühlt.

Denn, wie bereits angedeutet, fühlt sich ein Kind emotional geborgen und sicher, dürfte es ihm sehr viel leichter fallen, seine Gefühle auf die vertrauten Personen in seiner Umgebung, z.B. den Vater, zu übertragen, und es wird dann einem Menschen wie dem treuen Johannes auch unbedingt Vertrauen schenken: Wer Urvertrauen in seiner frühen Beziehung zur Mutter oder einer gleichwertigen Person hat entwickeln können, der ist auch in der Lage, in den folgenden Beziehungen Vertrauen zu geben, ebenso wie Vertrauen zu empfangen. Das Kind würde also nicht, wie der Königsohn, von Eifersucht getrieben, die falsche Entscheidung treffen und sogar – aus Eifersucht und Misstrauen – den treuen Johannes zum Tode verurteilen.

In der Erfahrung der unbedingten Treue des treuen Johannes lernt das emotional schon früh gefestigte Kind eine mögliche weitere Ausdehnung seiner Treuegefühle kennen. In diesen seinen Treuegefühlen und deren Erweiterung würde es sich nicht so schnell erschüttern lassen. Es erfasst daraus, dass es mit einer so falschen Entscheidung auch sich selbst verletzen würde, weil es durchaus schon Vorstellungen von Treue, Hingabe, Menschlichkeit hat. Kinder sind emotionalen Dingen gegenüber höchst selten indifferent; selbst wenn sie „unmoralisch“ sind, sind sie das nicht ohne sich dessen bewusst zu sein, sie

wissen meist sehr genau, was sie tun und auch warum: Das Kind erfasst, dass es seinerseits, durch das Annehmen der dienenden Zuneigung des treuen Johannes, das Empfangene „mit gleicher Münze“ zurückgeben müsste, d.h., dass es ebenfalls mit bedingungslosem Vertrauen hätte reagieren müssen.

Weil aber der Königsohn nicht auf die „richtige“, vertrauensvolle Weise reagiert, wird ihm ein schweres Opfer abverlangt, das fast noch größer *scheint*, als die Verfehlung der Treulosigkeit. Das Kind, das sich mit dem treuen Johannes identifiziert und diese sehr schwierige Situation einschätzen kann, weiß, dass in dieser Situation hätte unbesehen, d.h. voller Vertrauen, gehandelt werden müssen. Zusätzlich kann ein Kind auch im engeren Sinne unter erzieherischen Aspekten erfassen, dass alles Folgen hat und damit möglicherweise begreifen, dass in *wichtigen* menschlichen Belangen nichts „*egal*“ ist, d.h., dass nicht *gleichgültig* oder *folgenlos* gehandelt werden kann.

Zu 6) Wird ein Kind einen gefühlsmäßigen Unterschied in der Entscheidung des Königs (Vater) und der Königin (Mutter) sehen, wenn beide – schweren Herzens zwar – aber dennoch darin einwilligen, ihre Kinder zu opfern? Was könnte das in der Gefühlswelt und in der Erziehung eines Kindes auslösen?

In der Opferung der Kinder am Ende des Märchens „Der treue Johannes“ scheint wiederum eine kindliche Urangst angesprochen: dass nämlich auch bei noch so guter und geglückter Beziehung zwischen Mutter und Kind bzw. zwischen Eltern und Kind auch immer die Frage nach Verlust und Verlassenheit mitschwingt. Diese Frage taucht hier in Form einer Alternative auf: Wofür würden sich die Eltern im existentiellen Ernstfall entscheiden, für den treuen Johannes oder für die Kinder? Das Märchen „Der treue Johannes“ bringt dieses geheime (Angst-)Wissen, d.h. diese kindliche, letzten Endes allgemein menschliche Urangst, unverhohlen und ziemlich radikal zum Ausdruck.³⁶

Schließlich ist damit nämlich auch noch die Frage verbunden: Wer hat die tiefere und intensivere, möglicherweise unzerbrechliche Beziehung zum Kind, die Mutter oder der Vater? In vorsichtiger, subtiler Andeutung macht das Märchen darauf aufmerksam, dass letzten Endes beide dem Kind keine absolute Garantie geben

³⁶ Es sei an dieser Stelle auch auf das Beispiel von der Opferung Isaaks durch Abraham im alten Testament verwiesen.

können. So gibt es aber auch viele Geschichten – unbeschadet der Tatsache, dass es viele Geschichten gibt von aufopferungsvollem Heldenhum, teilweise idealisiert, teilweise der Realität entsprechend – wo Mütter und Väter sich für ihre Kinder geopfert haben³⁷. Hier aber opfert der Vater, man könnte sagen in neu erwachter Treue, seine eigenen Kinder.

Während der erwachsene Zuhörer lieber eher wegsieht oder -hört, wenn Geschichten von Eltern berichtet werden, die offen oder verdeckt damit drohen, „Wenn du dies oder jenes noch einmal machst, kommst du ins Kinderheim oder wirst verstoßen!“, sehen bzw. hören Kinder sehr genau hin, und diese Drohung schärft sich Kindern besonders tief ein. Kinder fürchten, einmal misstrauisch geworden, den Verlust der elterlichen Sicherheit, die normalerweise in der elterlichen Liebe enthalten ist. Und als Kind zu wissen, dass man, weil man sich u.a. ja auch nicht wehren kann, auf dem Altar einer „fremden“ Treue geopfert zu werden, lässt ein Kind an der bisher angenommenen Verlässlichkeit der elterlichen Liebe möglicherweise gewaltig zweifeln und vielleicht dadurch dann auch verzweifeln.

Darüber hinaus stellt sich das Kind im Laufe seiner Entwicklung mehr oder weniger deutlich die Frage: Wer ist der Mensch, der mir emotional näher steht, wo ich mich mehr hingezogen fühle, und wer entscheidet über mein Schicksal, der Vater oder die Mutter? Da im Normalfall das Kind von Geburt an für eine gewisse Zeit eine weniger enge Bindung an den Vater als an die Mutter hat, kann es die Entscheidung des Vaters vielleicht eher, ohne seelischen Schaden, annehmen, weil auch seinerseits intuitiv seine Erwartungshaltung dem Vater gegenüber eine geringere ist als gegenüber der Mutter. Ein Kind wird sich durch die Abwesenheit des Vaters eher auch nicht so sehr geschädigt oder verlassen fühlen, wie durch die Abwesenheit bzw. den Verlust der Mutter³⁸.

Hätte die Mutter die gleiche Entscheidung treffen müssen, könnte das für ein Kind problematischere Folgen haben: Da es diesen *Treuebruch*, d.h. dieses

³⁷ Auch soll darauf hingewiesen werden, wie ungewöhnlich Kinder, aber auch Erwachsene, in der Not reagieren. Soweit bekannt – wenn auch bisher keine wissenschaftlichen Untersuchungen darüber vorliegen – lehrt die menschliche Erfahrung in 100-fach überlieferten Fällen, dass auch der erwachsene Mensch in einer extremen Gefahren- oder Notsituation nach der Mutter ruft, was die Bindung an den Begriff und den Inhalt „Mutter“ zeigt.

³⁸ Wie unzählige Beispiele von Schädigungen durch den frühen Verlust der Mutter durch Scheidung oder Tod belegen. Vgl. Schmalohr, Emil: *Friühe Mutterentbehrung bei Mensch und Tier. Entwicklungspychologische Studie zur Psychohygiene der friühen Kindheit*. München, 1968.

Aufkündigen der engen emotionalen bis symbiotischen Bindung kaum ertragen könnte und die Bindung an die Mutter wahrscheinlich stark beschädigt würde oder sogar zerbräche. Es ist schwer vorstellbar – anders als beim Vater – dass ein Kind es aushalten könnte, sich von der Mutter so verlassen und ungeliebt zu fühlen, ohne einen größeren seelischen Schaden davonzutragen, bedingt eben durch diese sehr enge, symbiotische Bindung an die Mutter. Das Urvertrauen, das ein Kind wohl im Regelfall haben sollte, wäre zumindest gestört.

Das Entsetzen der Königin auflösende Geschehen, nämlich die Wiederbelebung Kinder, führt im direkten Anschluss ganz schnell durch die Befreiung vom Unheil in ein glückliches Ende und verhindert so, dass die nicht ganz freiwillige Entscheidung der Mutter („die Königin wurde bleich“) zu einer für das Kind *tatsächlichen* Entscheidung, nämlich zu einer Entscheidung *gegen* die Kinder werden könnte. Das Märchen „Der treue Johannes“ greift damit auch natürliche Urängste eines jeden Kindes auf: dass es nämlich auch und sogar von der Mutter verlassen werden könnte. Führt dieses Geschehnis trotz des Angstgefühls aber eben zu einem glücklichen Ende, trägt das zur emotionalen Stabilität eines Kindes entschieden bei.

Das Kind aber, das seine Mutter normalerweise sehr liebt, könnte vielleicht denken und fühlen, „sie ist ja meine Mutter, sie liebt mich, sie hat das nicht wirklich gemacht“³⁹, verbunden mit dem ursprünglichen Grundgefühl: „Vielleicht ist sie ja gezwungen worden!“. Oft genug bemerkt man ja auch bei Kindern in jüngerem Alter (ca. 3 Jahre), wenn die „Mama“ z.B. ins Krankenhaus muss, dass sie zwar sehr traurig oder ängstlich reagieren, gelegentlich auch enttäuscht oder verdeckt wütend, aber dann doch voller Vertrauen äußern, dass die „Mama“ ja wiederkommen werde. Das Urvertrauen des Kindes zu seiner Mutter – etwas von zentraler Bedeutung für unser Leben und Überleben – ist doch nicht zuletzt insgesamt auch Thema des Märchens „Der treue Johannes“: Nämlich die unverbrüchliche Treue bzw. das Vertrauen, verbunden mit einer tiefen Liebe und Zuneigung, als *dem* Fundament, das menschenwürdiges und geglücktes menschliches Leben erst möglich werden lässt.

³⁹ „In dubio pro reo“ = „Im Zweifel für den Angeklagten“ findet sich in dieser Form nach Liebs, Detlef (Hrsg.): *Lateinische Rechtsregeln und Rechtssprichwörter*. München, 1982. S. 91 f. Übertragen würde das hier heißen: Im Zweifel für die Mutter!

Sollte ein Kind beim Lesen dieses Märchens allerdings schon etwas älter sein (ca. 7-8 Jahre), so ist durchaus denkbar, dass das hier dargestellte Geschehen den Gedanken bzw. das Gefühl auslösen könnte: „sehr viel Treue auf Kosten anderer“, d.h., es könnte bei einem Kind dieses Alters ein gewisser Unmut oder nachhaltiger Zweifel an der mütterlichen Liebesfähigkeit ausgelöst werden. Sicherlich dürfte es so sein, dass, entsprechend der noch größeren emotionalen Abhängigkeit eines kleineren Kindes, seine Tendenz zu „verstehen“ und zu akzeptieren mehr aus dieser Schwäche kommt, wohingegen das ältere Kind schon eigene Vorstellungen und Maßstäbe von zumutbarer Treue hat.

Darüber hinaus lässt sich vom treuen Johannes sagen, dass er für einen Mann⁴⁰ ungewöhnlich fürsorgliche Züge hat, diese Züge werden nicht als spezifisch männliche Züge bezeichnet, es sind durchaus weibliche, mütterliche Züge. Schon zu Beginn des Märchens wird er als aufopferungsbereit dargestellt, als quasi die andere Seite der leiblichen Mutter, die ja auch zu ihrer Opferbereitschaft befragt wurde.

Atmosphärisch dürfte ein Kind in jedem Fall verspüren, dass dieses Märchen, trotz aller Ängste und Gefahren, hierin Sicherheit, Zuversicht und Ermutigung zusprechen möchte.

⁴⁰ Vgl. Joh. 15.13: „Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt.“

4. „Die ungleichen Kinder Evas“¹ oder „Bei Gott gibt es ja kein Ansehen der Person,² aber auch „All animals are equal, but some animals are more equal than others.“³“

Dieses Märchen weicht in einem wichtigen Punkt von den übrigen hier besprochenen Märchen ab: Ihm fehlt weitgehend das Wunderbare, das Fantastische, will man nicht das Erscheinen Gottes selbst als das „Wunderbare“ für den Menschen sehen. Ganz wesentlich aber dürfte sein, dass dieses Märchen ein eher unbefriedigendes Ende hat. Wer wäre schon besonders glücklich, wenn er, wie die hässlichen Kinder Evas – sich der Vernunft beugend – freiwillig auf die äußersten Ehren dieser Welt verzichten müsste? Für diese Kinder Evas gilt weniger, „sie lebten glücklich bis an ihr seliges Ende“, sondern ihnen ist von Gott zugesagt, „am anderen Ende der Erfolgsleiter“ zu leben. Eines stellt Gott damit klar heraus – eben auch für ein Kind sichtbar: Man hat keinen Anspruch auf einen selbst gewählten Erfolg oder eine selbst gewählte Form des Glücks.

Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben waren, so mußten sie auf unfruchtbare Erde sich ein Haus bauen und im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen. Adam hackte das Feld, und Eva spann Wolle. Eva brachte jedes Jahr ein Kind zur Welt, die Kinder waren aber ungleich, einige schön, andere häßlich. Nachdem eine geraume Zeit verlaufen war, sendete Gott einen Engel an die beiden und ließ ihnen entbieten, daß er kommen und ihren Haushalt schauen wollte. Eva, freudig, daß der Herr so gnädig war, säuberte emsig ihr Haus, schmückte es mit Blumen und streute Binsen auf den Estrich. Dann holte sie ihre Kinder herbei, aber nur die schönen. Sie wusch und badete sie, kämmte ihnen die Haare, legte ihnen neugewaschene Hemden an und ermahnte sie, in der Gegenwart des Herrn sich anständig und züchtig zu betragen. Sie sollten sich vor ihm sittig neigen, die Hand darbieten und auf seine Fragen bescheiden und verständig antworten. Die häßlichen Kinder aber sollten sich nicht sehen lassen. Das eine verbarg sie unter das Heu, das andere unter das Dach, das dritte in das Stroh, das vierte in den

¹ Dieses Märchen zählt zu den eher wenig bekannten aus der Sammlung der Brüder Grimm. Dies macht sich nicht zuletzt auch daran bemerkbar, dass es in der einschlägigen Sekundärliteratur so gut wie nicht beachtet wird. Eine der wenigen Ausnahmen bildet das Werk Lothar Bluhms „Grimm – Philologie. Beiträge zur Märchenforschung und Wissenschaftsgeschichte.“ (Hildesheim/Zürich/ New York, 1995. S. 43 ff.), in dem Bluhm jedoch lediglich textphilologische und historische Erörterungen vorlegt, zum Inhalt des Märchens aber nicht Stellung nimmt. Ein Gleichtext gilt auch für das umfangreiche Werk von Bolte und Polívka, die insbesondere zur Vorgeschichte dieses Märchens ausführlich Stellung nehmen. Ihnen zufolge dürfte diesem Märchen nämlich der von Hans Sachs 1558 verfasste Schwank „Die ungleichen Kinder Evas“ zugrundeliegen. Dieser Schwank ist wohl beeinflusst von einem lateinischen Hirtengedicht des Karmelitermönches Baptista Spagnuole, nach seiner Heimat „Baptista Mantuanus“ genannt (erstmalig veröffentlicht im Jahre 1458) (Bolte/Polívka: *Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm*. Bd. 1. 1913. S. 308 ff.).

² In Römerbrief 2, 11. In: Die Bibel. Die heilige Schrift des alten und neuen Bundes 1065, S.159

³ Orwell, George: Animal Farm, London 1945, S. 92 (übersetzt): “Alle Tiere sind gleich, aber manche sind gleicher als andere.

Keller, das sechste unter eine Kufe, das siebente unter das Weinfäß, das achte unter ihren alten Pelz, das neunte und zehnte unter das Tuch, aus dem sie ihnen Kleider zu machen pflegte, und das elfte und zwölfe unter das Leder, aus dem sie ihnen die Schuhe zuschnitt.

Eben war sie fertig geworden, als es an die Haustüre klopfte. Adam blickte durch eine Spalte und sah, daß es der Herr war. Ehrerbietig öffnete er, und der himmlische Vater trat ein. Da standen die schönen Kinder in der Reihe, neigten sich, boten ihm die Hände dar und knieten nieder. Der Herr aber fing an sie zu segnen, legte auf den ersten seine Hände und sprach: „Du sollst ein gewaltiger König werden“, ebenso zu dem zweiten: „du ein Fürst“, zu dem dritten: „du ein Graf“, zu dem vierten: „du ein Ritter“, zu dem fünften: „du ein Edelmann“, zu dem sechsten: „du ein Bürger“, zum siebenten: „du ein Kaufmann“, zu dem acht: „du ein gelehrter Mann“. Er erteilte ihnen also allen seinen reichen Segen. Als Eva sah, daß der Herr so mild und gnädig war, dachte sie: „Ich will meine ungestalteten Kinder herbeiholen, vielleicht daß er ihnen auch seinen Segen gibt.“ Sie lief also und holte sie aus dem Heu, Stroh, Ofen, und wo sie sonst hin versteckt waren, hervor. Da kam die ganze grobe, schmutzige, grindige und rußige Schar. Der Herr lächelte, betrachtete sie alle und sprach: „Auch diese will ich segnen.“ Er legte auf den ersten die Hände und sprach zu ihm: „Du sollst werden ein Bauer“, zu dem zweiten: „du ein Fischer“, zu dem dritten: „du ein Schmied“, zu dem vierten: „du ein Lohgerber“, zu dem fünften: „du ein Weber“, zu dem sechsten: „du ein Schuhmacher“, zu dem siebenten: „du ein Schneider“, zu dem acht: „du ein Töpfer“, zu dem neunten: „du ein Karrenführer“, zu dem zehnten: „du ein Schiffer“, zu dem elften: „du ein Bote“, zu dem zwölften: „du ein Hausknecht dein Lebelang.“

Als Eva das alles mit angehört hatte, sagte sie: „Herr, wie teilst du deinen Segen so ungleich! Es sind doch alle meine Kinder, die ich geboren habe: deine Gnade sollte über alle gleich ergehen.“ Gott aber erwiderete: „Eva, das verstehst du nicht. Mir gebührt und ist not, daß ich die ganze Welt mit deinen Kindern versehe: wenn sie alle Fürsten und Herrn wären, wer sollte Korn bauen, dreschen, mahlen und backen? Wer schmieden, weben, zimmern, bauen, graben, schneiden und nähen? Jeder soll seinen Stand vertreten, daß einer den andern erhalte und alle ernährt werden wie am Leib die Glieder.“ Da antwortete Eva: „Ach, Herr, vergib, ich war zu rasch, daß ich dir einredete. Dein göttlicher Wille geschehe auch an meinen Kindern.“⁴

Betrachtet man dieses Märchen unter den im Titel angegebenen Zitaten – sowie auch unter dem hier behandelten grundlegenden erzieherischen Aspekt – findet man als zentrale Frage des Märchens das Problem der himmlischen und weltlichen Gerechtigkeit. Damit verbunden ist aber auch die ebenso zentrale Frage nach der Rivalität unter den Menschen im Allgemeinen und unter Kindern und Geschwistern im Besonderen⁵. Als Gott die schönen Kinder Evas mit allen angenehmen Berufen dieser Welt beschenkt, weiß Gott natürlich – wir nehmen das aus seiner göttlichen Allwissenheit heraus an – dass Eva nicht nur diese Kinder ihr eigen nennt. Gott würde nun keine Welt, die nur aus Fürsten und so

⁴ „Die ungleichen Kinder Evas.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 762-764.

⁵ Dem erwachsenen Leser dieses Märchens fällt hierzu möglicherweise auch die Idee der französischen Revolution – der „Liberté, Egalité, Fraternité“ – ein und die Schwierigkeiten ihrer Anwendung.

genannten „Höhergestellten“ besteht, schaffen, weil es nicht weise wäre. Gott hat seine Welt, so denkt jedenfalls der Mensch, „funktionstüchtig“ gedacht und gemacht. Da es dann auch vor Gott „kein Ansehen der Person“ gibt, d.h., dass ihm alle Menschen im Wert gleich sind, sind sie ihm auch gleich in ihrem Wunsch und der Notwendigkeit, von ihm geachtet und geliebt zu werden. Da sie ja alle seine Geschöpfe sind, stellt sich Gott die Frage nicht, ob der eine Mensch schöner, größer oder klüger sei als der andere.

Zieht man den englischen Dichter Milton hierzu heran, würde Gott mit ihm auch sagen können: „They also serve who only stand and wait“⁶. In vielleicht noch passenderer Weise könnte man Gott an dieser Stelle auch mit dem Sprichwort von William James in Verbindung bringen „The art of being wise is the art of knowing what to overlook.“⁷ Gott, so denken wir, ist weise, d.h. hier, dass gerade Gott weiß, was übersehen werden kann. So weiß Gott auch, dass das Hässliche der Kinder Evas übersehen werden kann. Nach Bolte und Polívka ist dieses Märchen auch verbunden mit der Frage nach der Entstehung und „Herleitung“ der verschiedenen Stände und Berufe von Urzeit an. Öfter taucht im Mittelalter die entscheidende Frage nach der sozialen Gerechtigkeit auf, wie nämlich der Unterschied von Freien und Unfreien, Reichen und Armen entstanden ist. Fast trotzig heißt es in dem verbreiteten Sprichwort, das im Jahre 1382 ein aufrührerischer englischer Priester, John Ball, zum Text einer Predigt wählte: „Da Adam reutete und Eva spann, wer war da ein Edelmann?!“⁸

Bei Eva sieht das zuerst anders aus als bei Gott. Sie beurteilt die Menschen – sogar ihre eigenen Kinder – nach dem äußereren Schein. Hier kommt die weltliche Version des angegebenen Bibelzitates mit George Orwell zum tragen: „All

⁶ Aus: Milton, John: „On his Blindness“. In: ders.: *The Poems of John Milton*. hrsg. von John Carey und Allastair Fowler. London, 1968. S. 329 f. (übersetzt): „Auch die dienen, die nur da stehen und warten.“ Vergleichbar dürfte dies mit dem Gleichnis „Die Lohnfrage“ sein. Jesus antwortet hier auf die Frage nach gerechter Bezahlung: „Viele Erste aber werden Letzte sein und Letzte Erste.“ (Matthäusevangelium 19, 30) Oder auch: „So werden die Letzten Erste sein und die Ersten Letzte“ (Matthäusevangelium 20, 16). Der letztere Ausspruch stammt aus dem „Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg“. (In: *Die Bibel. Die heilige Schrift des alten und neuen Bundes*. 1965. S. 23.). Für Gott ist offensichtlich die Tatsache, überhaupt da gewesen zu sein, das Entscheidende.

⁷ William James (übersetzt): „Die Kunst weise zu sein, ist die Kunst zu wissen, was übersehen werden sollte“. In: Gray, Rosemary (Hrsg.): *A Treasury of Memorable Quotations*. Vancouver, 2004. S. 77.

⁸ Vgl. Bolte/Polívka: *Anmerkungen zu den Kinder- und Haussmärchen der Brüder Grimm*. Bd. 1 1913. S. 350 f.: „Wenn Adam grub und Eva spann, wer war dann der ‚Herr?’“ oder „When Adam delv’d and Eve spann, who was than a gentleman?“

animals are equal, but some are more equal than others.“⁹ Und dieser äußere Schein hat mit Macht und mit Geld, in gewisser Weise als Ersatz dafür auch mit Schönheit, Intelligenz usw. zu tun. Einen Teil ihrer negativen Beurteilung nimmt Eva zurück, als sie sich über ihren Stolz hinwegsetzt.¹⁰ Der Stolz, aufgrund dessen sie zunächst die hässlichen Kinder versteckt, um dann aber in ihrem Mitleid für ihre „ungestalten“ Kinder sich über ihre Scham hinwegzusetzen, und diese dann aus den verschiedenen Verstecken hervorzuholen.

Zur Vorgeschichte dieses Märchens gehört also zweifellos die Frage nach der menschlichen und göttlichen Gerechtigkeit: Wie geht der allgütige Gott mit Menschen um, die gefehlt haben? Der Bibelgeschichte folgend haben Eva und Adam, aber auch ihre Kinder, zumindest teilweise gefehlt – die Strafen erstrecken sich ja bis in die dritte und vierte Generation – insofern nämlich, als einige von ihnen hässlich sind und „Hässlich-Sein“ in sich schon eine Strafe des Schicksals, d.h. auch Gottes, ist. So werden also die *Gotteskinder*, die, durch die Sünden ihrer Eltern und Voreltern gesündigt haben („Erbsünde“), von Gott auch bestraft!

Hier geriet schon sehr früh – bereits im 16. Jahrhundert, wobei nicht vergessen werden soll, dass Kinder dieser Zeit kaum wie Kinder behandelt wurden¹¹ – eine pädagogische Fragestellung ins Blickfeld von Theologen und Pädagogen: Die bereits im eigenen Sinne pädagogische Fragestellung: Wie sollen Eltern mit „bösen“ Kindern, die gefehlt haben, umgehen? Sollen Eltern so verzeihend wie der allgütige und liebende Gott sein oder sollen sie so streng wie der strafende Gott sein? Hier wurde Gottes Umgang mit Kain und Abel zum Paradigma. Dennoch schien diese Umgangsweise zu rigoros, denn Gott hat vor allem auch Mitleid mit seinen Geschöpfen.¹²

Bereits Melanchthon betont die Parallele zwischen dem Verhalten Gottes seinen Geschöpfen gegenüber und dem Verhalten der ersten „Eltern“ gegenüber ihren

⁹ Orwell, George: *Animal Farm*. London, 1945. S. 92 (übersetzt): „Alle Tiere sind gleich, aber manche sind gleicher als andere.“ Eine weltliche Version des Bibelzitates insofern, als wir alle wissen, dass der Mensch höchst selten nach Gerechtigkeit, Moral, Anstand, Fairness oder Ähnlichem handelt, was sich in dem eben Zitierten klar darstellt.

¹⁰ Dies wird zwar nicht expressis verbis erwähnt, aber es lässt sich aus ihrem Verhalten entnehmen, als sie die hässlichen Kinder nämlich aus den verschiedenen Verstecken hervorholt.

¹¹ Vgl. Ariès, Philippe: *Geschichte der Kindheit*. München, 2003. sowie De Mause, Lloyd (Hrsg.): *Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit*. Frankfurt/M., 2003. Um nur die beiden wichtigsten Publikationen zu diesem Thema zu nennen.

¹² Vgl. Winzer, Johannes: „Die ungleichen Kinder Evas in der Literatur des 16. Jhs.“. Dissertation Greifswald, 1908. S. 16.

Kindern.¹³ Der Einfluss Melanchthons macht sich auch in der Katechese bemerkbar. Den Kindern Abels, die Reue und Einsicht haben, sichert Gott Gnade zu. Sie erhalten daher auch ein gutes Leben im Sinne von „guten“ Tätigkeiten. Das störrische Benehmen der Kainskinder wird jedoch mit wenig geachteten Tätigkeiten bis hin zu wenig geachteten Berufen sanktioniert.¹⁴ Das Märchen in der Form der Brüder Grimm ist also von daher eine mildere Form des ursprünglichen biblischen Textes und zeugt von dem Bemühen, den Eltern ein gutes Vorbild zu geben.

Nun sollen auch in diesem Märchen wieder die im engeren Sinne wichtigen erzieherischen Fragen aus der Sicht des Kindes gestellt werden:

- 1) Was lernt ein Kind aus dem Verhalten und den Gedanken Evas ihren Kindern gegenüber?
- 2) Kann ein Kind die gewandelte Haltung Evas letztlich dennoch positiv für sich einschätzen?
- 3) Was kann ein Kind aus der Art und Weise, wie Gott mit dem „Problem“ der Geschenke an die Kinder Evas umgeht, lernen?

Zu 1) Was lernt ein Kind aus dem Verhalten und den Gedanken Evas ihren Kindern gegenüber?

Das Kind, das deutlich wahrnimmt, dass seine Mutter es versteckt, weil es irgendeinen, ihm bis dahin möglicherweise nicht bewussten Mangel hat, wird sich nicht nur nicht geliebt fühlen, sondern auch, weil es sehr verletzt wird, an sich zweifeln. Denn für ein Kind ist aus dieser großen, und nicht zuletzt auch biologischen Nähe heraus die Mutter diejenige, von der es annimmt und verspüren möchte, dass sie es *immer* liebt, auf die es sich deshalb *immer* verlassen kann. Auch wenn alle anderen ihm gleichgültig gegenüberstehen oder wenn es einen großen Fehler gemacht hat, und die Mutter diesen auch erkennt, sie ist diejenige,

¹³ Vgl. ebd. S. 17 f.

¹⁴ Vgl. ebd. S. 38 u. S. 41 ff. Vgl. dazu auch Bächtold-Stäubli (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. 1987. Bd. 2 (1929/1930), S. 1085: „Im späteren MA war die Sage von den unglichen Kindern Evä weit verbreitet. Von den hässlichen oder unsauberem, die sie vor Gott versteckt hat, stammen die Unterirdischen und Alben, die Affen, „antrische“ Leute ab.“

die zu ihm hält. Nicht zuletzt ist dies aber auch eine Idealisierung des Mutterbildes, denn es lässt sich wohl kaum verleugnen, dass alle Eltern bzw. auch alle Mütter – trotz aller guten Vorsätze¹⁵ – ihre Kinder eben nicht alle in der gleichen Intensität lieben können, sondern dass sie in den meisten Fällen – mehr oder weniger unbewusst – Prioritäten haben. Schon in diesem Fall sieht ein Kind, dass man sich nicht generell auf eine (seine) Mutter verlassen kann (Geschwisterrivalität). Führt die Bevorzugung durch die Mutter ein Kind zu einer noch größeren Rivalität gegenüber den Geschwistern (als sowieso natürlicherweise vorhanden), wäre dies die Bestätigung des Orwell-Ausspruchs. Wenn es dieses Verhalten, die Bevorzugung durch Gott, aber auch die Bevorzugung durch Eva im Märchen, zu sehr auf seine eigene Situation bezieht, könnte es möglicherweise sein Urvertrauen, welches ein Vertrauen in das Leben, das noch vor ihm liegt, ja erst möglich macht, beschädigt werden. Denn das Kind hat erfasst, dass „some animals are more equal than others“ (nämlich die schönen, erfolgreichen Geschwister), *aber es gehört nicht dazu*.

An dieser Stelle ist das Märchen radikal ehrlich, es schildert die im Grunde recht brutale Wirklichkeit. Diese Ehrlichkeit entspricht allerdings auch dem natürlichen, noch unverbogenen Empfinden von Kindern, denn sie entspricht ja auch insgeheim dem tiefsten Verlangen der Kinder nach ungeteilter Liebe und Rangplatz „eins“. Dies aber ist etwas, das ein Kind selten genug in dieser Form direkt leben kann, da die Erziehung der Eltern und der Gesellschaft dies nicht zulässt. Insofern schildert auch dieses Märchen das Leben wieder einmal, wie es wirklich ist¹⁶. Trotzdem aber bietet es zugleich auch noch einen möglichen, wenn auch wesentlich bescheideneren, guten Ausgang. Der „gute Ausgang“ nämlich, dass man sein Schicksal annimmt (einen in der menschlichen Gesellschaft z.B. weniger geachteten Beruf zu haben) und sich nicht in Unzufriedenheiten und Anklagen gegen das Schicksal ergeht. Das nämlich ist die Welt mit ihrem Inhalt, mit ihren Möglichkeiten und reichen Facetten, aber auch mit ihren schmerzlichen Einschränkungen. Daran kann aber gerade ein Kind lernen, wie das Leben

¹⁵ Schon das „Vorsatz-haben-Müssen“ zeigt das stets gegenwärtige Problem.

¹⁶ In diesem Zusammenhang soll auch an das Märchen „Der gestiefelte Kater“ mit seiner der Welt gegenüber gezeigten „Unehrlichkeit“ und „Aufschneiderei“ erinnert werden, ebenso aber an „Das tapfere Schneiderlein“, das genau weiß, wie phantasielos und wenig kritisch die meisten Menschen sind. Auch „Der treue Johannes“ soll genannt werden, der doch fast das Opfer seiner Treue wird, weil oft genug der Mensch von Neid und Unehrenhaftigkeit getrieben wird.

wirklich ist, auch wenn das der Moral und unseren Idealen von heute und uns selbst nicht gefallen mag. Die Wünsche jedoch nach ungeteilter Liebe erstehen immer wieder neu, auch wenn es die uralten Wünsche der Menschheit sind, es geht immer wieder erneut um den „ersten Platz“. Sie sind Erlebens- und Verhaltensformen, die *sichtbar* nur gerade noch den Kindern zugestanden werden, nicht hingegen Erwachsenen. Diese Wünsche fallen nämlich der so genannten „guten Erziehung“ und der „guten Kinderstube“ zum Opfer. Aber Märchen, wie auch das Märchen „Die ungleichen Kinder Evas“, sind vor allem auch eine Mitteilung des Gedankens, dass es immer noch irgendeinen hoffnungsvollen Weg gibt, der wieder aus den Problemen herausführt.

Zu 2) Kann ein Kind die gewandelte Haltung Evas letztlich dennoch positiv für sich einschätzen?

Ein Kind, das die Illoyalität der Mutter so erlebt wie im Märchen „Die ungleichen Kinder Evas“, trägt diese Verletzung möglicherweise für den Rest seines Lebens „mit sich herum“. Ist der Erwachsene, der sich aus diesem Kind heraus entwickelt, nicht mit einem großen angeborenen Selbstvertrauen bedacht, dann ist schwer anzunehmen, dass diese Verletzung, das „ungestalte“ Kind der Eva zu sein, nicht doch als Wunde zurückbleibt. Versteckt zu werden, wird bei einem Kind mit „Ungeliebt-Sein“ gleichgesetzt werden. Diese Verunsicherung könnte sein gesamtes Leben, vor allem bei Entscheidungen, die Liebe und Sicherheit verlangen, einschränken. Es dürfte einem Kind also sicherlich schwer fallen, diese Einstellung der Mutter irgendwie positiv für sich erfahren zu können.

Jedes Kind erlebt von Beginn seines Lebens an notwendigerweise Enttäuschungen, auch und gerade in der Beziehung zu seiner Mutter¹⁷. Dieses Märchen könnte einem Kind – in recht verstandener Weise – aber auch dazu verhelfen, mit solchen Enttäuschungen womöglich ein Stück weit besser fertig zu werden. Lehrt das Märchen doch – gerade in der eben zitierten Ehrlichkeit – dass es in der Liebe der Mutter durchaus auch Unterschiede und Frustrationen gibt. Auf diese Weise kann dieses Märchen dem Kind helfen, den richtigen,

¹⁷ Vgl. Erikson: *Kindheit und Gesellschaft*. 1968. S. 241 ff. Eriksons Ausführungen zu den grundlegenden Vorgängen von „Urvertrauen“ und „Urmisstrauen“, stellen seelische Vorgänge dar, die am Beginn unseres Lebens nach ihm die entscheidende Rolle für ein gelingendes Leben spielen.

angemessenen Platz, den es in der paradigmatischen Beziehung finden muss, einzunehmen und ihm helfen, die notwendigen bzw. unumgänglichen Enttäuschungen in sein Seelenleben einzubauen: Das Kind wird, vorausgesetzt es hat die Kraft, das angeborene Selbstbewusstsein dazu, bald verstehen, dass man nicht notwendigerweise den eigenen Wert verliert oder auch erst gar nicht hat, wenn das Schätzen durch den anderen nicht so sichtbar wird, wie es oft gewünscht ist. Dieses Märchen hilft insofern, als es die Meinung der „anderen“ relativiert und den Menschen auf sein „eigenes“ Denken zurückführt, d.h. die „Meinung der anderen“ ist nicht so wichtig.

An dieser Stelle ließe sich auch sagen, dass die „Vertreibung aus dem Paradies“ als Möglichkeit eines Kindes zur Entwicklung angenommen werden sollte – wie Eva dies schon hat tun müssen, gemäß Nietzsches Wort „amor fati“¹⁸. Ein Kind könnte durch das Märchen „Die ungleichen Kinder Evas“ durchaus sehen, dass es in einer solchen Situation nach einem „neuen, vielleicht bescheideneren Paradies“ suchen sollte. Die gewandelte Haltung Evas aber zeigt sich dann darin, dass sie - entgegen ihrem vorherigen Verhalten – das Verbergen ihrer schmutzigen „grindigen“ Kinderschar – aufhebt indem sie ihre Kinder aus ihren unwürdigen Verstecken herausholt, sie Gott präsentiert und auch noch auf die angenommene Ungerechtigkeit Gottes hinweist. Das heißt also auch, dass sie in einer gewissen Weise *für* ihre „hässlichen“ Kinder *gegen* Gott kämpft.

Zu 3) Was kann ein Kind aus der Art und Weise, wie Gott mit dem „Problem“ der Geschenke an die Kinder Evas umgeht, lernen?

Da „[es] bei Gott [...] ja kein Ansehen der Person [gibt]“, stellt sich für Gott die Wertungsfrage nicht. Eva aber stellt sie bzw. handelt nach ihr! Gott gibt seine Geschenke ohne Wertung, er hätte auch mit den „einfachen“, weniger „glanzvollen“ Berufen anfangen können.¹⁹ Gott gibt allen Menschen Berufe, weil

¹⁸ „Liebe zum Schicksal“, frei übersetzt „Lerne dein Schicksal zu lieben/anzunehmen“. In: Nietzsche, Friedrich: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“. In: ders.: *Werke in drei Bänden*. hrsg. von Karl Schlechta. Bd. 1. München, 1965.

¹⁹ Das Handeln Gottes ist in diesem Falle für eine menschlich-moralische Sichtweise scheinbar unzulänglich, wenn nicht gar ungerecht. Ähnlich wie im „Gleichnis der Arbeiter im Weinberg“ des Herrn: Dennoch ist hier für eine menschliche, quasi moralische Sichtweise das Handeln Gottes nur *scheinbar* unzulänglich, wenn nicht gar ungerecht: Auf murrende Frage der frühen „Arbeiter im Weinberg“, warum die anderen, die doch später gekommen seien, den gleichen

sie alle gebraucht werden, zumindest stellt das Märchen das so dar. Der Mensch wertet üblicherweise die Position, die jemand durch seinen Beruf und damit durch seine gesellschaftliche Stellung einnimmt.²⁰ Gott aber tut dies gerade an dieser Stelle nicht. Dies kann einem Kind vermitteln, dass es, an welcher Stelle es auch immer steht, oder später beruflich stehen mag, angenommen sein wird.

Der Mensch aber, der immer nach einer für ihn erkennbaren Ordnungshilfe sucht, kommt nicht damit zurecht, dass Gott *nicht*, im menschlichen Sinne, misst und wertet. Der Mensch kann also, gemäß dem noch einmal zitierten Wort Miltons, „They also serve who only stand and wait“, nur annehmen und hoffen, wenn auch nicht wirklich verstehen, dass bei Gott eine solche Reihenfolge nicht wichtig ist. Da aber Gott auch „größer“ ist als die Mutter Eva, in seiner Hierarchie nämlich über Eva steht, ist seine Handlungsweise auch die gültige. Wenn Gott sagt, dass alle Berufe und jede gesellschaftliche Stellung gleich wichtig sind, könnte diese göttliche Absicherung für ein Kind so hilfreich sein, dass es diese göttliche Versicherung gegen die mütterliche Verunsicherung eintauschen kann.

Diese göttliche Ab- und Versicherung könnte also einem Kind weiter helfen, sein Selbstvertrauen aufzubauen oder verlorenes Selbstvertrauen für sein Erwachsenenleben wieder zu finden. Dem entspricht auch die „weise“ Lösung, die schon im ausgehenden Mittelalter bzw. der beginnenden Neuzeit angedacht wird, nämlich die Einsetzung der Stände bzw. der Unterschiede unter den Menschen durch Gott selbst: „[...] ohne Katechisation verleiht der Herrgott acht hohe und zwölf niedere Berufe und belehrt Eva, die wie im Meisterliede und im Spiele, die Verwunderung über die ungleiche Verteilung äußert, dass jeder Stand zum Bestehen des Menschengeschlechts notwendig sei.“²¹ Es ist also wohl der beste Weg, wenn ein Kind sich der weisen Führung Gottes überlässt.

Aus göttlicher Sicht – so jedenfalls wie teilweise Theologen ihn sehen möchten – ist der Umgang mit Kindern in dieser Weise also eigentlich gar kein Problem. Als

Lohn erhielten, antwortet der Hausherr im Gleichnis: „Mein Lieber, ich tue dir kein Unrecht. Hast du nicht mit mir einen Denar vereinbart? Nimm das Deine und geh. Ich will aber diesem letzten geben wie dir.“ (Matthäusevangelium 20, 13 u. 14. In: *Die Bibel. Die heilige Schrift des alten und neuen Bundes*. 1965. S. 23.). Da der Mensch aber immer, wie oben bereits erwähnt, meint, messen zu müssen bzw. ein Oben und ein Unten haben muss, kann er die Handlungsweise Gottes nicht wirklich verstehen.

²⁰ Seit längerer Zeit gibt es sogar schon statistische Umfragewerte, welche Berufe im höchsten und welche Berufe im geringsten Ansehen stehen.

²¹ Vgl. Bolte/Polívka: *Anmerkungen zu den Kinder- und Haussmärchen der Brüder Grimm*. Bd. 1. 1913. S. 318.

Eltern können die Menschen erfahren, dass der Umgang mit Kindern *vor allem durch menschliche Wertungen zu einem Problem werden kann*. Für den von Gott gegebenen Wert eines Menschen sollte die menschliche Einschätzung keine Rolle spielen, da nur der göttliche Wert der ist, der zählt. Im Grunde genommen will auch dieses Märchen, hier durch das Eingreifen Gottes, *allen Kindern Mut und Hoffnung* machen: Schwierigkeiten, die das Leben mit sich bringt, können überwunden werden.²²

²² Von religiösen Menschen sind öfters Äußerungen der Art zu hören, die ihnen als Kind schon über manche Schwierigkeit hinweggeholfen haben und die sich so in der Liebe, Güte und Gerechtigkeit Gottes angenommen und geborgen fühlen. Die Interpretation dieses Märchens erfährt eine Erweiterung in Röm. 2,11 zum Kontext 2,10: „Herrlichkeit, Ehre und Friede werde jedem zuteil, der das Gute tut, zuerst dem Juden, aber ebenso dem Griechen, denn Gott richtet ohne Ansehen der Person.“ Aus dem Griechischen dazu: „Bei Gott ist keine Parteilichkeit zentraler Gesichtspunkt für die Beurteilung des Menschen: das Tun des Guten. Alles andere ist nachrangig. Der Segen Gottes (die Gnade) befähigt zum Tun des Guten. Der Gott des Menschen ist gerecht, weil er keinem der Kinder seinen Segen vorenthält.“

5. Jorinde und Joringel oder „The mystery of love is greater than the mystery of death”¹

Die Darstellung der Liebe in diesem Märchen zeigt eine Liebe, die – im Entstehen begriffen – zunächst noch hilflos vor sich hin tastet oder auch, wie Oscar Wilde empfindet, das Mysterium einer *wachsenden* Liebe erlebbar macht, erlebbar bis zu der Form einer erlösten und damit erfüllten, liebenden Vollkommenheit.

Es war einmal ein altes Schloß mitten in einem großen dicken Wald, darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein, das war eine Erzzauberin. Am Tage machte sie sich zur Katze oder Nachteule, des Abends aber wurde sie wieder ordentlich wie ein Mensch gestaltet. Sie konnte das Wild und die Vögel herbeilocken, und dann schlachtete sie, kochte und briet es. Wenn jemand auf hundert Schritte dem Schloß nahe kam, so mußte er stillestehen und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, bis sie ihn lossprach; wenn aber eine keusche Jungfrau in diesen Kreis kam, so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel und sperrte sie dann in einen Korb ein und trug den Korb in eine Kammer des Schlosses. Sie hatte wohl siebentausend solcher Körbe mit so raren Vögeln im Schlosse.

Nun war einmal eine Jungfrau, die hieß Jorinde; sie war schöner als alle anderen Mädchen. Die und dann ein gar schöner Jüngling namens Joringel hatten sich zusammen versprochen. Sie waren in den Brauttagen, und sie hatten ihr größtes Vergnügen eins am andern. Damit sie nun einsmalen vertraut zusammen reden könnten, gingen sie in den Wald spazieren. „Hüte dich“, sagte Joringel, „daß du nicht so nahe ans Schloss kommst.“ Es war ein schöner Abend, die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Waldes, und die Turteltaube sang kläglich auf den alten Maibuchen.

Jorinde weinte zuweilen, setzte sich hin im Sonnenschein und klagte; Joringel klagte auch. Sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen; sie sahen sich um, waren irre und wußten nicht, wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg, und halb war sie unter. Joringel sah durchs Gebüsch und sah die alte Mauer des Schlosses nah bei sich; er erschrak und wurde todbang. Jorinde sang:

„Mein Vöglein mit dem Ringlein rot
singt Leide, Leide, Leide:
es singt dem Täubelein seinen Tod,
singt Leide, Lei – zicküth, zicküth, zicküth.“

Joringel sah nach Jorinde, Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt, die sang zicküth zicküth². Eine Nachteule mit glühenden Augen flog dreimal um sie herum und schrie

¹ Aus: Wilde, Oscar: „Salomé“. In: ders.: *The writings of Oscar Wilde*. Bd. 11. London (u.a.), 1907. S. 85: „Nun, ich weiß, dass du mich geliebt haben würdest, und das Geheimnis der Liebe ist größer als das Geheimnis des Todes. Über Liebe sollte man nur Betrachtungen anstellen.“ Im Original: „Well I know that thou wouldst have loved me, and *the mystery of love is greater than the mystery of death*. Love only should one consider.“

² Die Nachtigall ist hier eine vorläufige Verwandlung, die darauf hindeutet, dass hier eine Metamorphose vom menschlich Leidensfähigen zum allgemeinen kreatürlichen Leiden hin stattgefunden hat. Sie stellt sicherlich vor diesem Hintergrund auch einen Hinweis auf Erlösung und Rettung dar.

Im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ findet man, dass die „Frau Nachtigall“ als

dreimal schu, hu, hu, hu. Joringel konnte sich nicht regen: er stand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen.³ Nun war die Sonne unter; die Eule flog in einen Strauch, und gleich darauf kam eine alte krumme Frau aus diesem hervor, gelb und mager: große rote Augen, krumme Nase, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte, fing die Nachtigall und trug sie auf der Hand fort. Joringel konnte nichts sagen, nicht von der Stelle kommen; die Nachtigall war fort. Endlich kam das Weib wieder und sagte mit dumpfer Stimme: „Grüß dich, Zachiell, wenn’s Möndel ins Körbel scheint, bind los, Zachiell, zu guter Stund.“ Da wurde Joringel los. Er fiel vor dem Weib auf die Knie und bat, sie möchte ihm seine Jorinde wiedergeben, aber sie sagte, er sollte sie nie wiederhaben, und ging fort. Er rief, er weinte, er jammerte, aber alles umsonst. „Uu, was soll mir geschehen?“ Joringel ging fort und kam endlich in ein fremdes Dorf; da hüttete er die Schafe lange Zeit. Oft ging er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei. Endlich träumte er einmal des Nachts, er fände eine blutrote Blume, in deren Mitte eine schöne große Perle war. Die Blume brach er ab, ging damit zum Schlosse: alles, was er mit der Blume berührte, ward von der Zauberei frei; auch träumte er, er hätte seine Jorinde dadurch wiederbekommen. Des Morgens, als er erwachte, fing er an, durch Berg und Tal zu suchen, ob er eine solche Blume fände; er suchte bis an den neunten Tag, da fand er die blutrote Blume am Morgen früh. In der Mitte war ein großer Tautropfe, so groß wie die schönste Perle. Diese Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Wie er auf hundert Schritt nahe bis zum Schloß kam, da ward er nicht fest, sondern ging fort bis ans Tor. Joringel freute sich hoch, berührte die Pforte mit der Blume, und sie sprang auf. Er ging hinein, durch den Hof, horchte, wo er die vielen Vögel vernähme; endlich hörte er’s. Er ging und fand den Saal, darauf war die Zauberin und fütterte die Vögel in den siebentausend Körben. Wie sie den Joringel sah, ward sie bös, sehr bös, schalt, spie Gift und Galle gegen ihn aus, aber sie konnte auf zwei Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrte sich nicht an sie und ging, besah die Körbe mit den Vögeln; da waren aber viele hundert Nachtigallen, wie sollte er nun seine Jorinde wiederfinden? Indem er so zusah [merkte er,] daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel wegnahm und damit nach der Türe ging. Flugs sprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume und auch das alte Weib; nun konnte sie nichts mehr zaubern, und Jorinde stand da, hatte ihn um den Hals gefaßt, so schön, wie sie ehemals war. Da machte er auch alle die andern Vögel wieder zu Jungfrauen, und da ging er mit seiner Jorinde nach Hause, und sie lebten lange vergnügt zusammen.⁴

„Botin der Liebe und als Mahnerin“ gesehen wird, „in anderen wird sie wegen ihres verführerischen, leidenschaftlich aufregenden Gesangs angeklagt. [...] Seit der Antike gilt ihr herrlicher Gesang als glückliches Omen.“ (hrsg. von Bächtold-Stäubli. 1987. Bd. 6 (1934/1935). S 803.)

Vgl. dazu auch Hans Christian Andersens Märchen „Die Nachtigall“ (In: ders.: *Andersens Märchen*. 1938. S. 62).

In Bezug auf das Lied der Nachtigall sagt Walter Scherf in seinem „Märchenlexikon“ (Berlin, 2004): „Das Lied der Nachtigall scheint Desdemonas Lied in Shakespeares Othello nachgebildet zu sein (4,3) und die Zauberin hat ihr Vorbild möglicherweise im Kirke Mythos.“

³ Zu dem Fehler, den Jorinde und Joringel begehen und durch den sie die Sanktionen des Verlustes, der Verwandlung und der Gefangenschaft erfahren, sagt Heiko Häselbarth in seiner Schrift „Rollenbilder in den ‚Kinder- und Hausmärchen‘ der Brüder Grimm“: „Trotz aller phantastischen Elemente des Märchens, steht [all dies] doch hinsichtlich einer sozialen Wirklichkeitsschilderung keineswegs fern der Wirklichkeit“ (1992, URL: www.haeselbarth.de [Stand: 18.01.2010]). Insofern Jorinde und Joringel in der Unwirklichkeit eines Märchens die Wirklichkeit des Lebens erfahren, dass Fehler, wie in der Natur, nämlich zwangsläufig „bestraft“ werden. „Niemand sündigt ungestraft wider die Natur“ (Nietzsche, Friedrich: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“. In: ders.: *Werke in drei Bänden*. hrsg. von Karl Schlechta. Bd. 1. München, 1965.).

⁴ „Jorinde und Joringel“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 364-366.

Als Jorinde und Joringel sich durch ihrer beider Unachtsamkeit verlieren, weil beide innerlich auch noch im „Gefängnis“ ihrer „ego - zentralen“ Liebe gefangen sind, wird dieses Gefängnis durch die „Gefangennahme“ von Jorinde und die „Heimatlosigkeit“ von Joringel dargestellt⁵. Die symbiotische Verliebtheit bzw. Verschmelzung wird im Regelfall rauschhaft erlebt, ist aber auf Dauer in der Realität deswegen nicht lebbar, weil sie die „Unterschiede“ bedingungslos verwischt. Die Symbiose muss also differenziert werden, d.h., es muss eine Aus - Einandersetzung, eine einstweilige Trennung erfolgen, um die Symbiose bzw. die Egozentrik realistischer werden zu lassen. Diese Trennung entsteht mit der Verzauberung Jorindes und in der Vereinsamung Joringels.⁶

Joringel setzt, als er ihrer beider Zustand erkennt, seine gesamte Kraft, seine Geduld, seine Entwicklungsfähigkeit ein, um *seine* Jorinde aus ihrem traurig verzauberten Zustand, *ihrem* „Gefängnis“ und sich selbst ebenso aus *seinem* „Gefängnis“ zu befreien. Es ist zu diesem Zeitpunkt zuallererst Joringels Aufgabe, sie zueinander zurückzuführen und Jorinde wiederzugewinnen, um ihrer beider erwünschtes, gemeinsames Leben leben zu können.⁷

Dieses Märchen zeigt, dass Unachtsamkeit, Verlust, schließlich auch Wartenmüssen und die Überwindung all dessen durch das Leben erzieherisch wirkende und zur Entwicklung unbedingt beitragende Möglichkeiten sind. Es ist, wie anfänglich schon gesagt, die Geschichte einer noch fast kindlichen Liebe. Daher wird es im Erwachsenwerden dieser Liebe möglich, Wege aufzuzeigen, die zum Finden einer trag- und hingabefähigen und bedingungslosen Liebe führen. In ihrer anfänglichen Unachtsamkeit nämlich zeigen Jorinde und Joringel, dass beide noch nicht in der Lage sind, die Einmaligkeit *ihrer* Liebe wirklich zu schützen und sich in den Gefahren dieser Welt zu bewähren.⁸

⁵ Joringels Heimatlosigkeit ist gleichnishaft auch als Gefängnis anzusehen: Er ist an einem Ort, wo er nicht sein möchte, dem er aber auch nicht entfliehen kann und den er als unbillige Härte und Bestrafung durch das Schicksal empfindet.

⁶ Vgl. Kast, Verena: *Wege aus Angst und Symbiose. Märchen psychologisch gedeutet*. München, 2002. S. 194.

⁷ Vgl. ebd. S. 195 f.

⁸ Vgl. die Bibel: „Weide meine Lämmer. [...] Weide meine Schafe.“ (Johannesevangelium 21, 15 und 16. In: *Die Bibel. Die heilige Schrift des alten und neuen Bundes*. 1965. S. 122.) Dies ist ein uraltes Motiv: So sagt z.B. Jesus von sich selbst, dass er der „gute Hirte“ sei. In Anlehnung daran, versucht auch Joringel sich in *seiner* Einsamkeit mit Liebe und Fürsorglichkeit um das Wohl seiner Herde zu bemühen. Diese Fürsorglichkeit und Liebe wird Joringel dann auf die Suche nach Jorinde übertragen können.

Es lassen sich auch hier wieder einige Fragen aufzeigen, die auf die erzieherischen Möglichkeiten dieses Märchens hinweisen: Um sein Glück und ihrer beider Gemeinsamkeit wiederzufinden, überdenkt Joringel ständig alles, was geschehen ist, und während er dabei die Schafe weidet, „weidet“ er wohl zugleich auch seine Gedanken – weit weg von *seinem* Dorf, seinem bisher naiv „Ge-wohnten“. Hier sucht und findet er die Zeit zur Besinnung und holt in der *inneren* und *äußeren* Fremde seine Entwicklung als ein Nachreifen und Erkennen nach. Das Finden der Blume und gerade dieser Blume, die das Finden der Liebe und Leidenschaft symbolisiert, zeigt dann die Vollendung dieser Entwicklung an.⁹ Auf diese Weise hat er nun seinen Weg, jetzt Verantwortung zu übernehmen, gefunden und wird dementsprechend handeln können. Auch hier lassen sich wieder einige Fragen aufzeigen, die auf die erzieherischen Möglichkeiten dieses Märchens abzielen.

- 1) Welche Eindrücke erhält ein Kind, wenn es das Dilemma verspürt, in das Jorinde und Joringel – auf Grund eben ihrer Unachtsamkeit – geraten sind?
- 2) Welchen Stellenwert könnten die „Erzzauberin“ und die „blutrote Blume, in deren Mitte eine schöne große Perle war“, in erzieherischer Hinsicht haben? Was dürfte wohl der Satz: „Diese Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß“ für ein Kind aussagen und welche erzieherische Wirkung könnte er erzielen?
- 3) Als Jorinde und Joringel einander verloren haben – Jorinde in eine Nachtigall verzaubert und entrückt in den Bereich der „Erzzauberin“; Joringel, alleine in seiner Welt bleibend – haben beide zunächst auch ihre Entwicklungsmöglichkeiten verloren, die der eine im anderen gehabt hätte.

⁹ Hier wird der Auftragscharakter noch einmal mehr sichtbar: Der Beruf eines Schafhirten gibt Joringel viel Zeit zu gedanklicher Muße. Und durch Nachdenken darüber was geschehen ist, nämlich die Wandlung vom nachlässigen Hüter zum „guten Hirten“ zu vollziehen, und das nicht nur für seine Zukunft, sondern auch für die von Jorinde, d.h. vor allem für ihrer beider Leben.

Zu dem mythologischen Hintergrund des Märchens „Jorinde und Joringel“ vgl. Friedrichs: *Grundlage, Entstehung und genaue Einzeldeutung der bekanntesten germanischen Märchen, Mythen und Sagen*. 1909. S. 63. Hier geht Friedrichs auf die mögliche mythische Bedeutung der roten Blume ein, die als Morgensonnen gesehen werden kann, während der Tautropfen als Diamant erscheint. Dem entspricht, dass Jorinde und Joringel auch das Morgensternliebespaar darstellen könnten (Vgl. ebd. S. 410.).

Lässt sich hier eine erzieherische Einwirkung denken? Was sagt dabei möglicherweise die Namensähnlichkeit von „Jorinde“ und „Joringel“ aus?

- 4) Wie könnte die Wartezeit der Jorinde und der Verlust ihrer menschlichen Individualität in einem Kind erzieherisch wirksam werden? Wie sind Joringel und Jorinde hierbei beteiligt und wozu nutzen sie ihre Wartezeit? Könnten die Lösungsmöglichkeiten für ein Kind Vorbildcharakter haben?
- 5) Welche Bedeutung hat die Zahl „drei“ im Märchen „Jorinde und Joringel“? Wie kann dieser „Zahlengedanke“ im Bildungsgeschehen des Märchens bei Jorinde erzieherisch bildend wirken?

Zu 1) Welche Eindrücke erhält ein Kind, wenn es das Dilemma verspürt, in das Jorinde und Joringel – auf Grund eben ihrer Unachtsamkeit – geraten sind?

Wenn ein Kind das Dilemma erfasst, in das Jorinde und Joringel – auf Grund eben ihrer Unachtsamkeit – geraten sind, erlebt es möglicherweise stellvertretend für beide die Angst vor Verlust und Untergang. Durch ihre Unachtsamkeit zeigen Jorinde und Joringel, dass beide noch nicht in der Lage sind, ihre Liebe wirklich zu schützen bzw. vor Gefahren zu bewahren. Hier lässt sich zunächst noch einmal etwas genauer ausführen, dass die Unachtsamkeit und Nachlässigkeit von Jorinde und Joringel im Hinblick auf ihre Liebe eine Folge ihrer Egozentrik ist – wie ganz zu Anfang schon gesagt – d.h., dass sie beide mit ihrer Liebe zunächst einmal ganz überwiegend nur sich selbst zugewandt bleiben und sie die sie umgebende Realität mit all ihren Gefahren übersehen.

Auch wenn Joringel die Warnung ausspricht: „Hüte dich [...], daß du nicht so nahe ans Schloss kommst.“¹⁰, so ziehen beide aus dieser Aussage nicht die notwendige Konsequenz, die doch auch heißen würde, dass sie nämlich sich selbst und den jeweils anderen ebenso „hüten“ sollten. Er wie auch sie überlassen sich ihrem ohnmächtig unklaren Gefühl, weil sie der Bedrohung, der „bösen Ausstrahlung“, die aus der Nähe des Schlosses der Zauberin „strahlt“, schon zu nahe gekommen sind. Beide sind kreatürlich ängstlich, ohne sich zu fragen, woher ihre Angst kommt, um sie dadurch besser verstehen zu können. „Sie waren so bestürzt, als

¹⁰ Aus: „Jorinde und Joringel“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 364.

wenn sie hätten sterben sollen; [...].“¹¹ Auch wird Joringel „todbang“ und Jorinde singt ihren eigenen Sterbegesang: „Mein Vöglein mit dem Ringlein rot singt Leide, Leide, Leide: es singt dem Täubelein seinen Tod, singt Leide, Lei – zicküth, zicküth, zicküth.“¹² Nur durch ihre Unaufmerksamkeit – beide sind zu weit von der Realität des Lebens entfernt – kann die Zauberin ihr böses Werk tun. Als Jorinde dann – in eine Nachtigall verwandelt – ihr Leben als Mensch verloren hat, macht sie sozusagen eine negative Metamorphose durch. Dies ist die Voraussetzung für ihre Rückverwandlung, aus der sie als gereifter Mensch hervorgehen wird. Joringel, der Jorinde verloren hat, erleidet seine eigene „Verwandlung“ durch ihren Verlust und wird auf diese Weise in sein Erwachsenenleben hineingeführt oder zugespitzter gesagt: hineingezwungen.

Liest ein Kind dieses Märchen, dann ist denkbar, dass daraus eine Erziehung zur Aufmerksamkeit und Realitätszugewandtheit entsteht. Durch eine solcherweise erhöhte Aufmerksamkeit und diese Realitätszugewandtheit erfolgt vielleicht ein Fragen danach, warum Jorinde manchmal bange wird. Wenn Kinder zuweilen Ängste verspüren, bieten sich diverse Hilfsmittel an, um diese Ängste zu konkretisieren. Eine Möglichkeit ist der oft zitierte „Buhmann“. In diesem Märchen übernimmt diese Funktion die Zauberin. Auf diese Weise nämlich kann ein Kind sich ein konkretes Bild davon machen, wovor es Angst hat. Erst dann kann es lernen, mit dieser Angst besser umzugehen. Durch eine solche Figur – wie z.B. den Buhmann und hier die Zauberin – erfolgt eine Distanzierung des Kindes von der bedrängenden Situation, sodass es Wege entwickeln kann, um Gefahren besser einschätzen zu können, sich Hilfe zu holen oder instinktiv einen rettenden Weg zu finden.

Zu 2) Welchen Stellenwert könnten die „Erzzauberin“ und die „blutrote Blume, in deren Mitte eine schöne große Perle war“, in erzieherischer Hinsicht haben? Was dürfte wohl der Satz: „Diese Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloss“ für ein Kind aussagen und welche erzieherische Wirkung könnte er erzielen?

¹¹ Ebd.

¹² Ebd. S. 365.

Im Allgemeinen drückt die Zauberin im Märchen etwas Böses, Bedrohliches und Unehrliches aus. Eine Zauberin ist für jedes Kind *lebendige* Angst, die überwunden werden muss. Darüber hinaus ist sie aber auch letztlich das Böse, das Unfähige *im Menschen selbst*. Im Märchen „Jorinde und Joringel“ ist es nun Aufgabe von Joringel, dem Bösen entgegenzutreten, stellvertretend zugleich auch für Jorinde. Seine Veränderung, sein beginnendes Verstehen zeigt sich zu Anfang der Entwicklung in seinem Traum von der „blutrote[n] Blume, in deren Mitte eine schöne große Perle war“¹³.

Sicherlich ist das Leben teilweise anders als ein Traum, aber dieses Traumbild ist ein wunderbar anrührendes, archetypisches Symbol für eine sowohl sinnlich-leidenschaftliche (blutrot) wie auch für eine reine, unschuldige Liebe (Perle)¹⁴. Dieses archetypische Symbol lässt sich noch weiter aufschlüsseln: Die Farbe Rot ist „die Farbe [...] des Feuers, versinnbildlicht die [...] heilige Liebesglut“¹⁵. „Wie nahe liegend nun die Ideenverbindung von Blut und Rot ist, geht schon aus der Tatsache hervor, daß primitive Sprachen, [...] „Rot“ durch „wie Blut“ umschreiben“¹⁶. „Blutrot“ bezieht sich, wie sich hier schon erkennen lässt, auf das Leben in seiner lebendigen Breite, während die Implikation für eine „große schöne Perle“ oder auch einen „Tautropfen“ das Vollkommene, das absolut Reine ist. Zur „Perle“ steht im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“: „Der Sage nach ist die P[erle] aus einem Wassertropfen [sic] entstanden. [...] Abraham trug eine große P[erle]; wer sie ansah, wurde geheilt.“¹⁷

Im Märchen „Jorinde und Joringel“ wäre dann „Heilung“ als Erlösung vom Zauber zu sehen. Joringel erkennt die künftige Realität und er geht ihr nach: Die „traumhaft“ schöne rote Blume, in deren Mitte der ebenso schöne Tautropfen – als Perle – liegt, muss als Bild und Symbol für die Liebe gerettet werden. Und d.h., sie muss eben auch wieder zum Leben erweckt werden, insofern, als die Blume durch ihre Kraft, etwas tätig zu bewirken, ebenso zwangsläufig lebt. Hier kann einem Kind verständlich werden, dass dem Menschen, d.h. also auch dem kleinen Menschen, dem Kind, die besonders schönen Dinge des Lebens, die

¹³ Aus: „Jorinde und Joringel“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 365.

¹⁴ Vgl. Kast: *Wege aus Angst und Symbiose*. 2002. S. 195 ff.

¹⁵ Bächtold-Stäubli (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. 1987. Bd. 7 (1935/1936). S. 799.

¹⁶ Ebd. S. 806.

¹⁷ Ebd. Bd. 6 (1934/1935). S. 1496 f.

Kostbarkeiten im Regelfall nicht einfach zufallen, sondern mit Mut und Hingabe verdient und errungen werden müssen.

Die Redewendung im Märchen: „Diese Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloss“¹⁸ zeigt die Wandlung zum „Erwachsen-Geworden-Sein“ an: Joringel weiß jetzt, dass er seine Liebe „hüten“ muss wie seinen Augapfel. Dabei sind es zunächst einmal die Schafe, die er in der Fremde, entfernt von Jorinde – man möchte fast sagen: „als Übung fürs Leben“ – gehütet hat. Dadurch kann Joringel die Erfahrung machen, dass er etwas ihm Anvertrautes, d.h. hier nicht zuletzt seine Liebe zu Jorinde, „nicht aus den Augen lassen“ und „nicht aus den Händen geben“ darf.¹⁹

Es ist durchaus denkbar, dass ein Kind schnell sieht, dass der Kummer und der Verlust, den Jorinde und Joringel erleiden, hätte vermieden werden können, wenn sich in beiden mit dem Gefühl der Liebe auch schon ein Gefühl von Achtsamkeit eingestellt hätte, ein Gefühl, mit etwas Kostbarem auch behutsam umgehen zu müssen. Womöglich versteht ein Kind dann, dass dies etwas im Leben ist, das man erst lernen muss, aktiv zu leben. Und gerade das wäre ein erzieherischer Gewinn: zu sehen, dass sich aus dem, was zu Fehlern *verlockt* – insbesondere eine rauschhafte Liebe mit hoher emotionaler Beteiligung, wodurch „Fehler“ kaum oder gar nicht vermeidbar sind – dennoch neue Lebensmöglichkeiten ergeben, die erst stückweise und schließlich nachhaltig zur Veränderung führen und so helfen, das Schicksal zu verbessern.

Zu 3) Als Jorinde und Joringel einander verloren haben – Jorinde in eine Nachtigall verzaubert und entrückt in den Bereich der „Erzzauberin“; Joringel, alleine in seiner Welt bleibend – haben beide zunächst auch ihre Entwicklungsmöglichkeiten verloren, die der eine im anderen gehabt hätte. Lässt sich hier eine erzieherische Einwirkung denken? Was sagt dabei möglicherweise die Namensähnlichkeit von „Jorinde“ und „Joringel“ aus?

In dem Märchen werden die verlorenen Entwicklungsmöglichkeiten von Jorinde und Joringel – entstanden durch den Verlust des jeweils anderen – aufgegriffen,

¹⁸ Aus: „Jorinde und Joringel“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 366.

¹⁹ Die Redewendungen „nicht aus den Augen lassen“ und „nicht aus den Händen geben“ sind nicht zufällig Beispiele, die auch in anderen Sprachen zu finden sind. Sie bezeichnen einen Vorgang ursprünglicher Wachsamkeit durch eine erhöhte Sinnlichkeit des Menschen.

indem ihre völlige Unaufmerksamkeit und das daraus folgende Resultat gezeigt werden: Der radikale Verlust des jeweils anderen und die Trennung von ihm bilden sich in der räumlichen wie menschlichen Trennung ab, mit einer gleichzeitigen Gegensätzlichkeit der Lebensverhältnisse: Jorinde lebt zwar in einem Schloss, aber als Tier; Joringel ist zwar ein Mensch geblieben, aber er lebt als armer Schafhirte in der Fremde. Die Trennung scheint absolut, weil hier zwei Welten abgebildet werden, die keine Berührungspunkte mehr miteinander haben. Daraus folgt zunächst, dass Jorinde und Joringel auch keine *gemeinsame* Entwicklungsmöglichkeit mehr haben können, ihre Gemeinsamkeit ist zerstört, ihre Einsamkeit manifestiert sich innerlich wie äußerlich.

Dass die Entwicklungsmöglichkeiten von Jorinde und Joringel aber trotzdem auf einer anderen tief inneren Ebene erhalten bleiben – als zwingend einander zugehörend – zeigt sich bereits in der Ähnlichkeit der Namensgebung: Der eine ist das Alter Ego des anderen. Es werden lediglich zwei Aspekte einer symbiotischen, nicht auflösbaren Einheit dargestellt, nämlich die Zusammengehörigkeit des Weiblichen und Männlichen²⁰, die sich aber im Leben erst noch bewähren muss. Auch Verena Kast sieht in der Namensgleichheit von Jorinde und Joringel das Symbiotische: „[...] es kann aber auch bedeuten, daß die beiden miteinander eine sehr enge Beziehung haben, so daß ihre *Unterschiede verwischt* werden: eine symbiotische Beziehung“²¹. Wir erfahren hier vom Beginn einer fast noch kindlichen Liebe, in der Jorinde den mehr gemütvollen und anmutigen Anteil dieser Liebe repräsentiert und Joringel den Anteil, der beide mit Stärke durchs Leben tragen soll. Schon die Ähnlichkeit in der Namensgebung weist darauf hin, dass der eine das Alter Ego des anderen darstellt oder dass beide lediglich zwei Aspekte einer symbiotischen Einheit und Ergänzung sind, d.h. der Zusammengehörigkeit des Männlichen und Weiblichen.

Wie tief eine solche Gemeinsamkeit des Männlichen im Weiblichen – und umgekehrt – sich bereits in der Namensgebung zeigt, davon gibt nicht nur Verena Kast, sondern geben auch alte Texte eine Auskunft. So heißt es in der Bibel bei Jesaja: „[...], denn ich erlöse dich und rufe dich beim Namen, mein bist du“²²

²⁰ Vgl. Kast: *Wege aus Angst und Symbiose*. 2002. S. 192.

Die Biologie eines jeden Menschen ist bereits so angelegt, dass in jedem Männlichen bereits etwas Weibliches mit enthalten ist und umgekehrt – natürlich unterschiedlich stark ausgeprägt.

²¹ Ebd. Hervorhebungen v. Verf.

²² Aus: Jesaja 43,1. In: *Die Bibel. Die heilige Schrift des alten und neuen Bundes*. 1965. S. 831.

Dies drückt aus, dass Gott die beiden von ihm geschaffenen Menschen mit gleichen Namen anruft. Denn „Eva“ heißt im Hebräischen „die Belebte“, aber auch „Männin“ und „Adam“ heißt ursprünglich nicht nur „der von der Erde genommene“, sondern auch „Mensch“.²³ „Adam“ und „Eva“ sind also mit anderen Worten Bezeichnungen für etwas zutiefst Verwandtes, das Symbiotische im Menschen. Die Namen „Jorinde“ und „Joringel“ sind auch durch die gleichen ersten fünf Buchstaben geeint bzw. durch die gleichen beiden ersten Silben, und das erlaubt ebenso, von „innerer“ Verwandtschaft zu sprechen.

Ein Kind wird von daher diesen körperlichen Verlust eines anderen Menschen – die innere Verwandtschaft manifestiert sich ja auch durch das Körperliche, Fantasie und Gefühl vorausgesetzt – erspüren und verstehen können und aus diesem Verständnis heraus versuchen, mit einem derartigen Verlust fertig zu werden. Nach Erikson ist es nämlich in der Phase der Ausbildung des Urvertrauens eine der wichtigsten Aufgaben, dass das Kleinkind lernt, Trennungen zu ertragen und auf Lösungen einzugehen, um mit diesen Trennungen besser fertig werden zu können.²⁴ Möglicherweise könnte ein Kind durch dieses Märchen auch angeregt werden, sich mit dem Verlust eines Menschen überhaupt zu beschäftigen und daraus entstehende Fragen zu stellen.

„Jorinde“ und „Joringel“ haben die gleichen ersten Silben, betrachtet man das „Jorin“ als zwei Silben, und das erlaubt, von einer sichtbaren Geschwisterschaft zu sprechen. Eine Nähe, die sich aus Ähnlich- oder Gleichsein ergeben kann und die aus diesem Gleichsein eine symbiotische Zusammengehörigkeit formt. Das heißt dann auch, dass Jorinde und Joringel sich als Bruder und Schwester, als Geliebter und Geliebte, als Mann und Frau und als Vater und Mutter vollkommen zueinander zugehörig fühlen. Für ein Kind könnte die Gleichheit in den Namen von Jorinde und Joringel den Wunsch nach einer derartigen Gleichheit, nämlich nach Nähe, auslösen, weil es hier das Bild eines möglichen zukünftigen Lebens erkennen kann und weil es versteht, dass alle Dinge, Zustände, Hoffnungen sich vor allem aus ihm selbst entwickeln müssen.

²³ Brockhaus. Wiesbaden, 1966. Bd. 1. S. 199.

²⁴ Vgl. dazu Erikson: *Kindheit und Gesellschaft*. 1968. und ders.: *Identität und Lebenszyklus. 3 Aufsätze*. Frankfurt/M., 1966.

Zu 4) Wie könnte die Wartezeit der Jorinde und der Verlust ihrer menschlichen Individualität in einem Kind erzieherisch wirksam werden? Wie sind Joringel und Jorinde hierbei beteiligt und wozu nutzen sie ihre Wartezeit? Könnten die Lösungsmöglichkeiten für ein Kind Vorbildcharakter haben?

Um ihr Glück in ihrer beider Gemeinsamkeit wieder zu finden, überdenkt Joringel beständig alles, was geschehen ist und während er dabei die Schafe weidet, „weidet“ er dabei wohl zugleich seine Gedanken, weit weg von seinem Dorf und seinen „Gewohnheiten“. Hier sucht und findet er die Zeit zur Besinnung und geht in der inneren und äußereren Fremde seiner Entwicklung, einem Reifungsprozeß nach. Verena Kast führt hierzu aus: „Er [Joringel] scheint das Problem zu umschreiten, er sammelt sich. Gleichzeitig ist Hüten auch ein Akt der Introversion: er besinnt sich auf sich. Dieser Akt [gehört] der Selbstbesinnung [an und] ist mit großer Trauer verbunden, die er aushält.“²⁵ Zudem bietet der Beruf des Schafhirten viel Zeit zu innerlicher, gedanklicher Muße, nicht zuletzt, um das Wohl der ihm Anvertrauten, der Schafe, besonnen und wohlüberlegt im Auge zu haben und zu bedenken.

Das Finden der Blume und gerade dieser Blume, die das Finden der Liebe und der Leidenschaft besonders symbolisiert, zeigt dann die Vollendung dieser Entwicklung an. Damit zeigt sich nun gleichsam sein Weg, durch seine Liebe und Leidenschaft hindurch, die Realität sehen zu lernen und dementsprechend zu handeln.

Im Märchen wird weiter nun gezeigt, dass sich aus der genutzten Wartezeit und der daraus geschöpften Kraft für beide, Jorinde und Joringel, die Lösung zur Erlösung aus ihrer jeweiligen Einsamkeit ergibt. Zwar scheint Jorinde zunächst nur zu wertloser Wartezeit und Passivität verdammt, sieht man aber etwas genauer hin, so fällt auf, dass sie in eine Nachtigall und nicht etwa in ein erdgebundenes Tier, wie z.B. einen Maulwurf, verwandelt worden ist. Die Nachtigall aber ist ein Vogel, der schon von Natur aus für uns Menschen die Freiheit darstellt.²⁶ Daraüber

²⁵ Kast: *Wege aus Angst und Symbiose*. 2002. S. 195.

²⁶ Auch in Hans Christian Andersens Märchen „Die Nachtigall“ würde diese sterben wenn sie weiterhin ihrer Freiheit beraubt wäre. Niemand käme im Übrigen bei einem Erdtier auf die Idee, wenn es denn im Terrarium „seine“ Höhle hat, dass es frei sein müsste. Der Vogel aber, so wird es verstanden, ist im Käfig seiner Freiheit beraubt, sein Freiheitssinn ist negiert. Er ist zu

hinaus hat die Natur die Nachtigall mit einer „herz - zerbrechend“ anrührenden, nahezu überirdisch schönen Singstimme ausgestattet. Denn hinter diesem „Nachtigallsein“ der Frau, hinter diesem Gefangensein in einer Nachtigall, steht auch ein „Erzzauber“:

„Für eine reale Beziehung könnte es heißen, daß zwei Verliebte [zu] sehr symbiotisch miteinander sind, und daß dadurch, daß dieser ‚Zaubersept‘ der Liebe so sehr gewollt ist und auch so sehr einer Sehnsucht entspricht (hier auch Zeitsehnsucht), die Frau erhöht wird, zu einer Nachtigall emporstilisiert wird. Die Frau wird dann natürlich ‚übermenschlich‘ – und nichtmenschlich, nicht mehr erreichbar.²⁷

Auf diese ‚übermenschliche‘, d.h. nicht menschliche Weise können sie Jorinde und Joringel in der realen Welt kaum bestehen, sodass sie erst durch einen bösen Zauber an die Realität herangeführt werden müssen: „Verliebtheit verzaubert ja wirklich, aber der Zauber hier fördert nicht das Leben, sondern hemmt es.“²⁸

Damit ist für Jorinde unbewusst durch die Zauberin ein Maßstab, gesetzt durch ihre Gefangenschaft, durch den sie nun die Chance hat, diesen auszufüllen, wenn sie erlöst wird. Denn die Zauberin eröffnet, wenn auch für Jorinde zu Beginn bedrückend, einen Weg zu seelischer und geistiger Entwicklung. Die Nachtigall nämlich, so sagt das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“, besitzt eine breites emotionales Spektrum: Sie bringt durch ihren schönen Gesang den Kranken Linderung, Besserung und lässt den Tod sanft sein. Auch ist die Nachtigall „Botin der Liebe“, gleichzeitig auch „Mahnerin“²⁹, nach Grimm sogar singt sie ihre totgeborenen Kinder wieder lebendig.³⁰ Für Jorinde hat sich so, in mehrfachem Sinne, durch die Zauberin die Möglichkeit eröffnet, in der Stille ihrer Seele, ihre Reifung, ihre Erziehung zu erleben. Geht man noch einen Schritt weiter, deutet das auch darauf hin – da jeder Mensch ja die Anlage zum Männlichen und Weiblichen in sich trägt – dass beide Anlagen auch entwickelt werden sollten.

freiem Flug geboren.

²⁷ Kast, Verena, *Wege aus Angst und Symbiose*, 2002, S. 194

²⁸ *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Hrsg. Böchtold—Stäubli, Berlin-New York, 1987, Bd. 6, S. 803.

²⁹ Aus: „Jorinde und Joringel“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*, 1997, S. 364.

³⁰ Kast: *Wege aus Angst und Symbiose*. 2002. S. 194.

³⁰ Kast, Verena, *ebd.*

Der Erziehungsaspekt dieses Märchens könnte des Weiteren auch darin liegen, dass Jorinde bereits vor der Verwandlung durch ihr bloßes Abwarten und Klagen nicht sonderlich hilfreich bei der Bewältigung der Lebensaufgaben ist, denn: sie „weinte zuweilen, setzte sich hin im Sonnenschein und klagte; [...]“³¹ und das aus zunächst unerfindlichen Gründen, denn Schlimmes ist zu diesem Zeitpunkt ja noch nicht geschehen, der Satz geht aber weiter: „Joringel klagte auch.“³² Sie verspüren beide etwas: Ahnungsvoll fühlen Jorinde und Joringel das Unheimliche und das Unheil herannahen. Bis dahin aber fehlt beiden die Fähigkeit, ihre Ahnungen in ihrem Bewusstsein zu erfassen.

So weist auch Verena Kast darauf hin, dass in Bezug auf Jorinde diese sich erst mit dem instinkthaft Weiblichen, symbolisiert durch Katze und Eule, vertraut machen muss³³. Das Märchen könnte, erzieherisch gesehen, an dieser Stelle womöglich geradezu ermutigend wirken, wenn das Kind durch die Figur Jorinde versteht, dass es sich einer Angst nicht einfach passiv überlassen sollte, sondern versuchen sollte, Ahnungen ernst zu nehmen und so Hilfe zu finden. Vielleicht kann ein Kind von 6 bis 8 Jahren schon fühlen, dass das, was mit Jorinde geschieht, nämlich die Verwandlung in eine Nachtigall, d.h. auch die Veränderung ihrer lebendigen Natur, ebenso einen entwickelnden, erziehenden Faktor in sich birgt und deshalb auch angenommen werden sollte: Ein Kind kann hier bemerken, eine Anstrengung, eine Aktivität – auch über das Angenehme hinausgehend – kann zu einem lebendigen, sinnvollen Fortschritt führen. Für Erwachsene mag dies trivial erscheinen, ein Kind jedoch muss solche sinnvollen, diese Fortschritt bringenden Aktivitäten erst lernen.

So führt bei Joringel ebenso der bloße Hinweis auf die Gefahr mit den Worten „Hüte dich“ auch nicht weiter, sondern an dieser Stelle wäre ein Umsetzen in die Tat gefordert gewesen, dessen Notwendigkeit er jedoch noch nicht sehen konnte. Für ein Kind würde das in gleicher Weise bedeuten, nicht nur die Gefahr zu sehen, sondern sich auch auf sie einzustellen. Dies kann womöglich schon als Hinweis darauf dienen, dass Joringel in der erzwungenen Wartezeit diese nutzen sollte: zum einen durch Nachdenken über das Geschehene, zum anderen durch Entwickeln von Ideen für eine Befreiung. Der Aspekt des Nachdenkens bei

³¹ Aus: „Jorinde und Joringel“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 364.

³² Ebd.

³³ Kast: *Wege aus Angst und Symbiose*. 2002. S. 192 f.

Joringel wird auch erst an der Stelle deutlich, wenn Joringel durch die böse Tat der Zauberin zur Wartezeit verurteilt ist. Es ist aber leicht zu sehen, dass er den Verlust völlig anders erleidet als Jorinde. Für ihn ist es nicht eine äußere Verwandlung, die sein ganzes Leben radikal verändert, nämlich vom Menschen zum Tier wie bei Jorinde, sondern es ist der Verlust von Jorinde selbst und das nachträgliche Wissen, dass er seiner Verantwortlichkeit nicht in der richtigen Weise nachgekommen ist. In dem „äußerem“ Ruhefeld „des Schafehütens“ aber kann Joringel dem darin implizierten Aufruf zur eigenen Weiterentwicklung nachspüren. Dadurch wird es dann möglich, den Traum von der roten Blume mit der großen Perle in der Mitte als Rettung zu verstehen. Gerade dieser Traum ist für ihn die entscheidende Wirklichkeit und Wende: Joringel trägt das Bild in seiner Gesamtheit in sich. Dieses Bild enthält zwei Aspekte für ihn: Die rote Blume symbolisiert Jorinde in ihrer Schönheit und dieser Schönheit gegenüber bringt er ein kraftvolles Gefühl von Hingezogensein und Liebe entgegen.

Wenn ein Kind einen Verlust in seiner ganzen Schmerzlichkeit verspürt, wird und soll es – wie Joringel – versuchen, das Geschehene „wieder in Ordnung“ zu bringen. „In Ordnung bringen“ hieße also für ein Kind, seine gesamte Kraft, die Kraft seiner noch unverbrauchten, noch nicht manipulierten Fantasie, wie sie uns eben auch in Träumen aufscheint, einzusetzen und daraus einen Weg zu entwickeln, seine Fehler wieder gut zu machen und den Weg zu einem glücklich rettenden Resultat zu eröffnen. Es wird daher im weiteren Verlauf auch gezeigt, dass Jorinde und Joringel aus dieser genutzten Wartezeit, der daraus geschöpften Kraft die Lösung zur Erlösung aus ihrer jeweiligen Einsamkeit finden.

Jorinde und Joringel erkennen, dass Tun – als inneres wie auch äußeres Sich-Verwandeln – ein ganz zentraler Bestandteil des gesamten Lebens ist. Passiv Unglücklich-Sein und -Bleiben, ohne sich zu fragen, was man zu einer glückhaften Wende tun könnte, ließe auch das Kind weitgehend unglücklich zurückbleiben.

Noch etwas allgemeiner formuliert, könnte man auch sagen: In einer Kindheit zurückbleiben, der das Kind nicht eigentlich bereits entwachsen ist, die ihm nicht mehr lebensdienlich ist, hieße eben auch, in der „Fremde“ zu bleiben, was zugleich bedeuten würde, nicht zu sich selbst kommen zu können.

Zu 5) Welche Bedeutung hat die Zahl „drei“ im Märchen „Jorinde und Joringel“? Wie kann dieser „Zahlengedanke“ im Bildungsgeschehen des Märchens bei Jorinde erzieherisch bildend wirken?

Max Lüthi gibt einen interessanten Abriss der Bedeutung der Zahlen in Volksmärchen. Unter dem Titel „Formeln“ führt er den Leser kurz in diese Zahlenwelt ein. Er bezeichnet die Formeln, d.h. hier die Zahlen, als ein Element der Festigung. Er sagt spezifisch dazu:

„Allbekannt ist die Vorliebe des europäischen Märchens für die Dreizahl, [...] der Märchenhörer kann sich darauf verlassen, dass diese Zahlen immer wiederkehren, sie sind eine der vielen Konstanten im Märchen, sie geben nicht nur dem Erzähler Sicherheit, sondern zugleich dem Hörer. Die[se] Kräfte [...] sind auch für die Rezeption bedeutsam [...]. Das technisch Zweckmäßige kann, im Sinne der Funktionsästhetik, zugleich auch erfreulich sein. Formeln sind für den Erzähler Gedächtnisstützen und Überbrückungshilfen, sie sind ihm nützlich und bequem, sie sind ihm aber zudem lieb, so wie auch der Zuhörer sich freut, wenn sie wieder und wieder auftauchen – weil er ihre gliedernde Wirkung spürt, [...]. Jene Mischung von Bekanntem und Unbekanntem, die nach Charlotte Bühler dem Kind das Märchen nahe bringt, ist auch dem Erwachsenen zuträglich.³⁴ [...] Die Dreizahl betrifft nicht nur Figuren und Requisiten: [...] drei Brüder, drei Prinzessinnen, drei Zaubermittel, sondern auch die Episoden. Sie ist Stilformel und zugleich auch Bauformel. [...] die Dreizahl [ist] vielfältig ins Kulturgefüge eingeflochten. Sie ist eine mythische Zahl, [...] eine magische Zahl. [...] Die Drei steht mitten zwischen Singularität und amorpher Vielheit; [...] So ist es denn kein Zufall, wenn diese drei Zahlen im Märchen dominieren. [...] die Drei in der Gruppenbildung und in der Episodenreihung [...] jene höheren Zahlen [aber], die im Volksmärchen häufig anzutreffen und deshalb ebenfalls als formelhaft zu bezeichnen sind, 7, 12, 40, 99, (eben auch 9 und 7000) [...] 100, dienen nur zur Bezeichnung von Gruppen; [...] Die Drei ist nicht nur die erste, sondern auch die eindrücklichste Vertreterin der Mehrzahl: Sie ist optisch noch ohne weiteres faßbar, kann aber durch Differenzierung, Steigerung, Kontrastierung, schon deutlich gegliedert werden. [...] die Drei [hat] zudem etwas Dynamisches. [...] [Sie beherrscht] in unseren Volksmärchen die Gruppenbildung und die Handlungsführung.“³⁵

Auch die Zahlen sieben und neun gehören zu den Zahlen, denen magische Kräfte zugemessen werden, ebenso haben auch sie kulturgeschichtlich eine breite Bedeutung:

³⁴ Hier bezieht sich Lüthi auf Bühler, Charlotte/Bilz, Josephine: *Das Märchen und die Phantasie des Kindes*. München, 1971³. S. 38 f. und S. 47. Siehe auch die Zusammenfassung bei Lüthi: *Das europäische Volksmärchen*. 1947. Anm. 105, S. 100.

³⁵ Lüthi: *Das Volksmärchen als Dichtung*. 1990. S. 57 f.;
Weiter muss dazu noch bemerkt werden: Abgesehen von der Tatsache, dass die Zahl drei „[...] eine bei vielen Völkern in Rechts- und Privatleben, Mythos oder Religion heilige Zahl [ist]. Göttliche Dreiheiten stellen Himmel, Erde und Luft dar, Osiris, Isis, Horus in Ägypten, [...] die Dreifaltigkeit im Christentum (Trinität). Die Dreizahl gilt auch heute noch in Volksglaube und Brauchtum als bedeutungsträchtigste Einheit („aller guten Dinge sind drei“) [...]. Drei gilt in der Synthese als die vollkommene Zahl, das Umfassende, zunächst wohl, weil sie oft die Grenze der Zählfähigkeit von Primitiven ausmacht.“ (Brockhaus. Wiesbaden, 1968. Bd. 5. S. 68.)

Die Sieben „gilt seit alters als die heilige Zahl schlechthin. [...], sie stellt eine Periode von sieben Tagen dar, in denen der Mond je eine seiner vier Erscheinungsformen zeigt“, weiter haben wir „sieben Planeten (Sonne, Mond und fünf Planeten). [...] Bei den Juden zeugen die sieben Schöpfungstage der Bibel, der siebenarmige Leuchter [...] von der Bedeutung der S[ieben]. [...] Auch aber in Iran und Indien, im Buddhismus bis nach China und im malaiischen Kulturkreis spielt die S[ieben] eine Rolle. [...] Bekannt sind [...] „Sieben gegen Theben“, die „Sieben Weltwunder“ und die „Sieben Weisen“.³⁶ „Im Volksglauben spielen sieben Ähren, siebenerlei Kräuter, siebenerlei Speisen an Festtagen [...] eine Rolle [...], sehr häufig findet sich die Sieben im Märchen: „Sieben Raben“, „sieben Geißlein“. Aber auch die Sieben als Vielfaches, Siebzig und Siebenundsiebzig, haben besondere Bedeutung.“³⁷

Im Märchen „Jorinde und Joringel“ sind es die siebentausend Körbe, die einem Kind darstellen können, dass das Entsetzen, die Angst und die Not sich oft und besonders durch das Viele darstellen. So macht dieses Märchen durch eben das Viele einem Kind deutlich, dass das Beängstigende durch eine große Menge deutlich beängstigender wird.

Die Zahl „drei“ hat in Märchen und Mythen allgemein, aber auch für Jorinde und Joringel eine bestimmte Bedeutung: Jorindes Lied mit der dreimaligen Wiederholung „Leide, Leide, Leide“ verwandelt sich im Märchen in das „zicküth, zicküth, zicküth“ der Nachtigall. Wir verstehen die elaborierte menschliche Sprache heute zwar in erster Linie als Möglichkeit einer gemeinsamen Entwicklung und Verständigung für den Menschen, hier aber wird sie umgewandelt von „Leide“ zu „zicküth“, eine Verwandlung vom menschlich Verständlichen hin zum tierischen Laut, womit die Sprache ihre Bedeutungsfähigkeit verliert. Natürlich drückt das Wort „leide“ zunächst eine menschliche Zustandsmöglichkeit aus, doch wird gleichzeitig mit „zicküth“ das Orakelhafte angesprochen. Es ist eine Wandlung zum Unverständlichen, zum sinnarmen, lautmalerischen Laut. Damit ist aber „ein sehr wichtiges Moment, [nämlich] die magische Handlung und das gesprochene und geschriebene Zauberwort“³⁸ gemeint. Die Wandlung der menschlichen Sprache in den Tierlaut stellt einerseits den tragischen Höhepunkt, die Vereinsamung beider dar, andererseits aber den animalischen, geheimen Ruf nach Erlösung. In diesem Moment aber ist die Erfüllung ihrer Liebe weit weg gerückt.

³⁶ Brockhaus. Wiesbaden, 1973. Bd. 17. S. 387.

³⁷ Bächtold-Stäubli (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. 1987. Bd. 7 (1935/1936). S. 1701 ff.

³⁸ Bächtold-Stäubli (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. 1987. Bd. 1 (1927/1928). S. 71 f. Zusatz v. Verf.

Was anderes aber streben Jorinde und Joringel in ihrer Liebe letztlich an als Gleichmaß und Vollendung, Sorgfalt im Handhaben einer menschlichen Relation, mit der hoffnungsvollen Weissagung, dass ihre Liebe nicht im Unerfüllten zerbrechen sondern Bestand haben wird? Das heißt hier, dass das Liebesorakel nicht Orakel bleibt, sondern lebbar wird.

Das Kind, das aufmerksam zuhört, würde vielleicht nicht nur fragen: „Warum dreimal?“, sondern es würde auch mit „innerer“ Aufmerksamkeit antworten und womöglich die noch arithmetisch sicherlich unverständliche Sprache der Zahlen in ihrem symbolhaften Charakter für sich selbst sicht- und brauchbar machen. Denn viele Kinder spielen mit Zahlen-Symbolen, weil so – manchmal sogar aus Zufall – ein Weg und eine Ordnung entstehen können, die dann weitere Klarheit möglich machen. Man denke hier an die Beschwörungsformel „dreimal schwarzer Kater“ oder die Redensart „eins, zwei, drei, wer hat den Ball?“, die der Verfestigung oder der Verstärkung einer Spielsituation dienen können. Damit kann das Kind dann auch zu innerlicher, gedanklicher Muße kommen, nicht zuletzt, um das Wohl der ihm Anvertrauten, der Schafe, besonnen und wohlüberlegt im Auge zu haben und zu *bedenken*, so wird es dann zur Orientierung erzogen werden und den Wert der „äußerer“ und „inneren“ Sorgfalt erkennen lernen, die wesentlich zum Leben gehören; es wird sie so erzieherisch erfahren.

6. Der Arme und der Reiche oder „Quisque suos patimur manes“¹

Ein Kind wird durch dieses Märchen in den möglichen „Reichtum“ der Armut eingeführt. Es kann erspüren, dass – wie am Reichen zu sehen ist – der alleinige „äußere“ Reichtum kaum hilft, glücklich zu sein oder zu werden. Es kann auch vielleicht schon sehen, dass dieser äußere Reichtum nur dann zu wirklichem, d.h. zu seelischem Reichtum führt, wenn er mit anderen geteilt oder verschenkt wird. Äußere Armut – hier u.a. zu erkennen an dem bescheidenen Essen des Armen – kann ein Kind durchaus zum Nachdenken bringen: Sie zeigt die Schwierigkeiten derer, die „nichts haben und nichts sind“, aber auch – hier an dem Armen dargestellt – eine „reiche Form“ der Einfachheit. Man könnte auch sagen, dass der Reichtum des Armen in seiner „Herzensbildung“ besteht, in einer schlichten Form von Mitmenschlichkeit, von Bereitschaft zu teilen.

Dazu wäre dann das sprichwörtlich gewordene „Scherlein der armen Witwe“ im Gleichnis Jesu anzuführen². Hier ist also von der Herzensbildung die Rede, die Jesus wohl offensichtlich wichtiger war als die Wissensbildung. Aber diese Haltung entspricht auch antikem Bildungsgut. Denn da heißt es schon an einer Stelle in der Odyssee, auf die Johannes Bolte und Georg Polívka aufmerksam machen:

„Denn oft tragen die Götter entfernter Fremdlinge Bildung,
Unter jeder Gestalt durchwandeln sie Länder und Städte,
Daß sie den Frevel der Menschen und ihre Frömmigkeit schauen.“³

Bolte und Polívka beziehen sich dabei darauf, dass

„Das Märchen [...] in den Kreis der Sagen von den Wanderungen und Reisen der Götter und Heiligen auf Erden [gehört]. Wo sie gehen, entspringt den Guten und Reinen Heil, den Bösen, Geizigen, Hässlichen Verderben; das Glück, das jenen zu teil geworden, erbitten sich diese plump zu ihrem Unglück⁴; damit prüfen die Götter zugleich das Menschengeschlecht; [...]“⁵.

¹ Übersetzt: „Wir erleiden je eigenes Wesen“. Aus: Vergilius, Maro Publius: *Aeneis. lat.-dt.* In Zusammenarbeit mit Maria Götte hrsg. u. übers. von Johannes Götte. Mit e. Nachw. von Bernhard Kytzler. München und Zürich, 1988. S. 262. liber sextus, Vers 743.

² „Das Scherlein der armen Witwe“ bzw. „Das Opfer der Witwe“. In: Markusevangelium 12, 41-44. In: *Die Bibel. Die heilige Schrift des alten und neuen Bundes.* 1965. S. 52.

³ Homer: *Odyssee.* 17, 485. zitiert nach Bolte/Polívka: *Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.* Bd. 2. 1915. S. 210.

⁴ Hierher gehören auch die Märchen aus der Sammlung der Brüder Grimm: „Die drei Männlein im Walde“, „Frau Holle“ und „Die weiße und die schwarze Braut“.

⁵ Bolte/Polívka: *Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.* Bd. 2.

Hiermit dürfte eine Prüfung angesprochen sein, die als Synonym für von den Göttern gewollte Erziehung zu sehen ist: Das Glück im inneren Reichtum⁶ der äußeren Armut zu suchen und zu finden ist dem Wunsche der Götter gemäß. In dieser Weise tauchen in den Sagen und Mythen auch immer wieder Beispiele auf, wo die Götter den Menschen in dieser Form prüfen. „Wo die Gottheit [...] dem Menschen zugleich einen Wunsch freistellt, da tritt der Unterschied zwischen dem Gedeihen des Bescheidenen und dem Unsegen des Habgierigen alsbald zu Tag“⁷.

Folgendermaßen nun lautet das Märchen „Der Arme und der Reiche“:

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, bevor er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Weg vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem Reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herrgott: „Dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen: bei ihm will ich übernachten.“ Der Reiche, als er an seine Tür klopfen hörte, machte das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suche. Der Herr antwortete: „Ich bitte um ein Nachtlager.“ Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf und sprach: „Ich kann euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Türe klopft, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht euch anderswo ein Auskommen.“ Schlug damit sein Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken und ging hinüber zu dem kleinen Haus. Kaum hatte er angeklopft, so klinkte der Arme schon sein Türchen auf und bat den Wandersmann einzutreten. „Bleibt die Nacht über bei mir“, sagte er, „es ist schon finster, und heute könnt ihr doch nicht weiterkommen.“⁸ Das gefiel dem lieben Gott, und er trat zu ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem machen und vorliebnehmen, sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gerne. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein wenig Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott nieder und aß mit ihnen, und es schmeckte ihm die schlechte Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Nachdem sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Hör, lieber Mann, wir wollen uns heute Nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann: er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde.“ „Von Herzen gern“, antwortete er, „ich will's ihm anbieten“, ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möcht er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, aber sie ließen nicht ab, bis er es endlich tat und sich in ihr Bett legte; sich selbst aber machten sie eine Streu auf die Erde.

Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf und kochten dem Gast ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien und der liebe Gott

⁶ 1915. S. 210.

⁷ Wozu in unserer Kulturvorstellung dazu entsprechend auch Frömmigkeit und Frevel gehören.

⁷ Ebd. S. 214.

⁸ Vgl. ebd. S. 212: „Mit Vorliebe jedoch verweilt die Einbildungskraft des Volkes bei den Fällen, in denen eine beschränkte Anzahl von Wünschen dem Sterblichen bewilligt wird. Denn wie oft braucht der Mensch die ihm verliehene Macht zu seinem Schaden!“ In diesem Fall nämlich, wie später gezeigt werden wird, kann der Reiche – im Unterschied zu dem Armen – nicht mit seinen Möglichkeiten umgehen.

aufgestanden war, daß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Als er in der Türe stand, kehrte er sich um und sprach: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen.“ Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, solang wir leben, gesund dabei bleiben und unser notdürftiges tägliches Brot haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.“ Der liebe Gott sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?“ „O ja“, sagte der Mann, „wenn ich das auch noch erhalten kann, so wär mir's wohl lieb.“ Da erfüllte der Herr ihre Wünsche, verwandelte ihr altes Haus in ein neues, gab ihnen nochmals seinen Segen und zog weiter. Es war schon voller Tag, als der Reiche aufstand. Er legte sich ins Fenster und sah gegenüber ein neues, reinliches Haus mit roten Ziegeln, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er große Augen, rief seine Frau herbei und sprach: „Sag mir, was ist geschehen? Gestern abend stand noch die alte, elende Hütte, und heute steht da ein schönes neues Haus. Lauf hinüber und höre, wie das gekommen ist.“ Die Frau ging und fragte den Armen aus; er erzählte ihr: „Gestern abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt, die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das notdürftige tägliche Brot dazu und zuletzt noch statt unserer alten Hütte ein schönes neues Haus.“ Die Frau des Reichen lief eilig zurück und erzählte ihrem Manne, wie alles gekommen war. Der Mann sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen: hätt ich das nur gewußt! Der Fremde ist zuvor hier gewesen und hat bei uns übernachten wollen, ich habe ihn aber abgewiesen.“ „Eil dich“, sprach die Frau, „und setze dich auf dein Pferd, so kannst du den Mann noch einholen, und dann mußt du dir auch drei Wünsche gewähren lassen.“

Der Reiche befolgte den guten Rat, jagte mit seinem Pferd davon und holte den lieben Gott noch ein. Er redete fein und lieblich und bat, er möcht's nicht übelnehmen, daß er nicht gleich wäre eingelassen worden, er hätte den Schlüssel zur Haustüre gesucht, derweil wäre er weggegangen; wenn er des Weges zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja“, sprach der liebe Gott, wenn ich einmal zurückkomme, will ich es tun.“ Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche tun dürfte wie sein Nachbar. Ja, sagte der liebe Gott, das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und er sollte sich lieber nichts wünschen. Der Reiche meinte, er wollte sich schon etwas aussuchen, das zu seinem Glück gereiche, wenn er nur wüßte, daß es erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „Reit heim, und drei Wünsche, die du tust, die sollen in Erfüllung gehen.“

Nun hatte der Reiche, was er verlangte, ritt heimwärts und fing an nachzusinnen, was er sich wünschen sollte. Wie er sich so bedachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht zusammenbringen konnte. Er klopfte ihm an den Hals und sagte: „Sei ruhig, Liese“; aber das Pferd machte aufs neue Männerchen. Da ward er zuletzt ärgerlich und rief ganz ungeduldig: „So wollt ich, daß du den Hals zerbrächst!“ Wie er das Wort ausgesprochen hatte, plump, fiel er auf die Erde und lag das Pferd tot und regte sich nicht mehr; damit war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber von Natur geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich lassen, schnitt's ab, hing's auf seinen Rücken und mußte nun zu Fuß gehen. „Du hast noch zwei Wünsche übrig“, dachte er und tröstete sich damit. Wie er nun langsam durch den Sand dahinging und zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward's ihm so warm und verdrießlich zumut: der Sattel drückte ihn auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche und Schätze der Welt wünsche“, sprach er zu sich selbst, „so fällt mir hernach noch allerlei ein, dieses und jenes, das weiß ich im voraus: ich will's aber so einrichten, daß mir gar nichts mehr übrig zu wünschen bleibt.“ Dann seufzte er und sprach: „Ja, wenn ich der bayrische Bauer wäre, der auch drei Wünsche frei hatte, der wußte sich zu helfen, der wünschte sich zuerst recht viel Bier und zweitens so viel Bier, als er trinken könnte, und drittens noch ein Faß Bier dazu.“ Manchmal meinte er, jetzt hätte er es gefunden, aber hernach schien's ihm doch zu wenig. Da kam ihm so in die Gedanken, was es seine Frau jetzt gut hätte, die säße daheim in einer kühlen Stube und ließe sich's wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er's wußte, sprach er so hin: „Ich wollte, die

säße daheim auf dem Sattel und könnte nicht herunter, statt daß ich ihn da auf meinem Rücken schleppen.“ Und wie das letzte Wort aus seinem Munde kam, so war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß, er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam in seine Kammer hinsetzen und auf etwas Großes für den letzten Wunsch sinnen. Wie er aber ankommt und die Staubentür aufmacht, sitzt da seine Frau mittendrin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichtümer der Welt herbeiwünschen, nur bleib da sitzen.“ Sie schalt ihn aber einen Schafskopf und sprach: „Was helfen mir alle Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze; du hast mich daraufgewünscht, du mußt mir auch wieder herunterhelfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch tun, daß sie vom Sattel ledig wäre und heruntersteigen könnte; und der Wunsch ward alsbald erfüllt. Also hatte er nichts davon als Ärger, Mühe, Schelbworte und ein verlorenes Pferd; die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.⁹

Betrachtet man dieses Märchen unter seinem erzieherischen Aspekt, entstehen mehrere Fragen.

- 1) Wie kann die Handlungsweise und das Verhalten des Armen erzieherisch wirken?¹⁰
- 2) Welchen Einfluss kann die Darstellung des Reichen auf die Erziehung haben?
- 3) Welche Gründe können dazu führen, dass die Armut in diesem Märchen als etwas für den Menschen letztlich Gutes herausgestellt wird und damit auch eine bildende Erziehungsfunktion erhalten kann?
- 4) Was zeigt die Darstellung der Ehepaare in ihrem jeweiligen Verhältnis z u e i n a n d e r unter dem Aspekt der Erziehung?

Zu 1) Wie kann die Handlungsweise und das Verhalten des Armen erzieherisch wirken?

Es soll mit der freundlichen Bescheidenheit des Armen begonnen werden: Für dieses Paar ist der Lebenssinn offenbar nicht der Wunsch nach Reichtum, sondern hier sind die erstrebten Werte die liebevolle Hinwendung zum anderen und zum Nächsten, verbunden mit Güte, Großherzigkeit und Bescheidenheit, mit der Hoffnung auf die „[...] ewige Seligkeit, [...] [nämlich] daß wir zwei, solang wir leben, gesund dabei bleiben und unser notdürftiges tägliches Brot haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.“¹¹ Wenn der Mann in der Ich-Form

⁹ „Der Arme und der Reiche“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 425-429.

¹⁰ Mit dem Terminus „der Arme“ ist immer das Ehepaar gemeinsam gemeint.

¹¹ Ebd. S. 426.

spricht, so lässt sich das so interpretieren, dass er sich sicher ist, dass er auch für seine Frau spricht. Auch aus dem Verhalten der Frau geht hervor, dass sie mit dem, was der Mann sagt, so einverstanden ist wie er selbst, und vice versa nimmt auch der Mann den Vorschlag seiner Frau, dem Gast ihr Bett zu geben, an. Die beiden stellen sich in dieser Weise *als Einheit* dar. Schon dies dürfte ein Hinweis darauf sein, dass Armut und Bescheidenheit nicht *unerheblich dazu beitragen können, zwischen zwei Menschen harmonische Zufriedenheit entstehen zu lassen*¹².

Es ist in der Tat nicht das Streben nach irdischen Gütern, das die beiden Armen beschäftigen könnte, die „irdischen Güter“ (Essen, Trinken und Ein-Dach-über-dem-Kopf-Haben) treten nur da ins Bild, wo sie auch essentiell für das Bestehen ihres Lebens überhaupt sind. Da die „überirdischen Güter“, insbesondere in Form des ewigen Lebens, von dem Armen als Erstes genannt werden, lässt sich aus dieser Reihenfolge darauf schließen, dass dieses für beide das Wichtigste ist.

Die Darstellung der Armen in ihrem Miteinander kann einem Kind zeigen, wie kostbar, wie wünschenswert und beispielhaft diese Form des Miteinanders, Füreinanders, diese freundliche Einigkeit, ist, speziell dann, wenn das Umfeld des Kindes vielleicht mit Spannungen, also gerade mit Uneinigkeit, belastet ist. Der Arme weiß – und das würde auch ein Kind von etwa dreieinhalb bis vier Jahren schon erspüren können – dass jemand, der ihm drei wesentliche Wünsche erfüllen kann, eine große Macht haben muss. Aber das macht den Armen nicht ängstlich und auch nicht misstrauisch, er hinterfragt diese Macht nicht, er nimmt sie einfach an und fühlt sich in ihr sicher aufgehoben. Das lässt darauf schließen, dass er von tiefem Urvertrauen beseelt ist, ein Lebensgrundgefühl, das für Kinder von Beginn ihres Lebens an von elementarer Bedeutung ist, das also in diesem Zusammenhang für das Kind Vorbildcharakter gewinnen kann.

Das selbstverständliche Annehmen der Geschenke des „Wanderers“ führt bei dem Armen nun nicht dazu, dass seine Wünsche maßlos werden (etwas, wozu kleine Kinder sehr schnell neigen), sondern er bleibt auch jetzt bescheiden. Aus seiner Veranlagung heraus, aber auch durch sein inneres „Wissen“ ist ihm vertraut, worauf es ankommt: Er hat die wesentlichen Dinge des Lebens erkannt. Für den Armen ist die Ewigkeit nicht etwas Unvorstellbares, das doch nie kommt, sondern sie gehört, wie der Tod, zu seinem Leben und deshalb wünscht er sich auch „die

¹² Nicht ohne Grund ist deswegen bei manchen Mönchsorden die *persönliche Armut* mit eingeschlossen.

ewige Seligkeit“. Er „fürchtet nicht das Land des Geheimnisses“, sein Herz „erzittert“ nicht, er ist bereit zu sterben und fürchtet auch nicht, durch den Tod „unterzugehen“¹³. Denn der Arme ist „weitsichtig“, er sieht die wesentlichen Dinge, weil er „mit dem Herzen sieht“, er hat keine Verlustängste. Er lebt aus dieser Weitsichtigkeit und damit aus der Weisheit. Der „reiche“ Arme „erleidet“ seine Manen¹⁴ nicht, da er um das richtige Wünschen weiß, erfreut er sich ihrer. Das Kind, das dieses Märchen hört, sofern es ein altersgemäßes Verständnis erreicht hat, wird den konkreten Alltag dieser Welt bereits aus seinem eigenen Leben kennen und verspüren, dass die Wünsche und Gedanken des Armen sich nicht nur auf diese Welt hin ausrichten. Kindern bleibt schon früh das Erlebnis des Verlustes nicht erspart, sei es der (vorübergehende) Verlust eines geliebten Spielzeugs, sei es die vorübergehende Abwesenheit eines Elternteils durch Krankheit, sei es sogar ein so gravierendes Erlebnis, welches ihnen in Form des Todes begegnet. Mit solchen Erlebnissen erfährt womöglich das Kind zum ersten Mal einen Schmerz oder eine Angst, die zunächst noch keinen Ausweg zu zeigen scheint, noch ohne Trost ist. Diese Erlebnisse aber können das Kind aufschließen für eine Tiefendimension und eine Weitsichtigkeit, die es erahnen oder sehen lässt, dass sein Leben nicht nur aktuelle Bedürfnisbefriedigungen beinhaltet, sondern so etwas wie Ursprünge von Hoffnung auf Nähe und Trost aufkommen lassen kann. Somit könnte hier der Erziehungsaspekt liegen, den der Arme durch sein Verhalten sichtbar macht: ein Weg zum Trost.

Das Kind erfährt, dass „Reichsein“ alleine den Wert eines Menschen noch keineswegs ausmacht, denn Gott achtet den Armen, indem er ihn mit drei Wünschen belohnt. Es erfährt ebenso, dass auch bescheidenes bloßes „Sattseinkönnen“ einen Wert in sich hat und die Freude am Leben nicht kleiner ist, wenn das „gute Essen“ fehlt. Ihm wird der Aspekt der Dimension jenseits des

¹³ Drewermann, Eugen: *Der Herr Gevatter, Gevatter Tod und Fundevogel. Arzt und Tod im Märchen*. Olten/Freiburg i. Breisgau, 1990. S. 25.

¹⁴ Siehe Vergilius: *Aeneis*. 1988. Über das in Vergils „Aeneis“ oben zitierte Wort „Manen“ sagt die deutsche Übersetzung auf Seite 263: „[...] Wir erleiden je eigenes Wesen; [...]“. Das Langenscheidtsche Taschenwörterbuch „Latein – Deutsch“ (Berlin u.a., 1988) sagt zu „Manen“: „Manes, -ium, m. pl. (altr. manus – gut)“. U.a. sind die „Manen, die göttlich verehrten Seelen der Verstorbenen [...]“, aber auch „Unterwelt, Genius, Dämon“. Das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ (hrsg. von Bächtold-Stäubli. 1987. Bd. 5 (1932/1933). S. 1566) erklärt, dass die „manes“ = „verklärte Totengeister“ sind und stellt die „Ansicht“ dar, dass die „Verehrung irgendwelcher göttlicher Wesen [...] ihren Ursprung ha[be] in dem Glauben an ein machtvolles Weiterwirken der verstorbenen Menschen, [...] die schon bei Leibesleben durch besondere Energie ausgezeichnet waren“, d.h. daher aber auch, dass die Manen, als unsere Vorfahren, diejenigen sind, die uns unser Schicksal, mit allen Fähigkeiten und Anlagen, weitergeben.

Todes nahe gebracht, seine Augen für den inneren Reichtum werden geöffnet. Es kann womöglich, wie der Arme, „weiter - sehen“, es wird – im wahrsten Sinne des Wortes – „weit - sichtig“. Ihm wird gezeigt, wie „angemessenes“ Wünschen aussieht und wie man es bewerkstellt, dass man die Manen nicht „erleiden“ muss, sondern sich ihrer erfreuen kann. Für das Kind können derartige Bilder eine hoffnungsvolle Vorbereitung auf solche Schwierigkeiten des Lebens sein, indem sie darstellen, wie man damit, ohne seine Selbstachtung zu verlieren, umgehen kann. Man kann sich natürlich fragen, ob ein Kind diese Form eines bescheidenen, unspektakulären Lebens nicht vielleicht wenig befriedigend findet. Aber gerade dieses Märchen kann ja dazu beitragen, eine solche bescheidene Lebensart als lebenswert anzusehen.

Zu 2) Welchen Einfluss kann die Darstellung des Reichen auf die Erziehung haben?

Kommt man nun zu dieser Frage, so springt vorab ins Auge, dass der Reiche als klarer Gegenpol des Armen dasteht. Obschon er jeden Grund zur Freude hätte – denn Reichsein macht, so wird normalerweise gedacht, froh und glücklich¹⁵ – ist der Reiche in diesem Märchen geizig, unfreundlich, habgierig und unehrlich. Das sind negative Eigenschaften: Damit möchte niemand, weder sichtbar für sich selbst, noch sichtbar in den Augen der anderen, identifiziert werden. Der im Märchen dargestellte Reiche hat kein Mitleid mit einem müden Wanderer, der dazu noch hungrig ist. Er ist unehrlich in seiner Begründung, dass er keinen Platz für den erschöpften Wanderer habe, weil seine Kammern voll seien und wenn er jeden aufnähme, könne er selber bald „den Bettelstab in die Hand nehmen“¹⁶. Mit dieser Begründung verweigert er die Aufnahme des Wanderers. Darüber hinaus ist der Reiche auch dumm. In seiner Habgier und Dummheit nämlich übersieht er gerade – im Gegensatz zum Armen – die Macht, die jemand haben muss, der drei Wünsche erfüllen kann: Später gibt er deshalb vor, nur irrtümlich die Aufnahme des Wanderers verweigert zu haben, er habe ja nur den Schlüssel zur Haustür gesucht. Dabei vergisst er vollends, dass seine erste Verweigerung einen anderen

¹⁵ So wird dies auch oft, z.B. in Fernsehsendungen, gleichgesetzt, nach der Art: „die Reichen, die Schönen und die Glücklichen“ und schon bei den Römern war die Redensart von den „beati possidentes“ bekannt. Der Volksmund meldet aber zugleich Zweifel an, wenn er sagt „Geld macht nicht glücklich, aber es beruhigt“.

¹⁶ Aus: „Der Arme und der Reiche“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 425.

Grund angab und setzt damit voraus, dass der Wanderer das bereits vergessen hat. Hier schon zeigt sich ein Selbstbetrügen und Selbstbelügen des Reichen – trotzdem aber erbittet er sich von dem „Wanderer“ im Voraus drei Wünsche: Obwohl er keine menschenfreundliche Haltung gezeigt hat, stattdessen Lug und Trug. Seine „Leistung“ besteht lediglich darin, dass er „fein und lieblich“¹⁷ redet. Nun bekommt der Reiche zwar seine Wünsche erfüllt, aber der Wanderer sagt ihm voraus, dass sie „nicht gut für ihn“¹⁸ seien. Und richtig: Er „vertut“ seine Wünsche durch undisziplinierte eilige Habgier. Er wünscht in seiner unanständigen und ungeduldigen Gier genau das Falsche, ohne sich darüber klar zu sein, dass auch die falschen Wünsche dennoch Wünsche sind, die vom Schicksal, hier also vom Wanderer, auch als solche behandelt werden: Sie werden nämlich erfüllt.

In dem hastigen und vorschnellen Wünschen des Reichen aber erscheint eine weitere Erziehungsdimension: Auch ein Kind kann hier schon die Gefahr oder den Unwert eines vorschnellen, unüberlegten Wünschens erspüren. Im Gegenzug wird es mögliche Tendenzen zu einer intelligenten Vorsicht in seinem Charakter entwickeln können.

Am Ende hat der Reiche nichts als Ärger, Verdruss und Verlust. Hier „erleidet“ der „arme“ Reiche seine schlechten Manen in geradezu epischer Dimension. Daraus ergibt sich von selbst die Antwort: Kein Kind möchte so sein und so „verkehrt herum“ wünschen wie der Reiche. In dieser krassen Darstellung kann ein Kind sofort erfassen, wie dumm der Reiche ist. Schon alleine, um ein solches Schicksal nicht erleiden zu müssen, erfasst es unmittelbar für sich: „So will ich nicht sein oder werden!“. Wir alle glauben außerdem insgeheim (zu wissen): Gutsein wird doch belohnt, denn auch der Arme kommt, ohne so handeln zu müssen wie der Reiche, zu einem, wenn auch bescheidenen, Wohlstand. In aller Regel wird ein Kind es vorziehen, mit den guten Manen des Armen zu leben. Daher dürfte einem Kind, wenn es wählen müsste, die Entscheidung leicht fallen.

Zu 3) Welche Gründe können dazu führen, dass die Armut in diesem Märchen als etwas für den Menschen letztlich Gutes herausgestellt wird und damit auch eine bildende Erziehungsfunktion erhalten kann?

¹⁷ Ebd. S. 427.

¹⁸ Ebd.

Zur Beantwortung dieser Frage erscheint vor allem die Erklärung und Hervorhebung des „sozialen Milieus“ in diesem Märchen wichtig. Lutz Röhrich bemerkt dazu, dass

„das ‚soziale Milieu‘ der Erzähler als Voraussetzung für die Darstellung der sozialen Wirklichkeit im Märchen hervorgehoben [wird]. Im 19. und 20. Jh. und wohl auch davor, besteht die Trägerschicht des Märchens vorwiegend aus Angehörigen der untersten Bevölkerungsschichten (Kleinbauern, Knechten, Mägden, Tagelöhner, [...], invaliden Soldaten u.a.). [...] Die Lebensverhältnisse der angesprochenen, sozial inferioren Überlieferungsgruppen des Märchens sind vor allem durch wirtschaftliche Abhängigkeit und Unsicherheit, oft durch Armut und Not gekennzeichnet.“¹⁹

Lutz Röhrich betont die Wichtigkeit des sozialen Spannungsfeldes im Märchen, stellt jedoch von einem immanenten Ansatz her fest: „Reich wird arm und arm wird reich. Darin besteht oft genug die soziale Gerechtigkeit des Märchens“²⁰.

Aus dem freundlichen und großzügigen Umgehen des Armen mit seiner Armut, aus seinem unbeirrten und unbeirrbaren Glauben und dem dadurch hervorgerufenen Wunsch für eine glückselige Ewigkeit²¹, ist dem Armen der Gedanke an seine Armut nicht wichtig. Sie ist in der Tat nur „sekundär“, denn in dem Armen ist das Wissen verankert: Hunger geht vorbei, eine unglückselige Ewigkeit jedoch nie. Sein „Armsein“ ist offensichtlich nicht so schlimm wie normalerweise angenommen wird. Es hindert ihn eben gerade nicht daran, großzügig mit dem wenigen, das er hat, umzugehen.

Um dieses Bild noch zu verstärken, dient in diesem Märchen die Figur der Ehefrau, die – sozusagen im Hintergrund – den Ehemann dazu veranlasst, ihr einziges Bett an den Fremden zu verleihen. Auch das Mahl, das sie teilen, Kartoffeln und Milch, ist ein „armes“ Mahl, es wird auch zur damaligen Zeit kaum „ein opulentes Mahl“ genannt worden sein. Aber auch das wird gerne geteilt, denn sie haben eben nicht mehr. Dem Armen ist die Armut vertraut. Und wenn sie so beschaffen ist, wie sie hier dargestellt wird, dann ist sie offensichtlich nicht etwas, was man fürchten müsste. Gefürchtet werden im aller Regel nur die Dinge und Geschehnisse, die dem Menschen bisher unbekannt geblieben sind. Daher hat der Arme auch keine Verlustängste, da er ja, wie bereits mehrfach bemerkt, mit der Armut vertraut ist. Darüber hinaus ist er in seiner Armut in der Lage, die Schönheit des Lebens anderswo zu finden als in Geld oder Besitztum.

¹⁹ Röhrich, Lutz: „Der Arme und der Reiche“. In: Ranke (Begr.)/Brednich (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens*. Bd. 1. Berlin/New York, 1977.

²⁰ Ebd.

²¹ Für den Armen ist eine „glückselige Ewigkeit“ genau so wenig beweisbar wie für jeden anderen und doch glaubt er unbeirrbar daran.

Der Reiche hingegen, durch seinen Reichtum gewissermaßen behindert oder beschwert, ist damit beschäftigt, das zu mehren, das er kennt und kaufen kann: Und das ist kein Sonnenaufgang, der ist nämlich nicht käuflich, ebensowenig wie ein Sternenhimmel oder der Duft einer Wiese und ein glänzender Fluss. Dies alles ist ja sozusagen „für nichts“ zu haben. Leben also ist für den Reichen auf die Dinge beschränkt, die man kaufen kann und kaufen muss.²²

Und hier, im Begreifen des Wesentlichen und der Hinwendung dazu, liegt im Erfahren einer solchen Welt der mögliche Erziehungsaspekt. Dabei liegt das Wesentliche im Annehmen des eigenen Status, nämlich neidlos auf den in der Welt des Geldes mehr Befähigten zu sehen, ohne dass man selbst danach strebt. Das Wesentliche liegt darüber hinaus auch in der Annahme des Erhabenen in der Natur und der Übernatur, des „Un - Berechenbaren“ und „Un - Kaufbaren“. Und das alles kann der Arme auch noch verbinden mit einer Art Menschlichkeit, ohne Rechthaberei, ohne vorschnelle moralische Bewertungen, mit Freundlichkeit ist er dem Leben zugewandt.

Zu 4) Was zeigt die Darstellung der Ehepaare in ihrem jeweiligen Verhältnis zueinander unter dem Aspekt der Erziehung?

Mit dem Wenigen, das im Märchen „Der Arme und der Reiche“ hierüber berichtet wird, soll versucht werden, das Verhältnis der beiden Ehepaare zueinander zu zeigen. Damit wird auch auf den dieser Situation immanenten Erziehungsweg hingewiesen. U.a. wird hier auch abgewogen, welche Form der Beziehung wünschenswert wäre: Die Beziehung, die das arme Ehepaar zueinander hat oder die des reichen Ehepaars.

Das arme Ehepaar ist offensichtlich einander zugewandt und zufrieden. Sie differenzieren – im Sinne von „verfeinern“ – sich im Laufe der gelebten Erfahrung. Sie werden durch den interindividuellen oder sozialen Ausgleich grundlegend bereichert, wie in dem Sprichwort: „Die Liebe ist das einzige Gut, das sich vermehrt, wenn man es teilt.“ In ihrer Großzügigkeit und Menschlichkeit sind sich die Armen einig. Drewermann sagt dies in der folgenden Form: „Die Liebe zwischen Mann und Frau [...] entspringt einem tiefen Verlangen nach

²² Hier klingen uralte Weisheiten an: So soll Diogenes Alexander dem Großen auf dessen „großzügiges“ Angebot hin, er, der Herrscher der Welt, würde ihm einen beliebigen Wunsch erfüllen, die Antwort gegeben haben: „Nimm mir wenigstens nicht das, was du mir nicht geben kannst: Geh' mir aus der Sonne“. Auch Franz von Assisi lebte die Armut mit Überzeugung.

Ergänzung“, es ist „der vitale Wunsch, etwas Fehlendes wiederzuerlangen“.²³ Der eine sucht sich im anderen: durch Hinwendung, durch Nähe. Es ist anzunehmen, dass sich bei den Armen im Märchen diese Ergänzung in ihrem gesamten Eheleben stets ereignet.

Hier erinnert man sich auch an die Rede des Aristophanes in Platons „Symposion“, der als bessere Lösung für den Menschen den Kugelmenschen sah: Dieser hatte je vier Hände, vier Füße und zwei entgegen gesetzte Gesichter an einem Kopf. Er war im Unterschied zu Mann und Frau eine körperliche und seelische Ergänzung.²⁴

Im Märchen „Der Arme und der Reiche“ zum Beispiel schenkt die Frau ihrem Mann ihre Ideen, die in dem Einfall münden, dass sie beide dem müden Wanderer ihr Bett überlassen könnten. Sie hält sich aus Zuneigung zu ihm zurück, indem sie nämlich nur „heimlich ihren Mann“²⁵ ruft. Der Mann ist dann derjenige, der das Gastgeschenk nach außen hin gibt. Die Frau wahrt nicht nur die Form (der damaligen Zeit), sondern sie lässt ihm auch den Vortritt mit dem liebevollen und guten Gedanken in dieser Situation, ihren Mann zu ergänzen: Sie macht ihn durch sich selbst „ganz“. Bei diesem Ehepaar besteht die Liebe in einer tiefen Dankbarkeit gegenüber dem „Schicksal Gottes“: „Denn immer tritt der andere, wenn man von Liebe zu ihm ergriffen wird, in das eigene Leben mit der Gewalt einer schicksalhaften Fügung ein; er begegnet einem wie ein von Gott Gesandter“.²⁶ Auch wenn die Lebensumstände des Armen äußerlich nur bescheiden sind, so tritt doch eine positive, „schicksalhafte Fügung“ als innere Bereicherung ein, im Verantworten ihrer liebevollen Beziehung zueinander. Das arme Ehepaar ist sich gegenseitig der „Hüter“ des Glückes, der Zufriedenheit, ihres bescheidenen Lebens. Sie sind füreinander verantwortlich.²⁷

Bei dem Reichen hingegen sieht das Leben ganz anders aus. Der eine ist dem anderen nicht „ein von Gott Gesandter“. Die Frau tritt nur als Bote, als

²³ Drewermann, Eugen: *Psychoanalyse und Moraltheologie*. Bd. 2: *Wege und Umwege der Liebe*. Mainz, 1983. S. 24 f.

²⁴ Vgl. die „Rede des Komödiendichters Aristophanes“. In: Platon: *Symposion*. Hamburg, 1975. Abschnitt 14, S. 220 f.

²⁵ Aus: „Der Arme und der Reiche“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 426.

²⁶ Drewermann: *Psychoanalyse und Moraltheologie*. Bd. 2: *Wege und Umwege der Liebe*. 1983. S. 26.

²⁷ Vgl. dazu den schönen Ausspruch von Antoine de Saint Exupéry aus „Le petit prince“: „Tu deviens responsable pour toujours de ce que tu as apprivoisé [...]“ (Paris, 1999). Oder in der Übersetzung: „Du bist zeitlebens für das verantwortlich, was du dir vertraut gemacht hast. Du bist für deine Blume verantwortlich [...]“ (In: ders.: *Der kleine Prinz*. Düsseldorf, 2008. S. 95).

Erfüllungsgehilfe des Mannes auf. Sie ist nicht die „andere innere Hälfte“ seiner Existenz. Es wird in dieser Verbindung kein dem anderen zugewandtes Sein sichtbar. Die Aufgabe, die der Mann seiner Frau zuweist, das „Zuhausebleiben“, nimmt sie an, aber ein Teilnehmen am Leben des Mannes ist auf diese Weise gar nicht vorgesehen: Es zeigt sich keine innere Verbundenheit, wie sie bei den Armen sichtbar wird. Die Verbundenheit des Reichen ist eben nur eine äußere, eben nur gesellschaftlich gesehen ist er der Mann und sie ist seine Frau. Die Reichen sind nicht die Hüter des Lebens des jeweils anderen. Die „Einigkeit“ der beiden besteht aus Benutzen, Anweisungen-Geben und -ausführen-lassen, aus einer wechselseitigen Benötigung. Die Frau führt etwas aus, das der Mann selbst nicht tun möchte, indem er sie den armen Nachbarn „ausfragen“ lässt. Er ist nicht, wie sich später noch deutlicher zeigen wird, der für seine Frau „Verantwortliche“. Aber auch in ihrem „Zu-Hause-Sein“ verhält sich die Frau nicht als die für ihren Mann „Verantwortliche“, es ist keine Hinwendung zu ihrem Mann zu sehen. Die Frau ist ihrem Manne offenbar ebenso wenig eine von „Gott Gesandte“, wie ihr Mann ihr kein von „Gott Gesandter“ ist. Auch sie benutzt ihn nur als Versorger ihres äußeren Lebens. Keiner von beiden ist im Leben und Erleben des anderen. Sie benutzen einander, er weist an und sie führt aus, aber dabei geht es nie um den anderen als Menschen, sondern immer nur um eine „Sache“. Seine Reaktionen und seine Wünsche beziehen das Leben der Frau in nichts mit ein. Er fände es normal, sie für den Rest ihres Lebens zu Hause auf dem Sattel sitzen zu lassen. Dass er es letztlich nicht tut, liegt wahrscheinlich daran, dass er es nicht wagen würde, weil sie ja immerhin dem äußeren, gesellschaftlichen Anschein nach „seine“ Frau ist. Wäre die Frau jedoch mit dieser Lösung einverstanden gewesen, hätte er sich wohl auch in dieser Weise verhalten.

Aber auch die Frau führt ihr Leben „zu Hause“ im Grunde genommen für sich alleine, sie ist ihrem Mann, wie eben bereits bemerkt, nicht wirklich zugewandt. Das heißt eben auch, dass sich beide in ihrem Inneren nicht notwendig sind, sondern nur im Äußeren. Zwischen dem Reichen und seiner Frau besteht also eine tiefe Kluft, sie haben nicht wirklich etwas miteinander gemeinsam, sie sind sich fremd, selbst wenn sie sich, entsprechend dem Wort, „gleich und gleich gesellt sich gern“²⁸, gleich sein sollten: dann eben in Egoismus, Geiz und Raffgier. Diese Eigenschaften aber machen – wie das Leben lehrt – einsam.

²⁸ Büchmann, Georg: *Geflügelte Worte*. Frankfurt/M./Berlin, 1995. S. 290.

„Das Empfinden, nicht liebenswert genug zu sein und die volle Wahrheit über sich selbst dem anderen bestimmt nicht zumuten zu können, blockiert am Ende wirklich jede menschliche Beziehung; es erniedrigt die Liebe zu einer Maskerade gegenseitiger Demütigung und verstärkt nur immer wieder das Erlebnis der eigenen Minderwertigkeit. Auf der anderen Seite macht nichts den anderen so liebenswert wie das Vertrauen, man müsse sich vor ihm nicht schämen, nackt zu sein.“²⁹

Die Armen sind sich „liebenswert“, sie können die „volle Wahrheit über sich selbst“ dem anderen zumuten, sie haben eine „menschliche Beziehung“, ihre Liebe ist keine „Maskerade gegenseitiger Demütigung“, sie fühlen sich nicht minderwertig gegenüber dem anderen. Sie haben „Vertrauen“ zueinander, sie schämen sich ihrer Nacktheit nicht. Mit Sicherheit würde deshalb wahrscheinlich jedes Kind die guten Manen des Armen als wünschenswert erkennen, die schlechten Manen des Reichen sind in ihrer deutlichen Darstellung für jeden, auch für das Kind, trostlos, wenn nicht gar abstoßend.

Die liebevolle Harmonie – also der Gleichklang – dürfte auf ein Kind nicht nur anziehend wirken, sondern sicher auch vorbildlich. Es ist auch denkbar, dass ein Kind seine eigenen Eltern unter diesem Aspekt einschätzt. Die Augen eines Kindes könnten sich damit in Bezug auf die Armen für Möglichkeiten liebevollen Zusammenseins weit öffnen, das Verhalten der Reichen hingegen könnte zu einer kritisch negativ-nüchternen Beurteilung durch ein Kind führen, wenn nicht gar Verurteilung, auch wenn es dies sicherlich nicht in entsprechende Worte kleiden könnte. Wer sich jedoch ein wenig im Seelenleben von Kindern auskennt, der weiß, welch zentrale Rolle die Liebe zwischen den Eltern oder eben auch die Kälte zwischen den Eltern spielt³⁰.

In jeder Hinsicht zeigt sich, dass ein Kind für sein Leben ein Vorbild hinsichtlich von Werten braucht, deren Basis nicht in erster Linie die materiellen Güter sein können. Es wird erfassen können, dass der Wert eines bescheidenen, aber lebensfrohen Menschenlebens ein ganz anderes Gewicht hat als der Wert einer gut gefüllten Geldbörse: Das nämlich lässt die zwar wenig verbalisierte, jedoch deutlich sichtbare Unmenschlichkeit des Reichen erkennen. Der Reiche nämlich setzt den Menschen, den er vor sich hat – ohne besondere Hemmungen und ohne

²⁹ Drewermann: *Psychoanalyse und Moraltheologie*. Bd. 2: *Wege und Umwege der Liebe*. 1983. S. 34.

³⁰ Im Rahmen der Kinderpsychologie gibt es ein – schon seit Jahrzehnten bewährtes – tiefenpsychologisches, projektives Testverfahren mit dem Namen: „Familie in Tieren“. In diesem Test werden die Kinder aufgefordert, ihre Familie und sich selbst als Tiere zu malen. Hierbei zeigt sich, oft mit verblüffender Deutlichkeit, wie genau Kinder die familiäre Situation, wie auch die *emotionale Beziehung der Eltern* zueinander, zu schätzen bzw. einzuschätzen in der Lage sind. Vgl. Brem-Gräser, Luitgard: *Familie in Tieren. Die Familiensituation im Spiegel der Kinderzeichnung. Entwicklung eines Testverfahrens*. München, 2006.

erkennbare (seelische) Belastungen – ziemlich herzlos ohne Weiteres dem Hunger und der Schlaflosigkeit aus. Denselben Menschen aber belügt er auch schamlos und versucht, ihn gleichzeitig – in gleicher Weise schamlos – auszunutzen, wobei hier auch seine Dummheit sichtbar wird: die Dummheit nämlich, nicht zu erkennen, dass jemand, der drei große Wünsche erfüllen kann, wie bereits erwähnt, ein großes Maß an Macht haben muss. Das reiche Ehepaar benutzt gleichsam den Menschen „neben“ sich. Sie verraten um des Geldes willen, um ihrer Gleichgültigkeit willen, jeden menschlichen Wert.

Das alles führt dahin, dass ein Kind mit Hilfe dieser personifizierten Charakterzüge deutlich erfassen kann, wo menschliche Werte liegen. Daraus wird es dann für sein eigenes Leben seine Entscheidungen treffen können, gerade weil es sie durch Märchen in seiner Erziehung auf diese Weise erfahren hat.³¹

Märchen – wie es sich wiederum an diesem wie auch in anderen Märchen zeigt – bieten dem Kind also Lebensmuster an, die nicht nur Vorbildcharakter für das Kind haben, sondern die auch Antworten geben können auf elementare Lebensfragen, die das Kind selbst in seinem eigenen Erleben ständig erfährt: So ist es für das Kind in seinen ersten Lebensjahren ungleich wichtiger, dass es liebe- und verständnisvolle Betreuung erfährt als die Tatsache, dass es in schönen Kleidern groß wird.³² Märchen knüpfen damit an zentrale Bedürfnisse des Kindes an, deren Verständnis sie fördern, sodass es für die Erziehung, das Leben und Erleben des Kindes angemessen ist.

³¹ Bei Montessori ebenso bei Pestalozzi zeigen sich diese Erziehungsbilder.

³² Vgl. dazu auch die Erzählungen von Mark Twain „The Prince and the Pauper“ („Prinz und Bettelknabe“) und von Frances Hodgson Burnett „Little Lord Fauntleroy“ („Der kleine Lord“).

7. „Der gestiefelte Kater“ oder „Mundus vult decipi, ergo decipiatur“¹

Dieses Märchen präsentiert einem Kind die glückliche Errettung des benachteiligten Müllersohnes, benachteiligt deshalb, weil sein reales Erbe so gering ist. Sein geistig-emotionales Erbe jedoch ist groß genug, sodass er auf eine bescheidene Weise klug und menschlich sein kann. Wenn auch diese Menschlichkeit sich auf ein Tier bezieht, so ist es doch ein Tier, das sich auch sprachlich geschickt und geschliffen auszudrücken weiß, eben auf diese Weise auch wirksam wird, sich also der Sprache geradezu auf die „gerissenste“ Weise bedienen kann.

Wie beeindruckend das Thema des „gestiefelten Katers“ ist, beweist die Tatsache, dass auch die Kunstwelt sich intensiv mit diesem beschäftigt hat. Die Ideen zu diesem Märchen wurden immer wieder aufs Neue betextet und bebildert: angefangen bei dem Schriftsteller Charles Perrault und dem Dichter Ludwig Tieck über die bildlichen Darstellungen der Künstler Gustave Doré, Walter Crane, Max Slevogt, Alfred Kubin und v.a.m. Selbst in der Musik beschäftigte sich Peter Tschaikowsky in seinem Ballett „Dornröschen“ mit diesem Thema.²

Ein Müller hatte drei Söhne, seine Mühle, einen Esel und einen Kater; die Söhne mußten mahlen, der Esel Getreide holen und Mehl forttragen und die Katz die Mäuse wegfangen. Als der Müller starb, teilten sich die drei Söhne in die Erbschaft, der älteste bekam die Mühle, der zweite den Esel, der dritte den Kater, weiter blieb nichts für ihn übrig. Da war er traurig und sprach zu sich selbst: „Ich hab es doch am allerschlimmsten kriegt, mein ältester Bruder kann mahlen, mein zweiter kann auf seinem Esel reiten, was kann ich mit dem Kater anfangen? Laß ich mir ein Paar Pelzhandschuhe aus seinem Fell machen, so ist's vorbei.“ „Hör“, fing der Kater an, der alles verstanden hatte, was er gesagt, „du brauchst mich nicht zu töten, um ein Paar schlechte Handschuh aus meinem Pelz zu kriegen, laß mir nur ein Paar Stiefel machen, daß ich ausgehen kann und mich unter den Leuten sehen lassen, dann soll dir bald geholfen sein.“ Der Müllerssohn verwunderte sich, daß der Kater so sprach, weil aber eben der Schuster vorbeiging, rief er ihn herein und ließ ihm ein Paar Stiefel anmessen. Als sie fertig waren, zog sie der Kater an, nahm einen Sack, machte den Boden desselben voll Korn, oben aber eine Schnur dran, womit man ihn zuziehen konnte, dann warf er ihn über den Rücken und ging auf zwei Beinen, wie ein Mensch, zur Tür hinaus.

Dazumal regierte ein König in dem Land, der aß die Rebhühner so gern; es war aber eine Not, daß keine zu kriegen waren. Der ganze Wald war voll, aber sie waren so scheu, daß kein Jäger sie erreichen konnte. Das wußte der Kater und gedacht seine Sache besser zu

¹ Übersetzt: „Die Welt will betrogen sein, also wird sie betrogen“. Sebastian Brant (1458-1521) und Luther (1483-1546) benutzen dieses Wort in ihren Schriften. Aus: Büchmann: *Geflügelte Worte*. 1995. S. 81.

² Vgl. Diederichs, Ulf: *Who's who im Märchen*. München, 1995. S. 134.

machen; als er in den Wald kam, tät er den Sack auf, breitete das Korn auseinander, die Schnur aber legte er ins Gras und leitete sie hinter eine Hecke. Da versteckte er sich selber, schlich herum und lauerte. Die Rebhühner kamen bald gelaufen, fanden das Korn, und eins nach dem anderen hüpfte in den Sack hinein. Als eine gute Anzahl darin war, zog der Kater den Strick zu, lief herzu und drehte ihnen den Hals um; dann warf er den Sack auf den Rücken und ging geradewegs nach des Königs Schloß. Die Wache rief: „Halt! wohin?“ „Zu dem König“, antwortete der Kater kurzweg. „Bist du toll, ein Kater zum König?“ „Laß ihn nur gehen“, sagte ein anderer, „der König hat doch oft Langeweile, vielleicht macht ihm der Kater mit seinem Brummen und Spinnen Vergnügen.“ Als der Kater vor den König kam, machte er einen Reverenz und sagte: „Mein Herr, der Graf“, dabei nannte er einen langen und vornehmen Namen, „lässt sich dem Herrn König empfehlen und schickt ihm hier Rebhühner, die er eben in Schlingen gefangen hat.“ Der König erstaunte über die schönen fetten Rebhühner, wußte sich vor Freude nicht zu lassen und befahl dem Kater, so viel Gold aus der Schatzkammer in den Sack zu tun, als er tragen könne: „Das bring deinem Herrn, und dank ihm noch vielmal für sein Geschenk.“

Der arme Müllerssohn aber saß zu Haus am Fenster, stützte den Kopf auf die Hand und dachte, daß er nun sein Letztes für die Stiefeln des Katers weggegeben, und was werde ihm der Große dafür bringen können. Da trat der Kater herein, warf den Sack vom Rücken, schnürte ihn auf und schüttete das Gold vor den Müller hin: „Da hast du etwas vor die Stiefeln, der König lässt dich auch grüßen und dir viel Dank sagen.“ Der Müller war froh über den Reichtum, ohne daß er noch recht begreifen konnte, wie es zugegangen war. Der Kater aber, während er seine Stiefel auszog, erzählte ihm alles, dann sagte er: „Du hast zwar jetzt Geld genug, aber dabei soll es nicht bleiben, morgen zieh ich meine Stiefel wieder an, du sollst noch reicher werden, dem König hab ich auch gesagt, daß du ein Graf bist.“ Am andern Tag ging der Kater, wie er gesagt hatte, wohl gestiefelt, wieder auf die Jagd und brachte dem König einen reichen Fang. So ging es alle Tage, und der Kater brachte alle Tage Gold heim und ward so beliebt wie einer bei dem König, daß er aus und ein gehen durfte und im Schloß herumstreichen, wo er wollte. Einmal stand der Kater in der Küche des Königs beim Herd und wärmte sich, da kam der Kutscher und fluchte: „Ich wünsch, der König mit der Prinzessin wär beim Henker! Ich wollt ins Wirtshaus gehen und einmal trinken und Karte spielen, da soll ich sie spazierenfahren an den See.“ Wie der Kater das hörte, schlich er nach Haus und sagte zu seinem Herren: „Wenn du willst ein Graf und reich werden, so komm mit mir hinaus an den See und bad dich darin.“ Der Müller wußte nicht, was er dazu sagen sollte, doch folgte er dem Kater, ging mit ihm, zog sich splitternackend aus und sprang ins Wasser. Der Kater aber nahm seine Kleider, trug sie fort und versteckte sie. Kaum war er damit fertig, da kam der König dahergefahren; der Kater fing sogleich an, erbärmlich zu lamentieren: „Ach! allergnädigster König! mein Herr, der hat sich hier im See gebadet, da ist ein Dieb gekommen und hat ihm die Kleider gestohlen, die am Ufer lagen, nun ist der Herr Graf im Wasser und kann nicht heraus, und wenn er länger darin bleibt, wird er sich verkälten und sterben.“ Wie der König das hörte, ließ er haltnachen, und einer von seinen Leuten mußte zurückjagen und von des Königs Kleidern holen. Der Herr Graf zog die prächtigsten Kleider an, und weil ihm ohnehin der König wegen der Rebhühner, die er meinte, von ihm empfangen zu haben, gewogen war, so mußte er sich zu ihm in die Kutsche setzen. Die Prinzessin war auch nicht bös darüber, denn der Graf war jung und schön, und er gefiel ihr recht gut.

Der Kater aber war vorausgegangen und zu einer großen Wiese gekommen, wo über hundert Leute waren und Heu machten. „Wem ist die Wiese, ihr Leute?“ fragte der Kater. „Dem großen Zauberer.“ „Hört, jetzt wird der König bald vorbeifahren, wenn der fragt, wem die Wiese gehört, so antwortet: dem Grafen; und wenn ihr das nicht tut, so werdet ihr alle totgeschlagen.“ Darauf ging der Kater weiter und kam an ein Kornfeld so groß, daß es niemand übersehen konnte, da standen mehr als zweihundert Leute und schnitten das Korn. „Wem ist das Korn, ihr Leute?“ „Dem Zauberer.“ „Hört, jetzt wird der König vorbeifahren, wenn er fragt, wem das Korn gehört, so antwortet: dem Grafen; und wenn ihr das nicht tut, so werdet ihr alle totgeschlagen.“ Endlich kam der Kater an einen

prächtigen Wald, da standen mehr als dreihundert Leute, fällten die großen Eichen und machten Holz. „Wem ist der Wald, ihr Leute?“ „Dem Zauberer.“ „Hört, jetzt wird der König vorbeifahren, wenn er frägt, wem der Wald gehört, so antwortet: dem Grafen; und wenn ihr das nicht tut, so werdet ihr alle umgebracht.“ Der Kater ging noch weiter, die Leute sahen ihm alle nach, und weil er so wunderlich aussah und wie ein Mensch in Stiefeln daherging, fürchteten sie sich vor ihm. Er kam bald an des Zauberers Schloß, trat kecklich hinein und vor ihn hin. Der Zauberer sah ihn verächtlich an und fragte ihn, was er wolle. Der Kater machte einen Reverenz und sagte: „Ich habe gehört, daß du in jedes Tier nach deinem Gefallen dich verwandeln könntest; was einen Hund, Fuchs oder auch Wolf betrifft, da will ich es wohl glauben, aber von einem Elefant, das scheint mir ganz unmöglich, und deshalb bin ich gekommen, um mich selbst zu überzeugen.“ Der Zauberer sagte stolz: „Das ist mir eine Kleinigkeit“, und war in dem Augenblick in einen Elefant verwandelt; „das ist viel, aber auch in einen Löwen?“ „Das ist auch nichts“, sagte der Zauberer und stand als ein Löwe vor dem Kater. Der Kater stellte sich erschrocken und rief: „Das ist unglaublich und unerhört, dergleichen hätt ich mir nicht im Traume in die Gedanken kommen lassen; aber noch mehr als alles andere wär es, wenn du dich auch in ein so kleines Tier, wie eine Maus ist, verwandeln könntest, du kannst gewiß mehr als irgendein Zauberer auf der Welt, aber das wird dir doch zu hoch sein.“ Der Zauberer ward ganz freundlich von den süßen Worten und sagte: „O ja, liebes Kätzchen, das kann ich auch“, und sprang als eine Maus im Zimmer herum. Der Kater war hinter ihm her, fing die Maus mit einem Sprung und fraß sie auf.

Der König aber war mit dem Grafen und der Prinzessin weiter spazierengefahren und kam zu der großen Wiese. „Wem gehört das Heu?“ fragte der König. „Dem Herrn Grafen“, riefen alle, wie der Kater ihnen befohlen hatte. „Ihr habt da ein schön Stück Land, Herr Graf“, sagte er. Darnach kamen sie an das große Kornfeld. „Wem gehört das Korn, ihr Leute?“ „Dem Herrn Grafen.“ „Ei! Herr Graf! große, schöne Ländereien!“ Darauf zu dem Wald: „Wem gehört das Holz, ihr Leute?“ „Dem Herrn Grafen.“ Der König verwunderte sich noch mehr und sagte: „Ihr müßt ein reicher Mann sein, Herr Graf, ich glaube nicht, daß ich einen so prächtigen Wald habe.“ Endlich kamen sie an das Schloß, der Kater stand oben an der Treppe, und als der Wagen unten hielt, sprang er herab, machte die Türe auf und sagte: „Herr König, Ihr gelangt hier in das Schloß meines Herrn, des Grafen, den diese Ehre für sein Lebtag glücklich machen wird.“ Der König stieg aus und verwunderte sich über das prächtige Schloß, das fast größer und schöner war als sein Schloß; der Graf aber führte die Prinzessin die Treppe hinauf in den Saal, der ganz von Gold und Edelsteinen flimmerte.³

Da ward die Prinzessin mit dem Grafen versprochen, und als der König starb, ward er ^

König, der gestiefelte Kater aber erster Minister.

Schon mit dem Titel „Der gestiefelte Kater“ wird eine Grundlage für Respekt, die hier u. a. mit den Stiefeln zusammenhängt, angesprochen⁴. Die Stiefel nämlich sind ein Zeichen für Stärke, Sicherheit und Festigkeit. Das, was oberflächlich

³ „Der gestiefelte Kater“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. Anhang Nr. 5. S. 865-870.

⁴ Hier lässt sich auch das Sprichwort „Mehr Scheinen als Sein“ anführen, was im Ursprung „Mehr Sein als Scheinen“ hieß, dann aber von Friedrich Logau (1604-1655), entsprechend der heutigen Fassung, ins Negative verkehrt wurde. Vgl. Büchmann: *Geflügelte Worte*. 1995. S. 457. Im Französischen gibt es den Ausspruch: „L'habit ne fait pas le moine“, was soviel heißt, wie „Die Kutte macht noch keinen Mönch“. Sprichwörtlich geworden ist auch die Redewendung der Novelle von Gottfried Keller: „Kleider machen Leute“.

gesehen, wie Betrug aussehen mag, ist bei tiefer gehender Betrachtung eine augenzwinkernde Lebenstüchtigkeit⁵.

Unter tiefenpsychologischen Aspekten ließe sich sagen, dass der gestiefelte Kater den unbewusst animalischen und darum besonders lebensstarken wie lebenstüchtigen Anteil des Müllersohnes darstellt, der eben in Form der Gestalt des Katers auftritt. In jedem Falle aber stellen sich im Verlauf der Märchengeschichte der Müllersohn und der gestiefelte Kater als eine abgerundete Einheit dar, sodass die Persönlichkeit des Müllersohnes die für das Leben erforderliche Entwicklung und Förderung erfährt, woraus dann weiter folgt, dass diese Entwicklung auch zum Wohl und Vorteil des zu Beginn armen Müllersohnes entscheidend beiträgt.

Um ihm sozusagen, „auf die Sprünge“ zu helfen, initiiert der Kater ein gewisses Raffinement an der Welt: an den Feldarbeitern, am König und an der Prinzessin sowie an dem Zauberer, den einen zu ihrem Vorteil, dem Letzteren zu seinem Nachteil. Der gestiefelte Kater zeigt dem Müllersohn als seinem symbiotischen Freund, seinem Alter Ego, wie man leben kann und wie man es, auch als einfacher Müllersohn, im Leben „zu etwas bringen kann“.

Die Wege, die sich für eine Erziehung zum Leben eignen, lassen sich hier, kurz gefasst, mit folgenden Fragen darstellen:

- 1) Wie wird der Weg zum Respekt (der pars pro toto Teil jeder Erziehung sein sollte) durch den besonderen Wert, den Stiefel ganz gewiss in der damaligen Zeit hatten, dargestellt?

⁵ Hier zeigt sich wieder ein gewisser Widerspruch zu den Wahrheits- und *Wahrhaftigkeitsforderungen* in den verschiedensten moralphilosophischen Schriften, insbesondere bei Kant, wenn dieser in jeder Hinsicht „Wahrhaftigkeit“ sozusagen in Wort und Tat fordert.

Unter dem Stichwort „Wahrhaftigkeit“ findet man bei Kant die Aussagen: Im Menschen ist ein Hang zur Unlauterkeit, zur Unwahrhaftigkeit, zur „feinen Betrügerei“. Die Lügenhaftigkeit ist eine „Nichtswürdigkeit“, „wodurch dem Menschen aller Charakter abgesprochen wird“. Kant, Immanuel: „Über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodizee“. In: ders: *Werke*. Bd. 6: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*. hrsg. von Wilhelm Weischedel. Darmstadt, 1975. Schlussanmerkung.

„Wahrhaftigkeit in Aussagen, die man nicht umgehen kann, ist formale Pflicht des Menschen gegen jeden, es mag ihm oder einem anderen daraus auch noch so großer Nachteil erwachsen; [...].“ „Die Lüge also [...] bedarf nicht des Zusatzes, daß sie einem anderen schaden müsse; wie die Juristen es zu ihrer Definition verlangen [...]. Denn sie schadet jederzeit einem anderen, wenngleich nicht einem anderen Menschen, doch der Menschheit überhaupt, indem sie die Rechtsquelle unbrauchbar macht.“ Es ist „ein heiliges, unbedingt gebietendes, durch keine Konvenienzen einzuschränkendes Vernunftgebot: in allen Erklärungen [also auch in seinem Auftreten] w a h r h a f t (ehrlich) zu sein“. Kant, Immanuel: *Über ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen*. Frankfurt a.M., 1981. Zusatz v. Verf.

- 2) Was ist hier als Entwicklung einer „inneren“ Erziehung anzusehen? Wie stellt sich die Besonderheit des Katers als „Hilfsmittel“ für das Leben des Müllersohnes dar?
- 3) Ist ein „trickreicher“ Weg zum Lebenserfolg auch als gangbarer Weg für eine „gelingende“ Erziehung anzusehen? Wie zeigen sich die „Geschäfte“ des Lebens, wenn sie *gelingen* sollen, im Erziehungsresultat?
- 4) Was kann ein Kind durch das Sichtbarwerden der Dummheit des Zauberers lernen und wie kann es erkennen, wie man sich dieser Dummheit des Zauberers trickreich bedient?⁶
- 5) Was kann ein Kind aus dem klugen Dienen des Katers für sich selbst vorbildhaft erfahren?⁷ Ist ein Kind von ca. 6 Jahren möglicherweise schon in der Lage, die Aufwertung, den Lebensgewinn und damit die Trittsicherheit für sein eigenes Leben als wichtig zu erfassen?⁸
- 6) Wie ist das erfolgreiche Tun des Katers und das glückliche Partizipieren des Müllersohnes erzieherisch einzuschätzen?

Zu 1) Wie wird der Weg zum Respekt (der pars pro toto Teil jeder Erziehung sein sollte) durch den besonderen Wert, den Stiefel ganz gewiss in der damaligen Zeit hatten, dargestellt?

Zwar hat der Müllerssohn die Besonderheit und den Wert des Katers zu Anfang des Märchens noch nicht unmittelbar erkannt, aber er hat sich trotzdem „verwundert [...] [...]“, daß der Kater so sprach, [...]“⁹. Das aber weist dann schon zu Beginn auf emotionales Verstehen hin, sodass er sich intuitiv der Besonderheit des Katers überlässt, indem er dem merkwürdigen Ratschlag des Katers folgt, für ihn Stiefel machen zu lassen, denn er weiß, dass das äußere Erscheinungsbild zu Beginn mehr als alles andere dazu beitragen kann, dass die Geschäfte des Lebens

⁶ Es soll dabei nochmals auf die Figuren des Reichen in „Der Arme und der Reiche“ und ebenso auf die des Teufels in „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren“ hingewiesen werden. Auch hier treten prahlerische Figuren auf, auf die, wie so oft, die Volksweisheit „Dummheit und Stolz wachsen auf dem selben Holz“ passt.

⁷ Goethe, Johann Wolfgang von: „Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung; / Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen, / [...].“ Aus: ders.: „Hermann und Dorothea. 7. Gesang Vs. 114 f.“. In: *Artemis-Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche*. Zürich/Stuttgart, 1948 ff. Bd. 3. S. 223. zitiert nach Dobel: *Lexikon der Goethe-Zitate*. 2002. S. 1025. Hervorhebung v. Verf.

⁸ Lebensgewinn – eigenes Leben: Das kluge Dienen trägt zum Lebensgewinn des Herrn, aber auch immer zum Lebensgewinn des Dieners bei.

⁹ Aus: „Der gestiefelte Kater“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. Anhang Nr. 5. S. 866.

gelingen können¹⁰. Deshalb schlägt der Kater dem Müllersohn ja auch vor – statt ihn für sein wertloses Fell zu töten – ihm ein Paar schöne Stiefel machen zu lassen und macht damit dem Müllersohn ein zunächst merkwürdig klingendes Entwicklungsversprechen: „[...] daß ich ausgehen kann und mich unter den Leuten sehen lassen, dann soll dir bald geholfen sein“¹¹. Der Kater nämlich weiß auch genau, dass die Gesellschaft einen Menschen größtenteils zuerst nach seinem Aussehen beurteilt. Auch weiß er, dass die meisten Leute dieser Zeit bestenfalls Holzschuhe oder Ähnliches trugen, manchmal auch nur um die Füße gewickelte Lumpen, mit Stiefeln aber wurde man „ansehbar“ und damit respektabel¹². Dem Kater ist das „merkwürdigerweise“ alles bekannt, „merkwürdigerweise“ deshalb, weil er als Alter Ego des Müllersohnes mit geheimer animalischer Schläue um die „Schliche des Lebens“ weiß. Der Müllersohn hingegen muss „die Wege der Welt“ erst noch kennen lernen. Damit aber lernt der Müllersohn auch, dass „Respektabel-Sein“ als äußerer Faktor eine innere Wirkung hervorruft, die von nicht zu verachtender Wichtigkeit ist¹³.

Ein Kind kann daraus durchaus auch die Wichtigkeit von so genannten Äußerlichkeiten einschätzen lernen, es wird durch Kleidung, Stiefel und Pose des Katers den Wert des Äußeren richtig erspüren können¹⁴. Wie sehr schon Kinder unsere heutigen Statussymbole oft recht genau einzuschätzen wissen, macht sich z.B. daran bemerkbar, dass sie vielfach in Automarken sehr gut bewandert sind, ebenso wie in der Bedeutung von „Markenklamotten“. Auch der materielle Wert von bestimmten Spielzeugen, wie als Spielzeug gebrauchte teure Handys, MP3-Player etc. werden von Kindern im Regelfall auf ihren „Bereicherungs“-wert hin

¹⁰ Am Rande sei vermerkt: Wer nämlich, außer den Wohlhabenden, hatte zu der Zeit als die Märchen entstanden schon soviel Geld, dass er sich ein Paar Stiefel hätte machen lassen können?

¹¹ Ebd.

¹² Vgl. dazu das Sprichwort: „Wie du kommst gegangen, so wirst du auch empfangen“. Vgl. ebenso Keller, Gottfried: „Kleider machen Leute“. In modernerer Fassung vgl. dazu auch Lauster, Peter: *Statussymbole: Wie jeder jeden beeindrucken will*. Stuttgart, 1975.

¹³ Hegels Diktum, dass die Form dem Inhalt nicht bloß äußerlich (gegeben) ist, versucht seiner philosophischen Grundauffassung gemäß, die traditionelle, aber auch problematische ontologische Trennung in äußerlich sichtbare Eigenschaften (Akzidentien) und nur im Denken unfassbarer Substanz dazustellen. Im Moralbewusstsein führte dies u.a. zu der (durchaus auch) populären Auffassung, dass das äußerlich Sichtbare und Sinnliche von keiner oder eher trügerischer Bedeutung, der (sittliche) Kern des Menschen hingegen *nur* durch Reflexion und Analyse erfassbar sei. Dies trifft sicherlich manchmal zu, manchmal auch nicht. Eine „noble“ Gesinnung äußert sich durchaus auch in „nobler“ Haltung und Gestik. Die „Ausruckspsychologie“, nicht zuletzt auch die Marktforschung, beschäftigt sich schon seit Jahrzehnten mit diesem Thema.

¹⁴ Auch soll auf die Fußnote 318 verwiesen werden, jedoch mit dem gleichzeitigen Bezug auf die etwas lapidare Wortverbindung von „Mittel, Titel, Kittel“, korrekter ausgedrückt: „Reichtum, Wissen, Macht“.

eingeschätzt. Das mit diesen Statussymbolen verbundene Prestige- und „Imponiergehabe“ ist also Kindern durchaus nicht fremd. Dass es darüber hinaus auch auf so genannte „innere Werte“ ankommt, die Kindern durchaus auch durch Märchen vertraut werden können, soll an dieser Stelle nur angedeutet werden.¹⁵

**Zu 2) Was ist hier als Entwicklung einer „inneren“ Erziehung anzusehen?
Wie stellt sich die Besonderheit des Katers als „Hilfsmittel“ für das Leben des Müllersohnes dar?**

Die durch den Instinkt geleitete Intelligenz des Katers ist durchaus als „innere Erziehung“ für den Kater selbst anzusehen. Aber auch dem Müllersohn eröffnet sich so eine wesentliche Erziehungsmöglichkeit; nämlich durch den Erfolg, den der Kater möglich macht, öffnet sich sein Verständnis für das Ungewöhnliche und deshalb auch ist er in der Lage, den Kater als besonderes „Hilfsmittel“ anzunehmen und für sein eigenes Leben erfolgreich einzusetzen.

Als der Müllersohn hört, dass der Kater sprechen kann, kann er sich dieses für sich selbst zwar nicht erklären, aber es wird ihm unmittelbar klar, dass der Kater außergewöhnliche Fähigkeiten besitzt, auf die er sich zumindest einmal einlassen sollte. Aus diesem Grunde überlässt er sich der Führung des Katers, und der weitere Fortgang der Geschichte zeigt, dass er dies zu Recht tut, da er hier jemandem begegnet ist, der anderes und weit mehr kann, als er selbst. Nicht nur erkennt der Müllersohn für sich selbst die Wichtigkeit des Katers sofort – deshalb auch gibt er sein letztes Geld her, um die Stiefel machen zu lassen – sondern auch der Kater erkennt die Bedeutung des Müllersohnes für sein eigenes Leben. Beide fühlen nämlich, dass der eine auf den anderen angewiesen ist, dass sie sich geradezu ideal ergänzen.

Üblicherweise wird angenommen, dass ein Müllersohn sein Handwerk zwar versteht, aber nicht gerade von hoher Intelligenz ist oder besonderes Wissen besitzt. Auch verfügt ein Müllersohn für gewöhnlich nicht über höhere Summen Geldes, aber da er im Unterschied zum Kater ein Mensch ist, kann der Kater, gesellschaftlich gesehen, sein Besitz sein. Aber es ist der Kater, der die

¹⁵ Zu dem Wort „Wert“ sagt Kant Folgendes: „Als Person aber, als ‚Subjekt einer moralisch-praktischen Vernunft‘ hat er [der Mensch] einen ‚absoluten inneren Wert‘, durch den er jedem vernünftigen Weltwesen gleichgestellt ist.“ Vgl. Kant, Immanuel: *Metaphysik der Sitten. Teil 2: Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre*. hrsg. von Karl Vorländer. Hamburg, 1966. §§ 15.

notwendige Klugheit und Schläue, den forschenden Mut besitzt, nahezu frei nach dem Motto: „Eine kühne Behauptung erspart jeden Beweis“. Eben mit Hilfe solcher Fähigkeiten gelingt es, dass auch der Müllersohn die Qualität seines Lebens erheblich verbessern kann und schließlich sogar zu Reichtum und Ansehen gelangt. Weil sich beide auf eine nicht übliche, nicht angepasste Weise von der „normalen“ Welt unterscheiden: Sie verfügen weder über einen „normalen“ Werdegang noch in besonderem Maße über die üblichen Fähigkeiten, aber sie sind sensibel füreinander; sie haben den „sechsten Sinn“ für den jeweils anderen.¹⁶ Da sie so spezifisch gut miteinander und schließlich auch mit der Welt zurechtkommen, überlässt der eine sich dem anderen vertrauensvoll: Sie gehen in kluger Weise eine gelungene Symbiose ein.

Betrachtet man den Weg, den der Kater erfolgreich beschreitet, dann fällt auf, dass dieser, sein zukünftiges Tun sorgfältig vorbereitet. Dieses Tun beginnt mit dem Geschenk der Rebhühner an den König. Er öffnet sich damit die Tore des Schlosses. Dann „ordnet“ er die Besitzverhältnisse bezüglich der Felder und der Ernte, indem er den Knechten und Mägden befiehlt, als Eigentümer seinen Herrn mit dem langen und vornehmen Namen, den er selbst erfunden hat, anzugeben. So bereitet er seinen Coup trittsicher, Schritt für Schritt, gut vor. Um den Müllersohn nämlich zu einer „guten Partie“ für die Tochter des Königs zu machen, muss er ihn ja mit Besitz ausstatten. Das tut er, indem er forsch behaupten lässt, die Felder und Ernten gehörten seinem Herren. Damit aber auch die emotionale Seite dieses „Geschäftes“ zu ihrem Recht kommt, appelliert er aus „Sicherheitsgründen“ noch an die menschlichen Gefühle des Königs und der Königstochter, indem er den Müllersohn u. a. als Grafen darstellt und auch hilflos erscheinen lässt, als er ihm dem König nackt im Wasser präsentiert. Er weiß nämlich, dass es einfacher ist, Gefühle, wie Mitleid und auch Neugier, herauszufordern, wenn dies dazu noch Geld bzw. Besitz einbringt.

Der Wert, der erzieherisch vermittelt werden soll, liegt hier in der „folgerichtigen Organisation“, deren sich der Kater geschickt zu bedienen weiß, um damit dem Müllersohn und auch sich selbst zu einem gelungenen Start ins Leben zu

¹⁶ Die Lebensweisheit und Klugheit eines Blaise Pascal sagt dazu: „Le coeur a ses raisons, que la raison ne connaît point = Das Herz hat „eine Vernunft, die der Verstand absolut nicht kennt.“

In: ders.: *Pensées*. hrsg. von Michel Le Guern. Paris, 2004. IV. S. 277.

verhelfen. Hierin kann der Kater in seinem Organisationstalent einem Kind durchaus Vorbild sein: geschickt und konsequent seinen Weg zu verfolgen.

Zu 3) Ist ein trickreicher Weg zum Lebenserfolg auch als gangbarer Weg für eine „gelingende“ Erziehung anzusehen? Wie zeigen sich die „Geschäfte des Lebens“, wenn sie *gelingen* sollen, im Erziehungsresultat?

Im Märchen „Der gestiefelte Kater“ wird gezeigt, dass die „Geschäfte des Lebens“ in erster Linie durch sorgfältige und durchdachte – wenn man so will auch „gerissene“ – Vorbereitung gelingen können und sollen. Der Kater nämlich überlegt sich stets sehr genau, was er tut, er tut alles wohlüberlegt, „Schritt um Schritt“. Für ein solches gelingendes Leben ist natürlich die vorausgegangene, gelungene Erziehung – neben den notwendigen glücklichen Anlagen – eine unerlässliche Voraussetzung. Ein gelingendes Leben nämlich formt sich – in aller Regel – aus der Summe aller realistischen Anpassungen und Einfügungen in die jeweiligen Bedingungen des Lebens.¹⁷

In ihrem Buch „Vom gelingenden Leben. Märcheninterpretationen“ zeigt Verena Kast an fünf Überschriften zu verschiedenen Märchen, wie gelingendes Leben bewerkstelligt werden kann¹⁸. Mit einer leichten Veränderung des ersten Vorschlags für ein gelingendes Leben lassen sich die fünf Überschriften, die sich mit dem Bereich des Gelingens befassen, auch auf das hier behandelte Märchen anwenden:

- 1) Die erste Überschrift lautet in leicht abgewandelter Form: „Gelingen heißt, das Wunderbare oder auch Verzauberte (statt Verteufelte nach Verena Kast) ins Leben zurückzubringen“: So nimmt der Müllersohn das (Ver-)Wunderbare – das aufrechte Gehen und die menschliche Sprache des Katers – an, ohne dies irgendwie negativ kritisch zu hinterfragen.
- 2) Die zweite Überschrift lautet: „Gelingen heißt, dennoch an die eigene Kompetenz zu glauben“: Beide, der Kater und der Müllersohn glauben ungebrochen an ihre eigene Kompetenz: Der Kater, indem er u.a. den

¹⁷ Darwin dürfte dies wohl im Sinn gehabt haben mit seiner berühmten Redewendung vom „survival of the fittest“. „Fit“ heißt sinngerecht vom Englischen her übersetzt: „derjenige, der fähig ist, die sich bietenden Bedingungen und Chancen des Lebens [...] zu nutzen und z.B. so genannte Öko-Nischen aufzutun“. Im Deutschen wird „fit“ nicht nur im Sinne einer biologischen Kraft, sondern auch im Sinne von „passend, geeignet, tauglich, fähig, usw.“ eingesetzt. Wo man im Englischen als Sprichwort „as fit as a fiddle“ gebraucht, gebraucht man im Deutschen den Ausdruck „fit wie ein Turnschuh“.

¹⁸ Vgl. Kast, Verena: *Vom gelingenden Leben. Märcheninterpretationen*. Zürich, 1998.

Schnittern klar macht, wem sie zu gehorchen haben; der Müllersohn, indem er sich u.a. ohne Zweifel an sich selbst das Königwerden und -sein zutraut.

- 3) Die dritte Überschrift zum gelingenden Leben lautet: „Gelingen heißt, die Lebendigkeit zurückzugewinnen“: Die Lebendigkeit gewinnt der Müllersohn zurück, indem er sich dem Ungewöhnlichen, das im Vorschlage des Katers liegt, nicht nur nicht verweigert, sondern sogar „mitmacht“: Er gibt sein letztes Geld her, um die für ihn noch nicht so schnell verständlichen Vorschläge des Katers zu finanzieren.
- 4) Die vierte Überschrift lautet: „Gelingen heißt, Einseitigkeiten aufzuheben“: Im Verlauf des Märchens lässt sich dann sehen, dass der Kater keineswegs nur Kater bleiben muss, er hebt seine Einseitigkeit nämlich auf: Der Kater wird am Ende erster Minister. Der Müllersohn aber entscheidet sich dafür, dass er – außer dass er Müllersohn sein kann – auch noch Ehemann einer Königstochter und sogar letztlich König werden kann.
- 5) Die fünfte und letzte Überschrift zum gelingenden Leben lautet: „Gelingen heißt, eine Faszination ins Leben zu integrieren“: So haben beide dann ihrem Leben die nötige Faszination verliehen. Der Kater indem er als erster Minister am Hofe eines (Menschen-)Königs eine hohe Stellung bekleidet, der Müllersohn aber, indem er eine – selbstverständlich „faszinierend“ schöne – Königstochter heiratet, reich ist und König wird.

In einem Leben sind viele „Gangarten“ zum Gelingen möglich: z.B. die des Mutes, des Tricks oder der Intelligenz. Im Märchen „Der gestiefelte Kater“ wird insbesondere der trickreiche Weg zum Lebenserfolg beschritten, aber mit beachtlicher Intelligenz. So wird die Reaktion des Katers auf die Dummheit des Zauberers nicht nur vom Instinkt, sondern auch vom scharfen Verstand des Katers geleitet, indem er sich nämlich mit seiner selbst gewählten Aufgabe die Dummheit des Zauberers zu Nutze macht: Nebenbei lässt dieses Märchen damit auch einem Kind Dünkel und Eitelkeit, mitsamt ihren negativen Folgen, sichtbar werden. Es zeigt, wie der Kater sich den falschen Stolz des Zauberers so zunutze macht, dass er ihn geradezu in die „Mausefalle“ tappen lässt und führt somit das großspurige Verhalten des Zauberers „ad absurdum“.

Würde einem Kind ein Tier so zugehören, wie der Müllersohn den Kater als Eigentum besitzt, so könnte man davon ausgehen, dass gerade ein Kind das

Besondere in dem Kater bzw. in dem Tier erfassen würde und das gerade deshalb, weil Kinder den „Wundern“ dieser Welt noch unbefangen und daher aufgeschlossen gegenüber stehen. Wahrscheinlich wären sie selbst deshalb auch recht schnell bereit, sich diesem Kater anzuvertrauen: Er nämlich macht als Diener seines Herrn instinkt- und trittsicher keine Fehler. Das Märchen „Der gestiefelte Kater“ verstärkt damit auch die Tendenz von Kindern, mit Tieren vertrauensvoll umzugehen.

Wie wichtig es für ein gelingendes Leben ist, instinktsicher zu handeln, darauf weist auch das Wort des französischen Staatsmannes Talleyrand hin, der in seiner Lebensklugheit in Bezug auf die durch Napoleon veranlasste Erschießung des Herzogs von Enghien im Jahre 1814 geäußert haben soll: „C'est plus qu'un crime, c'est une faute“.¹⁹ Talleyrand wird hier wohl gemeint haben, es ist zwar durchaus verwerflich, ein Verbrechen zu begehen, noch verwerflicher aber für eine kluge Lebensführung ist es, bei wichtigen Angelegenheiten des Lebens Fehler zu machen.

In Anlehnung daran könnte man sagen: Das Verhalten des Katers ist kein Betrug, sondern instinktiv angewandte Intelligenz. Für ein Kind ist dies sicherlich ein Grund, den Erfolg, den der Kater repräsentiert und zustande bringt, als ein lebendes Beispiel auch für sich anzustreben. Das würde heißen, ein Kind könnte sehr wohl versuchen, sich diese Formen des Erlebens resp. diese Einstellung zum Leben und das entsprechenden Verhalten zu eigen zu machen, nachdem es die gesamte Klugheit des Katers erfasst hat, die in kluger Anordnung und ebenso klug geplanter Aufeinanderfolge der jeweiligen Unternehmungen darin gipfelt: sich die Welt mit Stiefeln, sprich Respekt abnötigend, auf seine zu Seite bringen!

Dazu gehört hier u.a. der lange und vornehme Name, den der Kater dem Müllerssohn verliehen hat; ferner der Versuch, sich den König durch den Appell an seine Genusssucht, z.B. durch die Rebhühner, gewogen zu machen. Darüber hinaus gehört dazu auch noch, durch ein vermeintliches Unglück die emotionale Aufmerksamkeit der wichtigen Leute (hier des Königs und der Prinzessin) herauszufordern und sich schließlich durch Warnungen die „Kleinen“ (die Schnitter und Erntenden) gefällig zu machen. Insbesondere aber gehört dazu auch,

¹⁹ Übersetzt: „Das ist mehr als ein Verbrechen, das ist ein Fehler.“ Bei einem Verbrechen geschieht zweifellos etwas Unrechtes, und dies wird deshalb auch moralisch und juristisch sanktioniert. Bei einem Fehler oder gar häufigen Fehlern wird man vielleicht nicht moralisch oder juristisch sanktioniert, aber man gerät in Gefahr, sein eigenes Leben, möglicherweise damit auch das Leben anderer, zu beeinträchtigen oder gar zu beschädigen.

sich die „Dummheit“ des Zauberers zunutze zu machen und sich damit auf diese Weise seiner zu entledigen, dabei gleichzeitig aber auch noch einen pekuniären Profit daraus zu ziehen und sein Vermögen einzustreichen²⁰.

Eine solche Erziehung dürfte zwar strengen Prinzipien einer formalistischen Moral nicht genügen, dennoch aber ist das Verhalten des Katers, den Prinzipien des Lebens gemäß, als lebenstüchtig zu bezeichnen, und jede Moral kann letzten Endes nur dann ihre Berechtigung begründen, wenn sie das Gelingen des Lebens fördert und diesem nicht feindlich oder gar zerstörerisch gegenübersteht²¹. Aber da das Verhalten des Katers lebenstüchtig ist, ist eine wichtige Seite des Lebens durch ihn angesprochen. Die Seite des Lebens nämlich, die dem Müllerssohn – noch – fremd ist, die er aber durch sein zweites Ich kennen und gebrauchen lernen wird: u.a. die Seite des Mutes und der Fantasie. Kinder – wenn nicht von vornherein autoritär unter moralischen Druck gesetzt – werden das Verhalten und den Erfolg des Katers durchaus dem Leben angemessen finden. Sollten ihnen dann solche Finessen selber einfallen, würden sie mit großer Sicherheit ähnlich handeln. Der beste Beleg dafür liegt darin, dass Kinder sich über die Helden dieses Märchens, den Kater und den Müllerssohn, definieren und für sie Partei ergreifen. So, wie sich Kinder ja auch im Kasperle-Theater stets mit dem trickreichen Kasper identifizieren und ihn beklatschen und nicht etwa die gemeine Hexe oder das böse Krokodil. Obwohl sich das Trickreiche des Kasperles, unter moralischen Gesichtspunkten betrachtet, auch nicht gerade als besonders einwandfrei und ehrenwert darstellt. Auch die Streiche Till Eulenspiegels sind bis heute berühmt und bewundert, weil sie mit einer gewissen Lebensklugheit, ja fast Gerissenheit, ausgeführt sind.²²

Verena Kast hat zu diesem in Märchen immer wieder zentralen Punkt in ihrem Buch im Titel ausdrücklich Stellung bezogen. Der Titel nämlich lautet: „Vom gelingenden Leben“. Anhand verschiedener Märchen versucht sie aufzuzeigen,

²⁰ Ein „Zauberer“ darf beseitigt werden, weil ihm im Märchen etwas wahrhaft Unehrliches anhaftet.

²¹ Dass hier eine schwierige moralische Grundsatzfrage angesprochen ist, ist unbestreitbar. Sie dürfte sich in dem Spannungsfeld einer Moralauffassung bewegen, die sich mit dem Namen Kants einerseits und dem Hegels und Nietzsches andererseits verbindet. Diese moralischen Grundsatzfragen können hier jedoch weder genauer betrachtet, noch vertieft diskutiert werden. Das Märchen tritt allerdings im Zweifelsfalle stets für die Beförderung der Lebensfähigkeit und des Lebensglücks ein und nicht für Prinzipien einer formalistischen Moral. Vgl. dazu z.B. die Ausführungen von Tuiskon Ziller: „Über den Märchenunterricht“. In: *Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik (JbwP)* 1, 1869.

²² Vgl. dazu Ladenthin, Volker (Hrsg.): *Märchen von Mörfern und Meisterdieben*. Frankfurt/M., 1990. S. 137.

was Voraussetzung für ein gelingendes Leben ist, so wie es die Märchen verstehen. Zum Gelingen des Lebens, so Verena Kast in ihrer Einleitung, gehören solche Fähigkeiten wie eine empathisch-feinsinnige Wahrnehmung, wie Leidenschaft, die uns antreibt zu dem, woran wir unser Herz gehangen haben, schließlich Vertrauen in die eigenen Lebenskräfte, aber auch Vertrauen auf die Hilfe durch andere gute Mächte, auch wenn diese Kräfte oder diese Hilfe manchmal trickreich sein mögen oder etwas sonderbar anmuten. Dies alles sind nämlich Fähigkeiten, die sich gegen „Machtdenken, Neid, Eifersucht“ und vor allem „Arroganz“ als lebensfeindliche Kräfte durchsetzen müssen²³.

Kast illustriert die Voraussetzungen für ein gelingendes Leben anhand von fünf Märchen. So heißt es bei ihr zu dem Märchen „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren“: „Gelingen heißt, das Verteufelte ins Leben zurückzubringen“. Unter dem Verteufelten versteht sie, dass in des Teufels „drei goldenen Haaren“ großes Wissen verborgen ist, ein Wissen, dass das versiegende Leben wieder in Fluss bringt.²⁴

Ähnliches gilt auch für eines der darauf folgenden von ihr besprochenen Märchen: „Das Wasser des Lebens, das Wasser der Schönheit und das Buch der Jugend“²⁵. „Gelingen“ heißt hier, „die Lebendigkeit zurückzugewinnen“²⁶. Der Held in diesem Märchen „geht seinen Weg“²⁷. Dabei kann er vor allem unterscheiden, „wann es darum geht, geschmeidig mit dem Prozeß des Lebens zu fließen, und wann er sich wehren muss“²⁸. Er hatte vitale und basale Regungen nicht mehr zugelassen und deswegen war sein Leben perspektivlos, heute würden wir sagen „depressiv“ geworden. Mit Hilfe von weisen Schicksalsfrauen gelingt es ihm aber, den Zugang zu diesen abgespaltenen Gefühlen wieder zu finden²⁹.

In dem Märchen „Das Mädchen ohne Hände“³⁰ ist entscheidend, dass das Mädchen, trotz aller Mängel, den Glauben an die eigene Kompetenz nicht verliert, weil sie die schwere Enttäuschung des Lebens akzeptiert und damit „das Liebste, auch in einer aussichtslosen Situation, nicht [...] [loslässt]“³¹.

²³ Kast: *Vom gelingenden Leben*. 1998. S. 9 ff.

²⁴ Ebd. S. 40 ff.

²⁵ Aus: *Deutsche Volksmärchen. Die Märchen der Weltliteratur*. hrsg. von Elfriede Moser-Rath. Düsseldorf/Köln, 1966. S. 85 ff.

²⁶ Kast: *Vom gelingenden Leben*. 1998. S. 77.

²⁷ Ebd. S. 101.

²⁸ Ebd. S. 102.

²⁹ Ebd. S. 103.

³⁰ Aus: *Deutsche Volksmärchen*. 1966.

³¹ Kast: *Vom gelingenden Leben*. 1998. S. 74.

Im Märchen vom „Aschenputtel“ ist das Gelingen des Lebens darin zu sehen, dass Einseitigkeiten aufgehoben werden. Aschenputtel verliert schließlich, trotz aller Erniedrigung, nicht den Glauben an ihre Wünsche und Sehnsüchte. Ein Glaube, der ihr letztlich die Kraft verleiht, ihrem Aschenputtel-Leben eine entscheidende Wendung zu geben.³²

Schließlich und letztlich wird im Märchen „Von der schönen Schwanenjungfer“³³ deutlich, dass das Leben dann gelingt, wenn man ihm eine Faszination abgewinnen kann: „Mitten in der Wildnis, an einem großen schönen See [...] [erscheint] darauf der Schwan, blank, silberweiß, wunderschön. [...] Solche Visionen vermitteln immer eine Ahnung von einer anderen Welt [...]“³⁴. Der Jägerbursche durchbricht angesichts dessen sogar seine natürliche Bestimmung, nämlich Schießen und Töten, und lässt sich vielmehr auf die Faszination der Schwanenerscheinung ein.³⁵

Verena Kast will in all diesen Beispielen zeigen, dass gegen Selbstzweifel insbesondere das Selbstvertrauen in das eigene Leben hilft, das Selbstvertrauen, das die Einseitigkeiten des Lebens auszugleichen sucht.³⁶ Die erzieherische Wirkung der Märchen liegt also nicht zuletzt und vor allem darin, den Kindern Kraft und Vertrauen in das eigene Leben zu vermitteln, eine Einstellung, die Kindern oft durch abstrakte (moralische) Regeln gerade nicht vermittelt wird, wenn dies eine Moral ist, in der zumeist Gebote oder gar Verbote vorherrschen: „Du sollst...“ bzw. „Du sollst nicht“, „Du darfst...“ bzw. „Du darfst nicht“. Den Sinn solcher Regeln, mögen sie später durchaus notwendig und nützlich sein, versteht ein Kind nicht, wohl aber solche Geschichten wie das Märchen vom „Aschenputtel“ oder vom „gestiefelten Kater“ in ihrem impliziten Beitrag über die Kraft und das Gelingen des Lebens.³⁷

Zu 4) Was kann ein Kind durch das Sichtbarwerden der Dummheit des Zauberers lernen und wie kann es erkennen, wie man sich dieser Dummheit des Zauberers trickreich bedienen kann?

³² Ebd. S. 105 ff.

³³ Aus: *Deutsche Haussmärchen*, hrsg. von Johann Wilhelm Wolf (1851), nachgedruckt im Georg Olms Verlag, Hildesheim, 1979.

³⁴ Kast: *Vom gelingenden Leben*. 1998. S. 140.

³⁵ Ebd. S. 138 ff.

³⁶ Ebd. S. 116 ff.

³⁷ Ebd. S. 161 ff.

Indem der Kater sich seiner Intuition und seines Intellekts in angemessenem Maße bedient, kann er die Dummheit des Zauberers auch einem Kind, wie oben bereits erwähnt, unmittelbar deutlich werden lassen. Dass das Tun und das Verhalten des Katers darüber hinaus auch eine gewinnbringende Angelegenheit sein kann, in dem er damit u.a. Reichtum erwirbt, dass er dazu der Welt in der Form Rechnung trägt, zeigt sich als ebenso „gewinnbringend, d.h.“ sinnvoll, indem er die Pseudo-Wertvorstellungen des Zauberers ad absurdum führt, und somit zeigt, dass die „Werte“ des Zauberers keine wirklich brauchbaren Werte sind. Dass der Kater mit seinem Schmeicheln auf den „dummen“ Stolz des Zauberers anspielt und ihn so im doppelten Sinne „fasst“ – einmal an seinem „dummen“ Stolz und zum anderen, indem er ihn frisst – spricht ein Kind sofort an, weil Kinder im allgemeinen mit einer „gnadenlosen“ Gerechtigkeit leben. (Dass die Hexe in „Hänsel und Gretel“ verbrennen muss, ist nicht schlimm, sie ist ja niederträchtig; ebenso wenig schlimm ist es wenn das „tapfere Schneiderlein“ dafür sorgt, dass die bösen Riesen sich selber töten, sie wollten das Schneiderlein ja töten; ebenso wenig ist es schlimm, dass der Zauberer von dem „gestiefelten Kater“ gefressen wird. Der Kater spielt sein von Instinkt geleitetes Verhalten aus, eben mit Finesse, wie bereits oben bemerkt, gegen die „Dummheit und den Stolz“ des Zauberers: Insofern ist er im engeren Sinne sicher nicht „fair“³⁸, aber er geht „clever“³⁹ vor. Durch die Augen des Katers „geführt“, wird auch das Kind jetzt erkennen können, dass die Dummheit des Zauberers vor allem darin besteht, sich selbst zu überschätzen und zu überheben und damit die anderen zu entwerten und zu unterschätzen. Wäre er nämlich klug gewesen, wäre er als Erstes u.a. vorsichtig gewesen, wenn ihm etwas so Ungewöhnliches wie dieser Kater begegnet: Ein Kater, der sprechen kann, der als Tier die Wege der Welt kennt und aufrecht und in Stiefeln daher kommt. Aber der Zauberer ist nun mal weder klug noch vorsichtig: Er hat das Geheimnis des Besonderen, das im Zaubern liegt, im Grunde genommen überhaupt nicht erkannt, sondern sich lediglich auf die äußere Attraktivität und Macht des Zauberns verlassen. Deshalb kann er natürlich auch

³⁸ Die im deutschen Sprachgebrauch benutzte Vokabel „fair play“ – „anständiges Spielverhalten“ – wird in der gleichen Bedeutung natürlich auch im Englischen gebraucht. Darüber hinaus aber hat das Wort „fair“ im Englischen eine große Bedeutungsbreite, in seiner Aussage wie auch im Grammatischen. U.a. heißt es: „schön“, „hübsch“, „ehrlich“, „anständig“, „angemessen“, „gerecht“ und „unparteiisch“. Es erscheint als Substantiv, Adverb und Adjektiv. Es entstammt dem „neuen“ Englisch. Der Kater jedenfalls handelt nur aus seiner Natur heraus, d.h. er ist nicht „fair“ im moralischen Sinne und kann es nicht sein, durchaus aber handelt er „angemessen“ gegenüber dem prahlerischen Stolz des Zauberers!

³⁹ „Clever“ entstammt ebenso dem Englischen und heißt u.a. „klug“, „begabt“ und „geistreich“.

das, was „hinter“ allen Dingen des Lebens liegt – z.B. die Gefahr – nicht einmal wittern, geschweige denn erkennen. Der Zauberer protzt nur mit seinem Können, ohne wirklich darüber zu verfügen bzw. es sinnvoll anwenden zu können.

Der Kater aber erfüllt sich seine Wünsche mit seinem Können in einer sehr geschickten Weise, indem er das eitle Prahlen des Zauberers dazu nutzt, sich ihm als Opfer zu präsentieren: Der Zauberer verwandelt sich, in seiner eitlen und dummen Verblendung tatsächlich in eine Maus, und der Kater darf ihn sogar, als echter Kater, fangen und auffressen, ohne etwas getan zu haben, was er nicht hätte tun dürfen, denn es entspricht ja seiner Natur.

Der Erziehungsfaktor hier besteht darin, dass ein Kind sofort in die Rolle des Katers schlüpft und innerlich damit einverstanden ist, dass der Müllersohn, der ja sein symbiotischer Freund ist, den er als sein Alter Ego fühlt, alles erhält, was er möchte und dazu kommt ihm dieses Mittel geradezu mehr als gelegen.

Zu 5) Was kann ein Kind aus dem klugen Dienen des Katers für sich selbst vorbildhaft erfahren? Ist ein Kind von ca. 6 Jahren möglicherweise schon in der Lage, die Aufwertung, den Lebensgewinn und damit die Trittsicherheit für sein eigenes Leben als wichtig zu erfassen?

Nur durch eine Einstellung und Handlungsweise, die dem Müllersohn dient, kann auch der Kater (als alter ego des Müllersohnes) alles erhalten, was er anstrebt: Die Sicherheit einer hohen Position, die zugleich auch sein Katerleben mit der Macht der Menschen absichert – als Tier alleine nämlich, auch das weiß ein Kind, ist ein Kater nicht viel wert in der menschlichen Gesellschaft. Auf der bewussten Ebene erfährt ein Kind, dass Tiere vom Menschen oft lediglich als Nutztiere oder sogar schlecht behandelt werden. Andererseits aber stehen Tiere bei Kindern auf gleicher Stufe und ein Kind kann sich gar nicht vorstellen, dass Erwachsene anders denken als es selbst, es dürfte deshalb den Sieg des Katers, - der ihm ja sein Freund und Helfer ist, den er braucht, - über den Zauberer womöglich nur als gerecht erleben. – Das Kind kann im Märchen „Der gestiefelte Kater“ also lernen, dass es eine Glück bringende Angelegenheit sein kann, wenn man der Welt in der Form wie der Kater begegnet und Rechnung trägt, nämlich, indem man die verqueren und falschen Wertvorstellungen und toten Normen, das eitle, dumme und selbstsüchtige Verhalten des Zauberers ad absurdum führt.

Zu 6) Wie ist das erfolgreiche Tun des Katers und das glückliche Partizipieren des Müllersohnes erzieherisch einzuschätzen?

In seinem klugen Dienen gewinnt der Kater nicht nur für sich selbst Aufwertung und damit Lebensgewinn und Sicherheit für sein eigenes Leben, sondern er erreicht auch die Aufwertung des Müllersohnes. Den Erfolg, den der Müllersohn nämlich am Ende hat, hat er natürlich auch deshalb, weil er sich, im Unterschied zum Zauberer, nicht überschätzt, sondern sich willig der Führung des Katers überlässt, d.h. unterordnet, obschon dieser nach den traditionellen gesellschaftlichen Maßstäben gewissermaßen sein „Leibeigener“ ist. Der Müllersohn wertet sich mit seiner Bescheidenheit auf, der Kater aber mit seinem bedingungslos dienenden Einsatz. Jener erkennt, ohne angelerntes Wissen, intuitiv das Besondere des Katers, dieser wiederum sucht seine Fähigkeiten mit Hilfe des Müllersohnes angemessen einzusetzen. Da der Müllersohn menschlich ist, behandelt er den Kater, der sich ihm im Grunde als Mensch präsentiert, auch als Menschen. Er ist weit- und gutherzig genug, auf die Erfüllung der „menschlichen“, d.h. dieser toten gesellschaftlichen Normen, ohne Dünkel verzichten zu können.

Die Erziehung zur Vernachlässigung solcher verquerer gesellschaftlicher Normen werden die meisten Kinder aus einem selbstverständlichen dem Leben-Zugewandt-Sein heraus gut finden, denn sie sind ja noch nicht eingepresst in das „Prokrustesbett“ einer zu stark normierten – um nicht zu sagen – sinnleeren Etikette. Deshalb erscheinen Kinder aus der Sicht der überangepassten Erwachsenen oft von einer erstaunlich großen Gelassenheit und Unbekümmertheit. Solche übertriebenen, zu sehr verfestigten Normen aufzubrechen, entspricht nicht nur der ursprünglichen Lebensform des Kindes und einem entsprechenden Zugehen auf die Welt, sondern dient in diesem Märchen außerdem auch noch besonders dazu, das Lebensförderliche zu erreichen. Aus diesem Grunde kann ein Kind die damit verbundenen Erfolge des Lebens für den Müllersohn sowie für den Kater so richtig mit Freude aufnehmen: Der Müllersohn erhält die Prinzessin zur Frau und wird später König, weil er sicherlich ohne den besagten Dünkel und ohne Falschheit ein weiser und gütig-bescheidener Herrscher werden wird, und der Kater wird sein erster Minister, weil er so klug und lebenstüchtig ist. Beide sind damit jetzt, soweit das möglich ist, auf der guten „sicheren“ Seite des Lebens.

8. „Doktor Allwissend“ oder „Denn die Söhne dieser Welt sind ihresgleichen gegenüber klüger als die Söhne des Lichtes“.¹

Ein Allwissender zu sein wäre sicherlich nicht einfach, stellt man sich das in seiner ganzen Tragweite vor. Es ist zu schwer für einen Menschen, alles – z.B. über sich selbst und dazu über alle anderen, über alle Vergangenheit und alle Zukunft, das hieße eben alles – zu wissen. Dennoch wäre es ohne Zweifel für einen Menschen auch ein enormer Machtfaktor, allwissend zu sein. Zugleich aber müsste dieser Mensch enorm belastungsfähig sein. Der Bauer im Märchen ist offensichtlich nicht so belastbar, er „braucht“ ja schon seine Frau, die ihm offensichtlich durch ihre Kraft und Intelligenz die Versicherung gibt, dass alles gut geht. Wenn dann später der „Doktor Allwissend“ als „Gelehrter“ auftritt, das Kind gefühlsmäßig die „Kritiklosigkeit gegenüber dem pseudowissenschaftlichen Gehabe eines Scharlatans“² entdeckt und auch das in „breiten Bevölkerungsschichten vorhandene Misstrauen gegenüber allem von praktischer Alltags-Erfahrung abgehobenem, (scheinbarem oder auch tatsächlich überlegenem) Wissen“³ erkennt, dann kann durchaus ein frühes und deshalb noch stark gefühlsmäßiges Verständnis für solch qualitätsloses, inhalteeres Aufschneiden entstehen.

Zunächst aber, wie bereits in allen anderen Kapiteln, die Märchengeschichte selbst:

Es war einmal ein armer Bauer namens *Krebs*, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte sie für zwei Taler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch; da sah der Bauer, wie er schön aß und trank, und das Herz ging ihm danach auf, und er wäre auch gerne ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja“, sagte der Doktor, „das ist bald geschehen.“ „Was muss ich tun?“ fragte der Bau[e]r. „Erstlich kauf dir ein Abc-Buch, so eins wo vorn ein Göckelhahn drin ist; zweitens mach deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld und schaff dir damit Kleider an und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten ‚Ich bin der Doktor Allwissend‘ und laß das oben über deine Haustür nageln.“ Der Bauer tat alles, wie’s ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem

¹ In: Lukasevangelium. 16, 8. In: Die Bibel. Die heilige Schrift des alten und neuen Bundes. 1965, S. 82.

² Aus: „Doktor Allwissend“. In: Ranke, Kurt (Begr.)/Brednich, Rolf Wilhelm (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens*. Bd. 3. 1981. S. 739.

³ Ebd.

Doktor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorf wohnte und auch wissen müsste, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwissend wäre. Ja, der wär er. So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wiederschaffen. O ja, aber die Grete, seine Frau, müßte auch mit. Der Herr war das zufrieden und ließ sie beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst mitessen. Ja, aber seine Frau, die Grete, auch, sagte er und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grete, das war der erste“, und meinte, es wäre derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen: „Das ist der erste Dieb“, und weil er's nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden: „Der Doktor weiß alles, wir kommen übel an: er hat gesagt, ich wäre der erste.“ Der zweite wollte gar nicht herein, er musste aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel hereinkam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grete, das ist der zweite.“ Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte, daß er hinauskam. Dem dritten ging's nicht besser, der Bauer sagte wieder: „Grete, das ist der dritte.“ Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er sollte seine Kunst zeigen und raten, was darunterläge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte, und sprach: „Ach, ich armer Krebs!“ Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es, nun weiß er auch, wer das Geld hat.“

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und er blinzelte den Doktor an, er möchte einmal herauskommen. Wie er nun hinauskam, gestanden sie ihm alle viere, sie hätten das Geld gestohlen; sie wollten's ja gerne herausgeben und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verraten wollte; es ginge ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein, setzte sich an den Tisch und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch suchen, wo das Geld steckt.“ Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber und schlug sein Abc-Buch auf, blätterte hin und her und suchte den Göckelhahn. Weil er ihn nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist doch darin und musst auch heraus.“ Da glaubte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß alles.“ Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.⁴

„Denn die Söhne dieser Welt sind ihresgleichen gegenüber klüger als die Kinder des Lichtes“⁵ steht in der Bibel und sagt mit anderen Worten aus, dass die Klugheit der Menschen dieser Erde etwas anderes ist als das, was der Mensch an Weisheit dem Göttlichen zuordnet. Ein solcher schlicht irdischer Mensch weiß sich dem Praktischen mehr zugetan, ist einfach dem aktuellen Leben zugewandt, wohingegen die Kinder des Lichtes ganz überwiegend dem geistigen Leben zugewandt sind.

In diesem Sinne nämlich bedeutet „Doktor-Sein“ für den Bauern, vor allem ein (scheinbar) gelehrt Leben zu führen und zumindest dem so genannten „besseren Stande“ anzugehören und damit dann ein gutes und hoch geachtetes Leben führen zu können. Von diesem Charisma zehrt der Doktor Allwissend, obwohl bei ihm

⁴ „Doktor Allwissend“. In: Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen. 1997. S. 487-489.

⁵ In: Lukasevangelium. 16, 8. In: *Die Bibel. Die heilige Schrift des alten und neuen Bundes.* 1965. S. 82.

natürlich „Doktor-Sein“ keineswegs bedeutet, auch über ein umfangreiches und gelehrtes Wissen zu verfügen. Er hat jedoch mit einer Form von „Bauernschläue“, die auch „Dummheit“ genannt werden könnte, jedoch gleichzeitig eine gewisse Bescheidenheit gezeigt (er fordert das „Dabeisein“ seiner Frau, diese Forderung wird zwar nicht erklärt, aber sie muss eine ermutigende Hilfe für den Bauern darstellen) erkannt, dass diese Profession nicht unbedingt immer von den wirklich „Wissenden“ ausgeübt wird und vor allem aber erkennt er, dass ein Doktor in jedem Fall besser lebt als ein Bauer. Und dieses gute Leben wünscht er auch für sich selbst, aber auch für seine Frau Grete. Seine zweideutigen, aber im entsprechenden Kontext zufällig richtigen Aussagen und Antworten – nämlich die vor sich hin gesagten Zahlen, womit der Doktor Allwissend die Reihenfolge der Diener meint, diese aber glauben, sie seien als erster, zweiter usf. Dieb gemeint – zeigen, dass seine Antworten kein erlerntes Wissen darstellen bzw. dass er gar detektivisch ausgebildet sein müsste: Er muss nur die Lebensklugheit oder eben auch „Bauernschläue“ besitzen, seine zufällig richtigen Antworten als solche zu erkennen, um im Anschluss daran richtig einzuschätzen, wann er klugerweise schweigen muss. Der Doktor weiß im Märchen also lebensklug die Gunst des Augenblicks zu nutzen, da er seine eigene „unwissende“ Überraschung hinter einem scheinbaren Wissen verbergen kann. Da er diese Klugheit besitzt, „ward [er] ein berühmter Mann“⁶.

Auch dieses Märchen soll nun wieder durch erzieherische Fragestellungen untersucht werden:

- 1) Was könnte in der Erziehung eines Kindes geschehen, wenn es sieht, wie scheinbar leicht es ist, ein Doktor zu werden und dazu noch ein „allwissender“? Was könnte ein Kind denken, wenn es hört oder liest, dass sich jemand „Doktor Allwissend“ nennt?
- 2) Was denkt ein Kind, warum der Doktor Allwissend nicht ohne seine Frau Grete in sein Abenteuer zieht, wodurch er dann Doktor Allwissend wird?
- 3) Wie würde ein Kind die „klugen“ Antworten des Doktor Allwissend einordnen?
- 4) Was denkt ein Kind über das nicht „korrekte“, nach heutiger Gesellschaftsmoral wohl korruptionsähnliche „Geschäftsverhalten“ des Bauern?

⁶ Aus: „Doktor Allwissend“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 489.

- 5) Was könnte in der Erziehung eines Kindes geschehen, wenn es versteht, dass man mit so wenig erlerntem „Wissen“ eine so große Berühmtheit werden kann?

6)

Zu 1) Was könnte in der Erziehung eines Kindes geschehen, wenn es sieht, wie *scheinbar* leicht es ist, ein Doktor zu werden und dazu noch ein „allwissender“? Was könnte ein Kind denken, wenn es hört oder liest, dass sich jemand „Doktor Allwissend“ nennt?

Ein Kind kann anhand des Märchens „Doktor Allwissend“ lernen, dass zum beruflichen Erfolg sehr oft nicht das erlernte, fundierte Wissen gehört, sondern vielmehr das Wissen der „Kinder dieser Welt“. In der „Enzyklopädie des Märchens“ kann man lesen: „Im Zentrum der Handlung steht der verblüffende Rollenwechsel der Hauptfigur, der rasche Aufstieg vom armen Narren zum reichen Allwissenden,...“⁷. Um dies zu erreichen und zu werden gehört, auf den Rat des „Kollegen“ hin, ein gekauftes ABC-Buch mit einem „Göckelhahn“ darin, man braucht das Buch allerdings noch nicht einmal gelesen zu haben. Ferner gehören dann dazu⁸ nicht zuletzt aber auch ein Schild mit den Worten: „Ich bin der Doktor Allwissend“. Das heißt hier: „Doktor-Sein“ basiert im Wesentlichen auf äußeren Attributen.⁹ Dieses „Doktor“ - Wissen ist jedoch, und das dürfte ein Kind erspüren, nicht das sachliche, erlernte Wissen eines Berufes, sondern es ist das instinktive Wissen um die Schwäche des Menschen, das zu sehen und zu glauben, was ihm vorgegaukelt wird. In diesem Märchen genügt es zum Beispiel zu behaupten, dass man der „Doktor Allwissend“ sei und schon versinkt der „normale Mensch“ in ehrerbietungsvolle Ver- und Bewunderung.¹⁰ U.a. auch deshalb, weil sich der „normale Mensch“ soviel unbefangene Unverschämtheit –

⁷ Aus: „Doktor Allwissend“. In: Ranke (Begr.)/Brednich (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens*. Bd. 3. Berlin/New York, 1981. S. 738.

⁸ Aus: „Doktor Allwissend“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 488.

⁹ Vgl. dazu die berühmte Geschichte von Gottfried Keller „Kleider machen Leute“, deren Titel geradezu sprichwörtlich geworden ist. Auch sie weist darauf hin, dass man mit äußeren Statussymbolen oftmals, zumindest zunächst, mehr erreicht als mit fundiertem Wissen. Wird dies auch als ungerecht empfunden, so gehört diese Ungerechtigkeit doch zu den Realitäten des Lebens und man tut klug daran, diese anzunehmen.

¹⁰ Schon vor ca. dreißig Jahren trat Uri Geller im Fernsehen mit verblüffendem Wissen auf, das zunächst große Verwunderung und in Folge dessen auch Bewunderung und geradezu Verehrung hervorrief. In einer Sendung mit Günter Jauch wiederholte sich dieser Effekt: aus dem Publikum wurden beliebige Leute gebeten eine Zeichnung anzufertigen, Uri Geller zeichnete die gleiche Zeichnung, trotz vorher verbundener Augen und war sich wiederum der Bewunderung des Publikums gewiss.

wie der Doktor Allwissend sie an den Tag legt – überhaupt nicht vorstellen kann. Das Kind aber könnte instinktiv erfassen, dass dieses bloße Behaupten – getragen von Harmlosigkeit, aber auch von „Bauernschläue“ – genügt, die Leute etwas glauben zu machen, was es für uns Menschen nicht gibt, nämlich allwissend zu sein.

Zu 2) Was denkt ein Kind, warum der Doktor Allwissend nicht ohne seine Frau Grete in sein Abenteuer zieht, wodurch er dann Doktor Allwissend wird?

Ein Kind wird aus diesem Verhalten erspüren, dass „das schlaue Bäuerchen“ seiner Frau absolut vertraut. Er braucht nämlich – ebenso wie ein Kind die (körperliche) Nähe seiner Mutter quasi als eine Versicherung des Lebens braucht – die Versicherung, die seine Frau darstellt, da sich hierin für ihn eine besondere Stärke herstellt. So wird sich ein Kind auch gefühlsmäßig mit dem Bauern auf eine Stufe stellen können: nämlich mit dessen Naivität, einfach zu behaupten, er könne diesen Beruf „Doktor Allwissend“ ausüben, auf dem Hintergrund einer gehörigen Portion „Bauernschläue“ und mit der Absicherung eben durch seine Frau Grete.

Auch ein Kind würde z.B. durch einen Zauberer, der im Kasperletheater auftritt, möglicherweise zu Hause sagen, „ich bin jetzt auch ein Zauberer“ und gegebenenfalls eine Zeitlang sogar selbst daran glauben. Weil für ein Kind, in seiner noch kindlichen Harmlosigkeit, diese Form des „Zauber“ – Wissens sehr einfach aussieht. Dabei könnte ein Kind auch eine Ahnung davon bekommen, dass der Doktor Allwissend seine Frau als instinktiv-emotionalen Beistand braucht, weil ein Kind, in einer schwierigen Situation, sehr natürlich auf die Hilfe seiner Mutter (oder auch seines Vaters) zurückgreifen würde. Warum also sollte hier nicht der Doktor Allwissend auf den fast mütterlichen „Beistand“ seiner Frau zurückgreifen?

Ohne das Wort „Medium“ zu kennen, könnte ein Kind erfahren, dass die Frau des Doktor Allwissend ihrem Mann in diesem allwissenden Ahnen quasi Medium ist: weil sie ihm durch ihr einfaches „Dasein“ ein Gefühl der Sicherheit vermittelt, so wie eben ein Kind seine eigene „Mama“ (wie oben mit anderen Worten schon erläutert) als emotionale Absicherung braucht und sich dadurch stark und dem Leben gewachsen fühlen kann. Oft fühlen Kinder auch, dass sie nur „den Starken“

spielen, indem sie schon fast erwachsene Fähigkeiten vorspielen oder auch noch „vorschwindeln“. Der Volksmund hat dazu die passende Redewendung erfunden: „der kleine Gernegroß“.

Zu 3) Wie würde ein Kind die „klugen“ Antworten des Doktor Allwissend einordnen?

Ein Kind, mit seiner oft vorhandenen kindlich - unbekümmerten Sachlichkeit, wird eher denken, „Glück gehabt“, und damit kann es in diesem Märchen lernen, dass das Glück im Leben oft eine wesentlich größere Rolle spielt als das theoretisch-intellektuelle „Wissen“. Das „Glück“ des Bauern entsteht aus einem mixtum compositum von tatsächlichen Zufällen, Schläue, Vorsicht und Instinkt. Dies alles ließe sich auch als „gelenktes Glück“ bezeichnen. Die Grundlage dafür ist die Emotion des Vertrauens in sich selbst und keine Veranlagung des reinen Intellekts. Später, wenn das Kind erwachsener wird, könnte ihm dies dann als Lebenshilfe dienen, in dem Sinne, dass es manchmal helfen kann, zuversichtlich auf sein Glück zu vertrauen und infolgedessen mit einer eher optimistischen Grundeinstellung an die Probleme des Lebens heranzugehen¹¹. Dies ist eine Haltung, die in Märchen allgemein oft genug als das Leben fördernd erkannt wird, ausgesprochen in der Standard-Redewendung: „zu Zeiten, als das Wünschen noch geholfen hat“¹².

Zu 4) Was denkt ein Kind über das nicht „korrekte“, nach heutiger Gesellschaftsmoral wohl korruptionsähnliche „Geschäftsverhalten“ des Bauern?

Höchstwahrscheinlich hat ein Kind hier überhaupt keine Probleme. Da es ja noch nicht in eine festgelegte Gesellschaftsmoral eingebunden ist, wird es einfach empfinden, der Doktor Allwissend hat sich und allen anderen gedient, zu deren und seiner eigenen Zufriedenheit. Er hat ja auch niemanden verletzt oder betrogen. Vielleicht empfindet das Kind es eher als kleine „Schwindelei“, die in

¹¹ Vgl. dazu nochmals das im vorigen Kapitel „Der gestiefelte Kater“ Ausgeführte zu Verena Kasts Schrift „Vom gelingenden Leben“.

¹² Im rheinischen Sprachgebrauch drückt sich diese Leben fördernde Grundhaltung in der Redewendung „et hätt noch immer joot jejange“ aus. Vgl. dazu Lützeler, Heinrich: *Philosophie des Kölner Humors*. Bad Honnef, 1954. Mit dem Einsturz des Historischen Archivs der Stadt Köln hat dieser Ausspruch eine ziemlich anrüchige Bedeutung bekommen.

der Behauptung und der Selbstdarstellung als „Doktor Allwissend“ liegt. Aber da diese kleine „Schwindelei“ letztlich für alle Seiten – abgesehen natürlich von den ertappten Dieben – dem Leben förderlich war, ist dieses Verhalten auch in den Augen eines Kindes ähnlich trickreich wie das des „tapferen Schneiderleins“ oder des „gestiefelten Katers“. Damit kann dieses Verhalten auch für das Verhalten des Kindes hilfreich sein und ihm in manchen Situationen als Vorbild und als Anregung dienen.

Zu 5) Was könnte in der Erziehung eines Kindes geschehen, wenn es versteht, dass man mit so wenig erlerntem „Wissen“ eine so große Berühmtheit werden kann?

Vielleicht kommen einem Kind beim Hören dieses Märchens zum ersten Mal Zweifel an den oft behaupteten Qualitäten der so genannten „Gelehrten“ und „Autoritäten“. Es könnte daraus nämlich die Ein- und Ansicht gewinnen, dass Klug-, Gebildet- und Wissend-Sein nicht zwangsläufig eine Sache des Erwachsenseins und eines (wissenschaftlichen) Studiums sein müssen. Ein Kind könnte dabei auch lernen, dass manchmal Wissen nur ein oberflächlich Auswendiggelerntes ist und als solches keinesfalls Lebensklugheit. Wir sprechen im Volksmund aus diesem Grund auch von „totem Wissen“. Das Beispiel des „Doktor Allwissend“ aber lehrt, dass ein spezifisches „Wissen“, richtig und geschickt eingesetzt, durchaus im Dienste des Lebens stehen kann. Ein Kind könnte daraus sogar intuitiv erkennen, dass es selber, weil es den „Doktor Allwissend“ in seinen Tricks durchschaut, schon einsichtiger und damit klüger ist als derjenige, der mit dem Einsatz eines qualitätslosen, bloß „toten Wissens“ arbeitet¹³. Ein Kind benutzt, wenn sich ihm bei Anderen ein scheinbar „unehrlicher“ Sachverhalt darstellt, leicht die Redewendung, dieser oder jener habe „gepfuscht“ – was es selbst für sich allerdings als legitim in Anspruch nimmt. Dies stellt es dann aber auch in unbekümmter Offenheit fest, sodass die angemäße Selbstdarstellung angeblich höheren Wissens oder Seins oder eben der Dummheit der Gesellschaft sichtbar und von ihm durchschaut wird. Zu erinnern wäre in diesem Zusammenhang an Andersens Märchen „Des Kaisers neue

¹³ Es ist bekannt, dass auch ein Kind sich in gewisser Weise durchaus schon klug und einsichtig zeigen kann, wenn es mit der Redewendung, „der X oder die Y pfuschen“, zeigt, dass es die Sachlage erkannt hat.

Kleider“, in dem das kleine Kind diese Dummheit der Gesellschaft unverblümt entlarvt, indem es einfach das sagt, was es sieht und was wahr ist: „„Aber er hat ja gar nichts an!“ „Hört die Stimme der Unschuld!“, sagte der Vater“¹⁴. Manches in dieser Welt erweist sich nämlich als unwahr und gibt nur vor, etwas zu sein.

Wie sehr dieses Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ auch das Zusammenleben unseres Alltags in oft komplizierter oder raffinierter Weise beschreibt, mag die spannende und humorvolle Novelle „Appearance and Reality“ von William Somerset Maugham zeigen. Als philosophische Vorlage für diese Geschichte, die in geschickter – um nicht zu sagen charmanter – Weise das Thema von eitem Schein und schlichem Sein behandelt, war das Werk des Philosophen Francis Herbert Bradley (1846-1924), dessen Philosophie u.a. Anklänge an Hegel (1770-1831) aufweist.¹⁵ Bradley veröffentlichte 1893 eine philosophische Schrift mit dem Titel „Appearance and Reality: A Metaphysical Essay“. Hier diskutierte er unter anderem, dass „Truth and falsehood are [both] aspects of reality“¹⁶ Da Wahrheit und Lüge resp. Falschheit *beides* Aspekte der Wirklichkeit, d.h. der „Lüge“ oder der „Falschheit“ sind, ist dies daher nicht lediglich die Abwesenheit von Wahrheit (diese wird im Märchen als, wenn nötig, erlaubt angesehen), sondern eine eigene wirksame Wirklichkeit, die mit der „Wahrheit“ stets verwoben ist, sodass das eine aus dem anderen entsteht und umgekehrt¹⁷.

¹⁴ In: Andersen, Hans Christian: *Andersens Märchen*. München, 1938. S. 93.

¹⁵ Francis Herbert Bradley war ein einflussreicher englischer Philosoph einer bedingungslos idealistischen Schule. Diese basierte auf der Lehrmeinung der Gedanken G.W.F. Hegels, die darauf bestand, den menschlichen Geist als das fundamentalere Merkmal (Charakteristikum) des Universums anzusehen als die Materie.

¹⁶ Übersetzt: „Wahrheit und Lüge [aber] sind [beides] Aspekte der Wirklichkeit“. In: Bradley, Francis Herbert: *Appearance and Reality: A Metaphysical Essay*. Ninth Impression (Corrected) Oxford At The Clarendon Press, 1930. ins Deutsche übersetzt von Friedrich Blaschke: *Erscheinung und Wirklichkeit: Ein metaphysischer Versuch*. Leipzig.

¹⁷ So äußert sich Bradley an anderer Stelle (Bradley: *Appearance and Reality*. 1930. S. 329) zu dieser Problematik wie folgt: Der Gegensatz von Wahrheit und Irrtum sei kein absoluter, ebenso wie auch „bei Gut und Böse der Gegensatz kein absoluter [ist]“. Die Vorstellung von der Absolutheit des Bösen beruht, nach Bradley, auf einem grundsätzlichen Missverständnis, dass „wir Vorstellung und Existenz nicht in Übereinstimmung finden [...]\“. Dennoch gilt nach Bradley: „Die Formen, Vorstellungen und Existenz können in einem großen Ganzen vereint werden, in dem Böses als solche[s] verbinde[t]“ (Ebd. S. 163. Hervorhebung v. Verf.).

Auch Friedrich Nietzsche hat sich unter dem Titel „Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne“ zu diesem Problem ganz in diesem Sinne geäußert. Astrid Nettling betont in ihrem Essay „Denn die Gegenseite der Wahrheit hat hunderttausend Gesichter – Betrachtungen über die Lüge“ mit Nietzsche, dass der Mensch kein Wahrheitsorgan besitze, so wie er über ein Riech-, Seh- und Hörorgan verfüge. Nettling sagt weiter, dass in Konsequenz dieser Tatsache wir dazu geführt werden, dass Verlässlichkeit und Vertrauen diejenigen Möglichkeiten sind, die das Verhältnis der Menschen untereinander und zueinander bestimmen sollten. In diesem Zusammenhang zitiert sie Hannah Arendt: „Wir fangen etwas an; wir schlagen unseren Faden in ein Netz der Beziehungen. Was daraus wird, wissen wir nie. Das gilt für alles Handeln. Das ist ein Wagnis. Und nun würde ich abschließend sagen, daß dieses Wagnis nur möglich ist im Vertrauen auf die Menschen. Das heißt, in irgendeinem schwer zu fassenden, aber

Um das Thema „Appearance and Reality“ in die Nähe des Lebens zu führen, wird es von Somerset Maugham bei Bradley entliehen und in einer seiner berühmten Kurzgeschichten verarbeitet. Maugham stellt in dieser auf eine charmante und leicht „unmoralische“ Weise dar, wie mit Hilfe eines etwas älteren Senators der französischen Regierung und eines „kleinen Mannequins“¹⁸ (Er)-Schein(-ung) wie auch Wirklichkeit zugleich gelebt werden können.

In dieser Geschichte behandelt Maugham die emotionalen Verwicklungen menschlicher Liebe. Hierbei ist selbstverständlich unser Ideal, dass die Liebe immer ehrlich, immer rein, immer ideal, immer ewig ist. Wir alle verspüren, wenn wir lieben oder geliebt werden, dass dies in dieser idealen Form nicht so ist, ob wir uns dies nun zugestehen oder nicht. Viele Künstler, Dichter und Schriftsteller haben daher diese Verstrickungen zu ihrem Thema gemacht. So hat auch Maugham die oben erwähnte Kurzgeschichte geschrieben, in der er dem Leser vor Augen führt, dass die menschliche Liebesfähigkeit und Liebeswirklichkeit oft überraschende Drehungen und Wendungen annimmt, unter denen der Mensch einsteils leidet, die wir aber andererseits voll als menschliche Realität anerkennen sollten. Maugham führt uns in seiner Kurzgeschichte vor Augen, dass die beste Form der Anerkennung vielleicht darin liegt, diese Schwächen der menschlichen Liebesfähigkeit mit Humor und Charme anzunehmen.¹⁹

Und dies ist auch der Bereich, in dem sich der Doktor Allwissend wie selbstverständlich und klug bewegt: Er erfährt „am eigenen Leib“, dass das Wesentliche in der klugen Verbindung von Schein und Wirklichkeit liegt und dass

grundätzlichen Vertrauen in das Menschliche aller Menschen. Anders könnte man es nicht.“ (Manuskript der Sendung aus dem Deutschlandfunk vom 07.11.2008. S. 17).

Dass dieses Vertrauen aber etwas ist, was wir Menschen in der ersten Phase unseres Lebens erfahren und lernen können, wenn wir das Glück gehabt haben, von einer Mutter oder einem mütterlichen Menschen ein Urvertrauen, wie Erikson es beschrieben hat, erhalten zu haben. Märchen tragen dazu bei, bei Kindern gerade ein solches Urvertrauen in das Leben hervorzurufen, denn oftmals handeln Märchen von Geschichten „gelingenden Lebens“ gerade auch in der Entwicklung von Kindern, nämlich den „Glückskindern“.

¹⁸ Im Sinne von unbedeutend; in den Augen des Senators gerade groß genug, um „die kleine Freundin“ eines wichtigen Regierungsmitglieds zu sein.

¹⁹ Eine ähnliche Thematik wurde auch von Arthur Schnitzler in seiner Novelle „Der Reigen“ berührt, von Gustave Flaubert in „Madame Bovary“ und von Theodor Fontane in „Effi Briest“. Auch Shakespeares „Der Widerspenstigen Zähmung“ gehört in diesen Zusammenhang. Je nach dem aus welcher Perspektive die verschiedenen Dichter solche Geschichten erzählen, tritt der leidvolle und tragische Aspekt mehr oder weniger zutage. Maugham aber hat sich, ähnlich wie George Bernard Shaw, dafür entschieden, die ironische, charmante und tragikomische Seite aufzuzeigen. Und zwar angeregt durch den Titel von Bradley, ein Titel, der in seinem Charme fast in die Nähe der etwas leichtfüßig klingenden Redewendung eines Chansons von Zarah Leander mit der Frage „Kann denn Liebe Sünde sein?“ führt. Märchen jedenfalls entscheiden sich oft oder fast immer letztendlich für ein heilsames Maß, mit dem die menschliche Wirklichkeit zurechtgerückt wird.

der fast tägliche Gebrauch einen täglichen, sich immer wiederholenden, immer klugen Balanceakt erfordert, solange jedenfalls bis auf diese Weise das Lebensglück erreicht wird. Diese Kunst beherrschen nach Maugham die Hauptfiguren Lisette und ihr Senator. Ebenso aber sind der Bauer und seine Frau, die als Alter Ego des Bauern anzusehen ist, in einem guten Sinne fähig, Schein und Wirklichkeit erfolgreich zu verbinden und zu praktizieren.

Es sollte erlaubt sein zu sagen, dass die Anwendung von „Appearance and Reality“ im täglichen Leben, wenn sie als Doppel-Gespann auftreten und niemanden verletzen oder schädigen, als Aspekte des täglichen Lebens undiskutiert und immer annehmbar sind. Ein Kind jedenfalls wird auch bei diesem Märchen, mit seiner unverstellten Nüchternheit, in aller Regel in der Lage sein, seinem Leben den klugen Gebrauch von „Appearance and Reality“ auf positive Weise erfolgreich hinzuzufügen.

9. „Die Gänsemagd“ oder „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt“¹

Eine Königstochter wird in das Leben entlassen mit im Wesentlichen „äußerem“ Geschenken, jedoch auch einem „inneren“ sehr kostbaren Geschenk. Das sind die drei Blutstropfen der Königinmutter, denen in der Tat Zauberkraft anhaftet. Hier ist nämlich zu bedenken, dass: „Die drei Blutstropfen auf dem Tuch der Gänsemagd [...] nicht die Ansicht ihrer Mutter vermitteln [können], wenn sie nicht ein mystischer Teil von ihr wären“.² Aber auch Gold- oder Silbergerätschaften werden ihr mitgegeben, ein Pferd, das sprechen kann sowie eine Magd, die eine schlechte Dienerin ist. All das gehört zur „äußerem“ Aussteuer. Und damit wird die Königstochter förmlich „aus dem Nest geworfen“, jedoch noch ohne das Wissen, das all dieses Geschenkte erworben werden muss, um es integrieren und verwerten zu können, gemäß Goethes Ausspruch: „Was du ererbst von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“³. Damit ist das zentrale Thema angesprochen, mit dem das Kind im Märchen „Die Gänsemagd“ konfrontiert wird: Erwachsen-Werden und -Sein, Sorgsam-Sein und nicht zuletzt Mut-Gewinnen und der Erwerb von Selbstständigkeit.

Es lebte einmal eine alte Königin, der war ihr Gemahl schon lange Jahre gestorben, und sie hatte eine schöne Tochter. Wie die erwuchs, wurde sie weit über Feld an einen Königsohn versprochen. Als nun die Zeit kam, wo sie vermählt werden sollten und das Kind in das fremde Reich abreisen mußte, packte ihr die Alte gar viel köstliches Gerät und Geschmeide ein, Gold und Silber, Becher und Kleinode, kurz alles, was nur zu einem königlichen Brautschatz gehörte, denn sie hatte ihr Kind von Herzen lieb. Auch gab sie ihr eine Kammerjungfer bei, welche mitreiten und die Braut in die Hände des Bräutigams überliefern sollte, und jede bekam ein Pferd zur Reise, aber das Pferd der Königstochter hieß Falada und konnte sprechen. Wie nun die Abschiedsstunde da war, begab sich die alte Mutter in ihre Schlafkammer, nahm ein Messerlein und schnitt damit in ihre Finger, daß sie bluteten; darauf hielt sie ein weißes Läppchen unter und ließ drei Tropfen Blut hineinfallen, gab sie der Tochter und sprach: „Liebes Kind, verwahre sie wohl, sie werden dir unterwegs not tun.“

Also nahmen beide voneinander betrübten Abschied; das Läppchen steckte die Königstochter in ihren Busen vor sich, setzte sich aufs Pferd und zog nun fort zu ihrem Bräutigam. Da sie eine Stunde geritten waren, empfand sie heißen Durst und sprach zu ihrer Kammerjungfer: „Steig ab und schöpfe mir mit meinem Becher, den du für mich

¹ Aus: Nietzsche, Friedrich: „Aus hohen Bergen“. Nachgesang, 12. Strophe, letzte Zeile. In: ders.: *Werke in drei Bänden*. hrsg. von Karl Schlechta. Bd. 2. München, 1954.

² Beit, Hedwig von: Das Märchen. Sein Ort in der geistigen Entwicklung. Bern/München, 1965. S. 174. Hervorhebung v. Verf.

³ Goethe, Johann Wolfgang von: „Faust I, Nacht / Faust Vs 682“. In: Artemis-Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. Zürich/Stuttgart, 1948 ff. Bd. 5. S. 164. zitiert nach Dobel: Lexikon der Goethe-Zitate. 2002. S. 173.

mitgenommen hast, Wasser aus dem Bache, ich möchte gern einmal trinken.“ „Wenn Ihr Durst habt“, sprach die Kammerjungfer, „so steigt selber ab, legt Euch ans Wasser und trinkt, ich mag Eure Magd nicht sein.“ Da stieg die Königstochter vor großem Durst herunter, neigte sich über das Wasser im Bach und trank und durfte nicht aus dem goldenen Becher trinken. Da sprach sie: „Ach Gott!“ Da antworteten die drei Blutstropfen: „Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät ihr zerspringen.“ Aber die Königsbraut war demütig, sagte nichts und stieg wieder zu Pferd. So ritten sie etliche Meilen weiter fort, aber der Tag war warm, die Sonne stach, und sie durstete bald von neuem. Da sie nun an einen Wasserfluß kamen, rief sie noch einmal ihrer Kammerjungfer: „Steig ab und gib mir aus meinem Goldbecher zu trinken“, denn sie hatte aller bösen Worte längst vergessen. Die Kammerjungfer aber sprach noch hochmütiger: „Wollt Ihr trinken, so trinkt allein, ich mag nicht Eure Magd sein.“ Da stieg die Königstochter hernieder vor großem Durst, legte sich über das fließende Wasser, weinte und sprach: „Ach Gott!“ Und die Blutstropfen antworteten wiederum: „Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät ihr zerspringen.“ Und wie sie so trank und sich recht überlehnte, fiel ihr das Läppchen, worin die drei Tropfen waren, aus dem Busen und floß mit dem Wasser fort, ohne daß sie es in ihrer großen Angst merkte. Die Kammerjungfer hatte aber zugesehen und freute sich, daß sie Gewalt über die Braut bekäme: denn damit, daß diese die Blutstropfen verloren hatte, war sie schwach und machtlos geworden. Als sie nun wieder auf ihr Pferd steigen wollte, das da hieß Falada, sagte die Kammerfrau: „Auf Falada gehör ich, und auf meinen Gaul gehörst du“; und das mußte sie sich gefallen lassen. Dann befahl ihr die Kammerfrau mit harten Worten, die königlichen Kleider auszuziehen und ihre schlechten anzulegen, und endlich mußte sie sich unter freiem Himmel verschwören, daß sie am königlichen Hof keinem Menschen etwas davon sprechen wollte; und wenn sie diesen Eid nicht abgelegt hätte, wäre sie auf der Stelle umgebracht worden. Aber Falada sah das alles an und nahm's wohl in acht.

Die Kammerfrau stieg nun auf Falada und die wahre Braut auf das schlechte Roß, und so zogen sie weiter, bis sie endlich in dem königlichen Schloß eintrafen. Da war große Freude über ihre Ankunft, und der Königsohn sprang ihnen entgegen, hob die Kammerfrau vom Pferde und meinte, sie wäre seine Gemahlin; sie ward die Treppe hinaufgeführt, die wahre Königstochter aber mußte unten stehenbleiben. Da schaute der alte König am Fenster und sah sie im Hof halten und sah, wie sie fein war, zart und gar schön; ging alsbald hin ins königliche Gemach und fragte die Braut nach der, die sie bei sich hätte und da unten im Hof stände und wer sie wäre. „Die hab ich mir unterwegs mitgenommen zur Gesellschaft; gebt der Magd was zu arbeiten, daß sie nicht müßig steht.“ Aber der alte König hatte keine Arbeit für sie und wußte nichts, als daß er sagte: „Da hab ich so einen kleinen Jungen, der hütet die Gänse, dem mag sie helfen.“ Der Junge hieß Kürdchen (Konrädcchen), dem mußte die wahre Braut helfen Gänse hüten.

Bald aber sprach die falsche Braut zu dem jungen König: „Liebster Gemahl, ich bitte Euch, tut mir einen Gefallen.“ Er antwortete: „Das will ich gerne tun.“ „Nun, so laßt den Schinder rufen und da dem Pferde, worauf ich hergeritten bin, den Hals abhauen, weil es mich unterwegs geärgert hat.“ Eigentlich aber fürchtete sie, daß das Pferd sprechen möchte, wie sie mit der Königstochter umgegangen war. Nun war das so weit geraten, daß es geschehen und der treue Falada sterben sollte, da kam es auch der rechten Königstochter zu Ohr, und sie versprach dem Schinder heimlich ein Stück Geld, das sie ihm bezahlen wolle, wenn er ihr einen kleinen Dienst erwiese. In der Stadt war ein großes finsternes Tor, wo sie abends und morgens mit den Gänzen durch mußte, unter das finstere Tor möchte er dem Falada seinen Kopf hinnageln, daß sie ihn doch noch mehr als einmal sehen könnte. Also versprach das der Schindersknecht zu tun, hieb den Kopf ab und nagelte ihn unter das finstere Tor fest.

Des Morgens früh, da sie und Kürdchen unterm Tor hinaustrieben, sprach sie im Vorbeigehen

„O du Falada, da du hängest“,

Da antwortete der Kopf:

„O du Jungfer Königin, da du gangest,
wenn das deine Mutter wüßte,
ihr Herz tät ihr zerspringen.“

Da zog sie still weiter zur Stadt hinaus, und sie trieben die Gänse aufs Feld. Und wenn sie auf der Wiese angekommen war, saß sie nieder und machte ihre Haare auf, die waren eitel Gold, und Kürdchen sah sie und freute sich, wie sie glänzten, und wollte ihr ein paar ausraufen. Da sprach sie:

„Weh, weh, Windchen,
nimm Kürdchen sein Hütchen,
und laß'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschnatzt
und wieder aufgesatzt.“

Und da kam ein so starker Wind, daß er dem Kürdchen sein Hütchen wegwehte über alle Land, und es mußte ihm nachlaufen. Bis es wieder kam, war sie mit dem Kämmen und Aufsetzen fertig, und er konnte keine Haare kriegen. Da war Kürdchen bös und sprach nicht mit ihr; und so hüteten sie die Gänse, bis daß es Abend ward, dann gingen sie nach Haus.

Den andern Morgen, wie sie unter dem finstern Tor hinaustrieben, sprach die Jungfrau:

„O du Falada, da du hängest.“

Falada antwortete:

„O du Jungfer Königin, da du gangest,
wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz tät ihr zerspringen.“

Und in dem Feld setzte sie sich wieder auf die Wiese und fing an, ihr Haar auszukämmen, und Kürdchen lief und wollte danach greifen, da sprach sie schnell:

„Weh, weh, Windchen,
nimm Kürdchen sein Hütchen,
und laß'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschnatzt
und wieder aufgesatzt.“

Da wehte der Wind und wehte ihm das Hütchen vom Kopf weit weg, daß Kürdchen nachlaufen mußte; und als es wiederkam, hatte sie längst ihr Haar zurecht, und es konnte keins davon erwischen, und so hüteten sie die Gänse, bis es Abend ward.

Abends aber, nachdem sie heimgekommen waren, ging Kürdchen vor den alten König und sagte: „Mit dem Mädchen will ich nicht länger Gänse hüten.“ „Warum denn?“ fragte der alte König. „Ei, das ärgert mich den ganzen Tag.“ Da befahl ihm der alte König zu erzählen, wie's ihm denn mit ihr ginge. Da sagte Kürdchen: „Morgens, wenn wir unter dem finstern Tor mit der Herde durchkommen, so ist da ein Gaulskopf an der Wand, zu dem redet sie:

„Falada, da du hängest.“

Da antwortet der Kopf:

„O du Königsjungfer, da du gangest,
wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz tät ihr zerspringen.“

Und so erzählte Kürdchen weiter, was auf der Gänsewiese geschähe und wie es da dem Hut im Winde nachlaufen müßte.

Der alte König befahl ihm, den nächsten Tag wieder hinauszutreiben, und er selbst, wie es Morgen war, setzte sich hinter das finstere Tor und hörte da, wie sie mit dem Haupt des Falada sprach; und dann ging er ihr auch nach in das Feld und barg sich in einem Busch auf der Wiese. Da sah er nun bald mit seinen eigenen Augen, wie die Gänsemagd und der Gänsejunge die Herde getrieben brachte, und wie nach einer Weile sie sich setzte und ihre Haare losflocht, die strahlten von Glanz. Gleich sprach sie wieder:

„Weh, weh, Windchen,
faß Kürdchen sein Hütchen,
und laß'n sich mit jagen,
bis daß ich mich geflochten und geschnatzt

und wieder aufgesetzt.“

Da kam ein Windstoß und fuhr mit Kürdchens Hut weg, daß es weit zu laufen hatte, und die Magd kämmte und flocht ihre Locken still fort, welches der alte König alles beobachtete. Darauf ging er unbemerkt zurück, und als abends die Gänsemagd heimkam, rief er sie beiseite und fragte, warum sie dem allem so täte. „Das darf ich Euch nicht sagen, und darf auch keinem Menschen mein Leid klagen, denn so hab ich mich unter freiem Himmel verschworen, weil ich sonst um mein Leben gekommen wäre.“ Er drang in sie und ließ ihr keinen Frieden, aber er konnte nichts aus ihr herausbringen. Da sprach er: „Wenn du mir nichts sagen willst, so klag dem Eisenofen da dein Leid“, und ging fort. Da kroch sie in den Eisenofen, fing an zu jammern und zu weinen, schüttete ihr Herz aus und sprach: „Da sitze ich nun, von aller Welt verlassen, und bin doch eine Königstochter, und eine falsche Kammerjungfer hat mich mit Gewalt dahin gebracht, daß ich meine königlichen Kleider habe ablegen müssen, und hat meinen Platz bei meinem Bräutigam eingenommen, und ich muß als Gänsemagd gemeine Dienste tun. Wenn das meine Mutter wüßte, das Herz im Leib tät ihr zerspringen.“ Der alte König stand aber außen an der Ofenröhre, lauerte ihr zu und hörte, was sie sprach. Da kam er wieder herein und hieß sie aus dem Ofen gehen. Da wurden ihr königliche Kleider angetan, und es schien ein Wunder, wie sie so schön war. Der alte König rief seinen Sohn und offenbarte ihm, daß er die falsche Braut hätte: die wäre bloß ein Kammermädchen, die wahre aber stände hier, als die gewesene Gänsemagd. Der junge König war herzensfroh, als er ihre Schönheit und Tugend erblickte, und ein großes Mahl wurde angestellt, zu dem alle Leute und guten Freunde gebeten wurden. Obenan saß der Bräutigam, die Königstochter zur einen Seite und die Kammerjungfer zur anderen, aber die Kammerjungfer war verbündet und erkannte jene nicht mehr in dem glänzenden Schmuck. Als sie nun gegessen und getrunken hatten und guten Muts waren, gab der alte König der Kammerfrau ein Rätsel auf, was eine solche wert wäre, die den Herrn so und so betrogen hätte, erzählte damit den ganzen Verlauf und fragte: „Welches Urteils ist diese würdig?“ Da sprach die falsche Braut: „Die ist nichts Besseres wert, als daß sie splinternackt ausgezogen und in ein Faß gesteckt wird, das inwendig mit spitzen Nägeln beschlagen ist, und zwei weiße Pferde müssen vorgespannt werden, die sie Gasse auf Gasse ab zu Tode schleifen.“ „Das bist du“, sprach der alte König, „und hast dein eigen Urteil gefunden, und danach soll dir widerfahren.“ Und als das Urteil vollzogen war, vermaßte sich der junge König mit seiner rechten Gemahlin, und beide beherrschten ihr Reich in Frieden und Seligkeit.⁴

Wenn man aus Nietzsches „Aus hohen Bergen“: „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt“⁵ interpretiert, kann hier nur die Entwicklung zum Vollkommeneren hin gemeint sein. Für den Menschen wird das für sein Leben heißen, dass er die Aufgaben des Lebens, die ihm gestellt sind, annimmt und im besten Sinne zu erfüllen lernt. Das Märchen „Die Gänsemagd“ stellt eine Entwicklungs- und Erziehungsgeschichte dar, die normalerweise eine bestimmte Lebensspanne, nämlich Kindheit und Jugend, umfasst, sich hier aber sehr verdichtet auf den Zeitraum einer Reise „weit über Feld“⁶ bezieht. Das Wort, „nur wer sich wandelt, ist mit mir verwandt“ wird in diesem Märchen lebensnah umgesetzt. Es wird ein Erziehungsweg gezeigt, der den Wert der Erziehung in einer flexiblen und lebendigen Wandlung, in der Anpassung an neue Gegebenheiten deutlich machen

⁴ „Die Gänsemagd.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 436-442.

⁵ Aus: Nietzsche: „Aus hohen Bergen“. Nachgesang, 12. Strophe, letzte Zeile. In: ders.: Werke in drei Bänden. Bd. 2. 1954.

⁶ Aus: „Die Gänsemagd.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 436.

soll. Von der Prinzessin wird, mit diesem Wort im Hintergrund, eine notwendige und rasche Metamorphose zum Erwachsenen- und „Selbstständig-Werden“ gefordert. Leben nämlich kann sich angemessen nur in ständiger Wandlung und Umwandlung entwickeln.⁷

Eine Kind-Prinzessin erfährt also den Weg der Erziehung zur Königin auf dieser Reise „weit über Feld“⁸, eine Prinzessin jedenfalls, die von ihrer Mutter bisher aus aller Eigenverantwortlichkeit herausgehalten wurde. Stattdessen erhält sie in einer entscheidenden Lebenssituation von ihrer Mutter Gaben, derer sie sich aber nicht zu bedienen weiß: Sie begreift sie nämlich zunächst nur als äußere Gaben. Sie erfasst diese Gaben – die drei Blutstropfen wie auch das Pferd Falada – nicht in ihrer symbolischen Bedeutung, nämlich als Lebens entscheidende Hinweise, sondern lediglich als materielle, für sie nicht weiter verständliche Beigaben. Hätte sie diese Gaben in ihrer symbolischen Bedeutung verstanden, dann hätte sie diese mit großer Sorgfalt aufbewahrt und dementsprechend behandelt. Fragen wir nun dezidiert, worin die symbolische Bedeutung der Gaben für die Lebenssituation der Prinzessin besteht, so lassen sich die drei Blutstropfen als eine Weitergabe des Lebens von der Mutter an die Tochter verstehen.⁹ Das Pferd Falada steht in seiner symbolischen Bedeutung für das Tragen ins Leben, als lebendes Pferd, aber auch als abgeschlagner Kopf unter dem Torbogen hängend, als Hüter und Wächter.

Durch die anschließenden Erfahrungen findet für die Prinzessin ein Erziehungsprozess zu einer eigenverantwortlichen Lebensgestaltung statt. Dieser Erziehungsprozess wird zum ersten Mal, und das gleich zweimal hintereinander, durch die Worte der Blutstropfen deutlich. Auf die Worte der Prinzessin „Ach

⁷ Oft wird dieses Märchen als ein Prozess der Emanzipation oder der Gewinnung von Autonomie interpretiert. Vgl. Kast: *Wege aus Angst und Symbiose*. 2002. S. 42 f.

Hedwig von Beit ordnet dieses Märchen ein unter dem Titel „Die Fahrt der Jungfrau“ bzw. „Die Suchwanderung“ als ein Urbild für das Weibliche auf dem Wege zu sich selbst (Vgl. Beit: *Symbolik des Märchens*. Bd. 1: *Versuch einer Deutung*. 1975. S. 585 ff.).

Bruno Bettelheim gibt dem Märchen „Die Gänsemagd“ den Untertitel: „Autonomie gewinnen“. Dabei geht es in jedem Falle aber auch um den Reifungsprozess vom Mädchen bzw. der Jungfrau zur erwachsenen Frau bzw. um den Weg von der Prinzessin zur Königin (Vgl. Bettelheim: *Kinder brauchen Märchen*. 1977. S. 129.).

⁸ Aus: „Die Gänsemagd.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 436.

⁹ Vgl. dazu Kast: *Wege aus Angst und Symbiose*. 2002. S. 45 ff. Hier betont Verena Kast allerdings mehr, dass das Läppchen mit den drei Blutstropfen eher eine „Rückbindung der Tochter an die Mutter ist“ (Ebd. S. 45 f.), dass sie immer noch durch diese Rückbindung sich getröstet, geborgen und eben „bemuttert“ fühlen kann. Dies scheint jedoch etwas verkürzt, denn Kast spricht auch davon, dass „Blut“ von Alters her als Sitz der Seele und der Lebenskraft gelte (Ebd. S. 45.), und dass das Mädchen, als es dieses Läppchen mit den Blutstropfen verloren hat, schwach und machtlos geworden ist (Ebd. S. 46.). Letztere Aspekte betonen doch eindeutig, dass die Mutter mit diesem Läppchen ihrer Tochter *ihre eigene Lebenskraft* mit auf den Weg geben will.

Gott!“ antworten diese nämlich mit: „Wenn das deine Mutter wüsste, das Herz im Leibe tät ihr zerspringen.“¹⁰ Als die Prinzessin dann unter dem Tor hergeht, greift sie in ihrer Not zu dem Ausruf: „O du Falada, da du hängest“ – und der Kopf antwortet: „O du Jungfer Königin, da du gangest, wenn das deine Mutter wüsste, ihr Herz tät ihr zerspringen.“¹¹ Auch durch diesen Dialog versteht sie nun endlich diesen Teil ihres Lebens als einen weiteren Teil ihrer Erziehung, wie im Folgenden dann noch genauer dargelegt werden soll.

Der Erziehungsprozess der Prinzessin lässt sich in folgende vier Aspekte einteilen:

- 1) Sie, die Prinzessin, muss die Lebensreise zum ersten Mal alleine bewältigen.
- 2) Es ist von besonderer Wichtigkeit, dass die von der Königinmutter mitgegebenen und der Prinzessin anvertrauten Dinge sorgfältig behütet werden müssen.
- 3) Die Prinzessin muss die Fähigkeit, sich veränderten Bedingungen anzupassen, erwerben. Dazu gehört dann auch, dass sie die Dinge, die geschehen, wahrnehmen und in der Erinnerung bewahren muss, um überleben zu lernen, aber auch, um durch sorgfältiges Nachdenken und Überlegen einschätzen zu lernen, wie eine fest gefahrene und beängstigende Situation doch noch auf den richtigen Weg gebracht werden kann.¹²
- 4) Zu guter Letzt gehört dazu auch, dass die Prinzessin ein-sehen muss, dass sogar ein Schwur „gebrochen“ werden kann oder sogar muss, wenn es der „Wahrheitsfindung“, d.h., einem höheren Recht, dem Menschenrecht dient, denn ein solcher Schwur ist – juristisch formuliert – „sittenwidrig“.

Zu 1) Sie, die Prinzessin, muss die Lebensreise zum ersten Mal alleine bewältigen.

Die Königinmutter, die ihrer Tochter für das Leben zwar alles mitgibt, was als „Mitgift“ möglich ist, kann ihr etwas jedoch nicht geben, weil die Tochter das

¹⁰ Aus: „Die Gänsemagd.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 437.

¹¹ Ebd. S. 439.

¹² Vgl. dazu nochmals Hedwig von Beit: „Die Fahrt der Jungfrau“. In: *Symbolik des Märchens*. Bd. 1: *Versuch einer Deutung*. 1975. S. 585. Vgl. auch Bühler: *Wenn das Leben gelingen soll*. 1969. S. 157 ff.

selbst erwerben muss. Dieses Etwas kann sich nur durch einen Erziehungsprozess im Lebensvollzug selbst entwickeln: Fähigkeiten nämlich, die aus ihrer noch kindlichen Unmündigkeit zu einem voll verantwortlichen Menschen hinführen, zu einer „Königin“, zu einer Frau, die an oberster und erster Stelle steht, die zwar mit allen Privilegien ausgestattet ist, ebenso aber auch alle Verpflichtungen übernehmen muss. Alles das muss – auch von einer Königstochter – in einem Prozess – wie schon mit Goethe gesagt – „erworben werden, um es zu besitzen“.

Als die Prinzessin, beschenkt und beladen mit „köstliche[m] Gerät und Geschmeide, Gold und Silber, Becher[n] und Kleinode[n]“¹³, ihren ersten eigenverantwortlichen Weg antritt, erhält sie von der Königinmutter die kostbarsten Dinge, die diese ihr geben kann.¹⁴ Das sind der Brautschatz, das Läppchen mit den drei Blutstropfen, aber auch das Pferd Falada, dem sie in Fürsorge verantwortlich ist.¹⁵ Als Lebensaufgabe steht darüber hinaus noch eine ungetreue Magd gegen sie, an der sie sich erst noch beweisen muss.¹⁶

Ein älteres Kind an der Grenze zum Jugendlichen könnte an der Kostbarkeit der Geschenke und auch an der Bedeutung, die die Mutter den Geschenken beilegt, erkennen, wie wichtig es ist, diesen Dingen die notwendige Aufmerksamkeit zu widmen. Das heranwachsende Kind müsste daher Geschenke von der Mutter besonders gut aufbewahren, hegen und pflegen, speziell in einer Situation, wo der Vater fehlt. Ebenso könnte das Pferd Falada bald als besonders wertvoll erfasst werden, da es in der Lage ist, durch seine Stärke die Prinzessin zu beschützen. Zudem verfügen die Blutstropfen und das Pferd noch über das Wunder der Sprachfähigkeit, das heißt, die Prinzessin ist in der Lage, sich mit ihnen auszutauschen, denn sie hat ja niemanden sonst, von der ungetreuen Dienerin abgesehen. Durch ihre Unachtsamkeit aber verliert die Prinzessin diese Austauschmöglichkeiten, indem sie dem Satz: „Liebes Kind, verwahre sie wohl, sie werden dir *unterweges* not tun“¹⁷, nicht die notwendige Beachtung gibt.

¹³ Aus: „Die Gänsemagd.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 436 Aus: „Die Gänsemagd.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 436.

¹⁴ Vgl. zu den Gaben der Königin auch Schliephacke, Bruno P.: *Märchen, Seele und Sinnbild. Neue Wege zu altem Wissen*. Münster, 1974. S. 110 ff.

¹⁵ Vgl. zur Bedeutung des Namens „Falada“ Hedwig von Beit: *Symbolik des Märchens. Bd. 1: Versuch einer Deutung*. 1975. S. 785.: „Falada erinnert an Rolands Pferd Veillantif, auch an Valentich oder auch Valentin. Der Stamm ‚vaillant‘ oder ‚valer‘ bedeutet kräftig, gesund, stark, wertvoll, mutig. Somit ist das Pferd ein Symbol der vitalen Triebkraft, der seelischen Energie, die den Menschen zu seiner Schicksalsverwirklichung tragen können.“

¹⁶ Vgl. Schliephacke: *Märchen, Seele und Sinnbild*. 1974. S. 112.

¹⁷ Aus: „Die Gänsemagd.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 436. Hervorhebung v. Verf.

Die ungetreue Magd ist als eine erste Herausforderung durch das „andere“ der Welt anzusehen, nämlich das Böse und Feindliche. Es wird zwar im Märchen „Die Gänsemagd“ zunächst nicht ausdrücklich angesprochen, dass infolge des erheblichen Standesunterschiedes Neid und Missgunst auftreten, aber gerade dies stellt eine erste, in diesem Falle sogar Leben entscheidende, Bewährungsprobe dar, insbesondere auch deshalb, da die Prinzessin – mutatis mutandis – wie alle Kinder, zunächst jedenfalls offen, freundlich und unbekümmert auf die Welt zugeht, sodass der Glaube wachsen kann, die Welt sei ihr ebenfalls freundlich gewogen.¹⁸

Durch die Blutstropfen und das Pferd Falada könnte sie Hilfe finden, denn diese können sie ja verstehen, denn sie sind die fürsorgliche „Mitgift“ - Gabe der Mutter. Beide nämlich, die Blutstropfen und das Pferd Falada, sind als Weiterführung der Mutter sozusagen „menschlich“ unmittelbar für sie da, sodass sie mit ihren Nöten nicht alleine sein müsste. Als erstes aber verliert sie gerade die kostbaren Blutstropfen, obwohl die Königinmutter ihr ans Herz gelegt hatte, wie oben bereits bemerkt „[...] verwahre sie wohl, sie werden dir unterweges not tun“¹⁹. Der „Wachstums“-Prozess geht also zunächst in die Irre.

Zu 2) Es ist von besonderer Wichtigkeit, dass die von der Königinmutter mitgegebenen und der Prinzessin anvertrauten Dinge sorgfältig behütet werden müssen.

Ganz wesentlich ist das „eigene“ Herzblut der Königinmutter, weil sie es mit ihrer gesamten Liebe gibt. Es sind drei Tropfen Blut – als intimes persönliches und Fürsorge vermittelndes Geschenk – die den Lebensfluss und die Lebenskraft symbolisieren, durch die alles ernährt und erhalten wird.

Die Gabe der drei Blutstropfen könnte für ein Kind eine sichtbare und spürbare Vitalisierung darstellen, also eine Erziehung dazu, das Leben beglückt und

Das Wort „unterweges“ dürfte wohl schon darauf hinweisen, dass die Mutter ein Gespür dafür hat, dass ihre Tochter auf dem Wege zur Eigenständigkeit ist und ihr dabei auch Gefahren drohen.

¹⁸ Hierin besteht ja auch ein guter Teil dessen, was man als „kindliche Unschuld“ oder „Naivität“ bezeichnet. Denn ein Kind muss über eine längere Zeit schmerzlich erfahren, dass es seine Wünsche an die Welt in dieser nicht stets und in der gewünschten Weise erfüllt bekommt. Vgl. dazu Erikson: *Kindheit und Gesellschaft*. 1968. und ders.: *Identität und Lebenszyklus. 3 Aufsätze*. Frankfurt/M., 1966. (vor allem die Auffassungen und Forschungen zum so genannten „Urvertrauen“).

¹⁹ Aus: „Die Gänsemagd.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 436.

gestärkt anzunehmen. Ein Kind wird schon früh die große Wichtigkeit erfassen können, die darin liegt, dass eine Mutter ihrem Kind diese durch Blutstropfen symbolisierte Stärke und Lebensfreude mitgeben kann. Gerade aber durch den Verlust der drei Blutstropfen wird das Kind erfahren und auch lernen, welchen Wert und welche vielfältigen und Leben spendenden Möglichkeiten damit gegeben wurden. Jedoch wurden sie, wenn auch unwissentlich, nicht richtig geachtet und gingen dadurch verloren, weil die Erziehung zur rechten Aufmerksamkeit noch nicht stattgefunden hat.

Bruno Bettelheim bezieht den Erziehungs faktor der drei Blutstropfen leider ausschließlich auf den biologischen Anteil des Lebens, nämlich auf die sexuelle Reifung einer jungen Frau. Er „verwandelt die Märchen in Traumbilder bzw. Vorstellungen und Paradigmen, die er im Wesentlichen in der sexuellen Entwicklung sieht [...]\“ Seine Vorstellungen „setzen irgendwie die kompakte, erfreuliche Natur des Märchens herab. Sie [seine Vorstellungen] vertiefen das Wunderbare, das Mysterium des Märchens nicht, sondern nehmen es weg, wenn es derart auf diese Weise bemäntelt wird“²⁰. Bettelheim ist der Ansicht, dass diese drei Blutstropfen im Märchen „Die Gänsemagd“ vor allem ein Hinweis auf das Erwachsenwerden der Prinzessin sind: auf ihre werdende sexuelle Reife als Sinnbild für die Menstruation. Dies ist sicherlich ein Hinweis, aber ein eingeschränkter, der an einer erziehungsrelevanten Aussage vorbeigeht, es sei denn, der Erziehungssinn läge nur darin, das junge Mädchen auf die kommenden Veränderungen ihres Körpers vorzubereiten. Sicherlich ist es ein Hinweis, der zu beachten ist, zu der gesamten Sinngeschichte des Märchens aber schlecht passt. Denn das Geschenk der Königinmutter ist wesentlich mehr, es ist das, was auch schon bei Goethe ausgesagt wird, wo Blut als ein „ganz besonderer Saft“²¹ bezeichnet wird. Das Geschenk bezieht sich deshalb hauptsächlich auf den geistigen und emotionalen Wert dieser Gabe, weniger auf ihren physiologisch-biologischen Wert. Seine Bedeutung liegt vor allem im emotionalen und geistigen

²⁰ Frei übersetzt nach Byatt, Antonia: „Happy ever after“. In: *The Guardian*. 03.01.2004, S. 6.: „Bruno Bettelheim turns the tales into dream-imagery and paradigms of what he sees as essential sexual development [...]. But it somehow diminishes the compact, satisfactory nature of the tale itself to gloss it in this way. It takes away, not deepens, its mystery.“

²¹ Goethe, Johann Wolfgang von: „Faust I, Studierzimmer / Mephisto Vs 1740“. In: *Artemis-Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche*. Zürich/Stuttgart, 1948 ff. Bd. 5. S. 195. zitiert nach Dobel: *Lexikon der Goethe-Zitate*. 2002. S. 81.

Vgl. auch Schliephacke: *Märchen, Seele und Sinnbild*. 1974. S. 110 f.: „Von alters her galt Blut als der Sitz der Seelenkräfte, der tieferen Instinktsphäre, die wir noch heute als ‚Stimme des Blutes‘ bezeichnen.“

Leben spendenden Wert. Mit dem weißen Tuch könnte dabei noch die Idee der „reinen“ (Mutter-)Liebe angesprochen sein. Keine wirkliche Mutter jedenfalls könnte so einfältig sein – sicherlich schon gar nicht eine alt gewordene, durch das Leben belehrte Königinmutter – und sich in ihren Gedanken und Wünschen für ihre Tochter nur mit deren Funktionsfähigkeit als weiblich-sexuelles Wesen beschäftigen.

Die Prinzessin jedenfalls, die bis dahin nur ihr Kinderleben gelebt hat, begreift jedoch in ihrer Naivität zunächst nicht, dass die ihr von der Mutter anvertrauten Dinge nicht nur ein schönes Geschenk oder gar eine Bequemlichkeit beinhalten, sondern auch eine Verpflichtung in Verbindung mit einer Lebenshilfe. Der Brautschatz und das Pferd Falada sind der eine Teil des mütterlichen Schutzes und der Verpflichtung, die drei Blutstropfen aber sind der andere, geradezu existenziell vitale Teil dieser Lebensaufgabe. Die Königinmutter spricht, aus guten Gründen, ihre Warnung aus. Da die Prinzessin diese Aufgaben bisher aber nicht begriffen hat, folgt die Strafe „auf dem Fuße“: Sie hat ihren Schutz mit dem Verlust des Läppchens verloren, und die Magd kann es – infolge des verlorenen Läppchens mit den Blutstropfen darauf – ablehnen, der Prinzessin noch weiter zu dienen, diese sogar zwingen, die königlichen Kleider mit ihr zu tauschen. Ebenso kann sie ihr dann auch noch das Pferd Falada wegnehmen und auf diese Weise am Hof als die scheinbar wahre Braut auftreten.

Dadurch also, dass die Erziehung zur Verantwortung bei der Prinzessin bisher nicht erfolgreich stattgefunden hat, wird diese Unfähigkeit zur Verantwortung sie zunächst „ins Unglück stürzen“, zumindest ihren Erziehungsweg zuerst einmal „mit Dornen besetzen“. Werden einem Kind durch ein Märchen die Folgen eines solch falschen Verhaltens so deutlich vor Augen geführt – das Verlieren der Blutstropfen, der daraus folgende Verlust Faladas und der Verlust der Prinzessinnenwürde – dann wird ihm auch deutlich, dass sich Sorgfalt und Aufmerksamkeit in der Behandlung aller Lebensaufgaben immer lohnen. Darin mag wohl die eigentlich erzieherische Bedeutung dieses Märchens liegen.

Zu 3) Die Prinzessin muss die Fähigkeit, sich veränderten Bedingungen anzupassen, erwerben. Dazu gehört dann auch, dass sie die Dinge, die geschehen, wahrnehmen und in der Erinnerung bewahren muss, um überleben zu lernen, aber auch, um durch sorgfältiges Nachdenken und

Überlegen einschätzen zu lernen, wie eine fest gefahrene und beängstigende Situation doch noch auf den richtigen Weg gebracht werden kann.²²

„Die moralische Autonomie, die auf der interindividuellen Ebene mit 7 bis 12 Jahren beginnt, erwirbt mit dem formalen Denken eine neue Dimension im Umgang mit dem, was man die idealen Werte nennen könnte.“²³ Piaget äußert sich zur Entwicklung moralischer Autonomie folgendermaßen: wenn eine Prinzessin in der Zeit der Märchen verheiratet wurde, lässt sich annehmen, da üblicherweise im Adel früh geheiratet wurde, dass sie zwischen 14 und 15 Jahren alt war. Demzufolge müsste sie also über einen Teil ihrer moralischen Autonomie schon verfügen und dementsprechend auch handeln können.

Die Prinzessin in diesem Märchen entwickelt ihre volle moralische Autonomie jedoch erst durch die schweren Erfahrungen, die sie in der Zeit der Reise macht: Nämlich dadurch, dass sie die Unfreundlichkeit der Magd und ihre daraus folgende Weigerung, ihr zu dienen, nicht richtig einzuordnen weiß und der Verlust von Falada und des Brautgeschenkes führt sie schließlich zu dem harten Los, sich in der Rolle der Gänsemagd wieder zu finden. So wird sie gleichsam durch das Schicksal aufgerufen, nun eigenständig ihr Leben in die Hand zu nehmen, die veränderten schwierigen Bedingungen aufzugreifen und aus eigener Kraft zu wenden. Ihre durch die Härte des Lebens erworbene Autonomie beginnt, als sie den Schinder veranlasst, ihr den Pferdekopf unter das finstere Tor zu nageln: Sie geht jeden Tag durch das Tor und der Pferdekopf ist ihr dabei eine *ständige Erinnerung* an ihre schmachvollen Erfahrungen. Da sie jedoch weiß, dass Falada ein besonderes Pferd ist, wird ihr in dieser großen Gefahrensituation mehr und mehr bewusst, dass ihr das Pferd auch jetzt weiterhin Wächter und Schutz sein könnte.

In dieser neuen Situation wird sie zum ersten Mal von der Erziehung durch das Leben so geleitet, dass sich ein neues Bewusstsein in ihr entwickelt.²⁴ Ihre Reaktion wird nun zunehmend eine erwachsene und ihr Erleben der neuen Situation ein anderes, da sie sieht und begreift, dass der Kopf von Falada auch als Mahnmal für *ihre* Zukunft zu verstehen ist. Jetzt weiß sie: Das Pferd, auch wenn

²² Vgl. dazu nochmals Hedwig von Beit: „Die Fahrt der Jungfrau“. In: *Symbolik des Märchens*. Bd. 1: *Versuch einer Deutung*. 1975. S. 585. Vgl. auch Bühler: *Wenn das Leben gelingen soll*. 1969. S. 157 ff.

²³ Piaget, Jean/Inhelder, Bärbel: *Die Psychologie des Kindes*. München, 1986. S. 148.

²⁴ Vgl. Schliephacke: *Märchen, Seele und Sinnbild*. 1974. S. 114.

nur noch der Kopf existiert, kann immer noch mit ihr kommunizieren und es ist ihr dadurch Trost, Versicherung und Verheißung. Auch das ist Teil ihrer Erziehung durch das Leben, auf diesem schwierigen Reiseweg zu erfahren, wo man Trost und Hilfe findet.

Als der Hütejunge im weiteren Verlauf des Märchens sie bedrängt, er würde ihr gerne einen Teil ihrer schönen goldenen Haare ausreißen – und Haare sind Sinnbild sexueller Lebenskraft, wie bereits im Märchen „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren“ sichtbar wurde²⁵ – weiß sie sich zu wehren, weil sie an den Schwierigkeiten bzw. den Aufgaben schon gewachsen ist. Ihre Entwicklung und Erziehung hat inzwischen in ihr zu einer solchen Klarheit und Entschiedenheit geführt, dass sie die (sexuelle) Bedrängung des Hütejungen ablehnt und abwehrt. Nicht zuletzt lernt sie dabei, eigene Wünsche zu erkennen und danach zu handeln und zu diesem Zweck besinnt sie sich ihrer Fähigkeiten, indem sie ihren Spruch, der zu ihrer Rettung vor Kürdchen dient, aufsagt: „Weh, weh Windchen, nimm Kürdchen sein Hütchen, und lass'n sich mit jagen, bis ich mich geflochten und geschnatzt und wieder aufgesetzt.“²⁶ Dass sie diesen Spruch gewissermaßen als Zauberspruch gebraucht, ist nur ein weiteres Indiz dafür, dass sie mehr und mehr erwachsen wird, die eigenen Fähigkeiten stärker werden und sie selbstständig davon Gebrauch macht. Ein Kind, das dieses Märchen hört, könnte daraus für sich entnehmen, dass es sich lohnt, sich auf die eigenen Fähigkeiten zu verlassen.

Zu 4) Zu guter Letzt gehört dazu auch, dass die Prinzessin ein - sehen muss, dass sogar ein Schwur „gebrochen“ werden kann oder sogar muss, wenn es der „Wahrheitsfindung“, d.h., einem höheren Recht, dem Menschenrecht dient, denn ein solcher Schwur ist – juristisch formuliert – „sittenwidrig“.

Die verschiedenen Situationen mit der Magd führen für die Prinzessin zu wachsenden Schwierigkeiten bis sie sich dann endlich, auf den Rat des Königs hin, dem Eisenofen anvertraut. Denn „Die Beichte aber ist nötig, denn nur ein wirksames Aussprechen dessen, was einen Menschen bedrückt, nimmt den Dingen ihre Kraft“²⁷. Es ist davon auszugehen, dass es der Prinzessin nicht an

²⁵ Zu denken ist dabei auch an das Märchen „Rapunzel“, an die Loreley-Sage, an den Mythos von Samson und Delilah u.v.a. Vgl. Beit: *Symbolik des Märchens*. Bd. 1: *Versuch einer Deutung*. 1975. S. 787.

²⁶ Aus: „Die Gänsemagd.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 439.

²⁷ Schliephacke: *Märchen, Seele und Sinnbild*. 1974. S. 115.

Intelligenz mangelt und sie insofern natürlich weiß, dass sie realistisch gesehen einem leblosen Gegenstand, also dem Eisenofen, ihre Geschichte erzählt. Und sie weiß auch, dass die Forderung des Königs nur heißen kann, dass er über den vorgeschlagenen (fast befohlenen) Umweg zuhören will und darf: Er ist ja der König. Die Prinzessin hat zwar „unter freiem Himmel“, aber gezwungenermaßen, geschworen, nie und niemandem davon zu erzählen, so führt sie quasi nur ein Selbstgespräch und bricht dadurch in gewisser Weise ihren Schwur auch nicht.

Ein Kind wird die Klugheit in der Lösung der Prinzessin bewundern, weil man ihr mit diesem Verhalten nichts anlasten kann. Es würde womöglich den trickreichen Umweg der Prinzessin auch für sich selber nehmen wollen. Normalerweise will nämlich niemand zum Märtyrer werden, sondern sich in seinen Lebensmöglichkeiten entfalten.

Mit der neu erworbenen, jetzt erwachsenen moralischen Eigenständigkeit der Prinzessin, das für ihre Lebensentwicklung Richtiges und das Falsche, das Gute und das Böse unterscheiden zu können, erhält sie eine Möglichkeit zu ihrer Erlösung. Die Erziehung in Form der Liebe und der Gaben ihrer Mutter, die sie erfahren hat, haben ihr den Weg zu „ihrer Bestimmung“ frei gemacht: Den Königsohn dennoch zu heiraten und Königin zu werden. Das, was von Geburt an ihre Bestimmung war, erhält sie damit auf die oben angeführte Weise (nämlich ihre moralische Eigenständigkeit, die Fähigkeit das Richtiges und das Falsche, Gut und Böse zu unterscheiden), indem sie sich trotz aller Anfangsschwierigkeiten und der frühen Herausforderungen des Lebens mit Hilfe der „Gabens“ – deren Verlust, Ausgleich und Überwindung – der Realität stellt und sich wandelt. Die Gänsemagd hat mit ihrer Entwicklung für sich die Worte Nietzsches: „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt“²⁸ erfüllt und so mehr Autonomie erlangt.

Da Kinder oftmals von einer erstaunlich „gerechten“ und realistischen Nüchternheit sind und ihre Welt trotz aller Schwierigkeiten erobern wollen, darf man annehmen, dass sie *diesen* Erziehungsweg in seinem Resultat auch für sich selbst „sehen“ und annehmen können.

²⁸ Aus: Nietzsche: „Aus hohen Bergen“. Nachgesang, 12. Strophe, letzte Zeile. In: ders.: *Werke in drei Bänden*. Bd. 2. 1954.

10. „Fundevogel“ oder „*Omnia vincit amor*“²⁹

Auch in diesem Märchen geht es um den Sieg über den Tod durch eine unverbrüchliche Liebe; eine Liebe des Lebens zu sich selbst, repräsentiert in der Zwei-Einheit von Lenchen und Fundevogel bzw. von Bruder und Schwester, damit nicht zuletzt auch von weiblichem und männlichem Prinzip³⁰. In beiden Fällen wird einmal das Männliche als das schützend Rettende und Bewahrende (Förster) und das Weibliche als das verschlingend Kannibalische, Zerstörerische und Todbringende dargestellt, zum anderen aber wird das Weibliche auch als das – mit Mut und Klugheit – Leben Rettende präsentiert und das Männliche eher als lediglich Anstoß gebend, aber in unverbrüchlicher Treue begleitend. Das heißt, dieses Märchen gibt eine Sicht auf die Ganzheitlichkeit des Menschen als eines männlichen *und* weiblichen Wesens – es sei an den Mythos, den Platon berichtet, erinnert.

Es war einmal ein Förster, der ging in den Wald auf die Jagd, und wie er in den Wald kam, hörte er schreien, als ob's ein kleines Kind wäre. Er ging dem Schreien nach und kam endlich zu einem hohen Baum, und oben darauf saß ein kleines Kind. Es war aber die Mutter mit dem Kind unter dem Baum eingeschlafen, und ein Raubvogel hatte das Kind in ihrem Schoße gesehen: Da war er hinzu geflogen, hatte es mit seinem Schnabel weggenommen und auf den hohen Baum gesetzt.

Der Förster stieg hinauf, holte das Kind herunter und dachte: „Du willst das Kind mit nach Haus nehmen und mit deinem Lenchen zusammen aufziehen.“ Er brachte es also heim, und die zwei Kinder wuchsen miteinander auf. Das aber, das auf dem Baum gefunden worden war, und weil es ein Vogel weggetragen hatte, wurde *Fundevogel* geheißen. Fundevogel und Lenchen hatten sich so lieb, nein so lieb, daß wenn eins das andere nicht sah, ward es traurig.

Der Förster aber hatte eine alte Köchin, die nahm eines Abends zwei Eimer Wasser und fing an, Wasser zu schleppen, und ging nicht einmal sondern viele mal hinaus an den Brunnen. Lenchen sah es und sprach: „Hör einmal, alte Sanne, wasträgst du denn so viel Wasser zu?“ „Wenn du's keinem Menschen wiedersagen willst, so will ich dir's wohl sagen.“ Da sagte Lenchen, nein, sie wollte es keinem Menschen wiedersagen, so sprach die Köchin: „Morgen früh, wenn der Förster auf die Jagd ist, da koche ich das Wasser, und wenn's im Kessel siedet, werfe ich den Fundevogel 'nein und will ihn darin kochen.“

Des andern Morgens in aller Frühe stieg der Förster auf und ging auf die Jagd, und als er weg war, lagen die Kinder noch im Bett. Da sprach Lenchen zum Fundevogel: „Verlässt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht.“ So sprach der Fundevogel: „Nun und nimmermehr.“ Da sprach Lenchen: „Ich will es dir nur sagen, die alte Sanne schleppte gestern abend so viel Eimer Wasser ins Haus, da fragte ich sie, warum sie das täte, so sagte sie, wenn ich's keinem Menschen sagen wollte, so wollte sie es mir wohl sagen;

²⁹ Übersetzt: „Die Liebe besiegt alles“.

³⁰ Selbst der Förster und seine Köchin stellen eine Gegensatzeinheit von Leben und Tod, von Pflegen und Zerstören dar.

sprach ich, ich wollte es gewiß keinem Menschen sagen; da sagte sie, morgen früh, wenn der Vater auf die Jagd wäre, wollte sie den Kessel voll Wasser sieden, dich hineinwerfen und kochen. Wir wollen aber geschwind aufsteigen, uns anziehen und zusammen fortgehen.“

Also standen die beiden Kinder auf, zogen sich geschwind an und gingen fort. Wie nun das Wasser im Kessel kochte, ging die Köchin in die Schlafkammer, wollte den Fundevogel holen und ihn hineinwerfen. Aber als sie hineinkam und zu den Betten trat, waren die Kinder alle beide fort; da wurde ihr grausam angst, und sie sprach vor sich: „Was will ich nun sagen, wenn der Förster heimkommt und sieht, daß die Kinder weg sind? Geschwind hinten nach, daß wir sie wieder kriegen.“

Da schickte die Köchin drei Knechte nach, die sollten laufen und die Kinder einfangen. Die Kinder aber saßen vor dem Wald, und als sie die drei Knechte von weitem laufen sahen, sprach Lenchen zum Fundevogel: „Verlässt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht.“ So sprach Fundevogel: „Nun und nimmermehr.“ Da sagte Lenchen: „Werde du zum Rosenstöckchen und ich zum Röschen darauf.“ Wie nun die drei Knechte vor den Wald kamen, so war nichts da als ein Rosenstrauch und ein Röschen oben darauf, die Kinder aber nirgend. Da sprachen sie: „Hier ist nichts zu machen,“ und gingen heim und sagten der Köchin, sie hätten nichts in der Welt gesehen als nur ein Rosenstöckchen und ein Röschen oben darauf. Da schalt die alte Köchin: „Ihr Einfaltspinsel, ihr hättet das Rosenstöckchen sollen entzweischneiden und das Röschen abbrechen und mit nach Haus bringen, geschwind und tut's.“ Sie mußten also zum zweitenmal hinaus und suchen. Die Kinder sahen sie aber von weitem kommen, da sprach Lenchen: „Fundevogel, verlässt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht.“ Fundevogel sagte: „Nun und nimmermehr.“ Sprach Lenchen: „So werde du eine Kirche und ich die Krone darin.“ Wie nun die drei Knechte dahin kamen, war nichts da als eine Kirche und eine Krone darin. Sie sprachen also zueinander: „Was sollen wir hier machen, laßt uns nach Hause gehen.“

Wie sie nach Haus kamen, fragte die Köchin, ob sie nichts gefunden hätten; so sagten sie, nein, sie hätten nichts gefunden als eine Kirche, da wäre eine Krone darin gewesen. „Ihr Narren“, schalt die Köchin, „warum habt ihr nicht die Kirche zerbrochen und die Krone mit heimgebracht?“ Nun machte sich die alte Köchin selbst auf die Beine und ging mit den drei Knechten den Kindern nach. Die Kinder sahen aber die drei Knechte von weitem kommen, und die Köchin wackelte hinten nach. Da sprach Lenchen: „Fundevogel, verlässt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht.“ Da sprach der Fundevogel: „Nun und nimmermehr.“ sprach Lenchen: „Werde zum Teich und ich die Ente drauf.“ Die Köchin aber kam herzu, und als sie den Teich sahe, legte sie sich drüber hin und wollte ihn aussaufen. Aber die Ente kam schnell geschwommen, faßte sie mit ihrem Schnabel beim Kopf und zog sie ins Wasser hinein; da mußte die alte Hexe ertrinken. Da gingen die Kinder zusammen nach Haus und waren herzlich froh; und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.³¹

Im Wesentlichen geht es in diesem Märchen um wenigstens drei zentrale Themen:

- um die Errettung aus der Gefahr durch eine bedingungslose Liebe,
- um eine bedingungslose Geschwisterliebe, es ließe sich vielleicht sogar sagen, um eine symbiotische Geschwisterliebe, gerade weil auffallend ist, dass es sich nicht um leibliche Geschwister handelt und
- um die Errettung eines kleinen Kindes durch eine fürsorgliche väterliche Figur, die auch insgesamt als Jäger in Bezug auf die Natur eine hegende

³¹ „Fundevogel.“ In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 261-263.

und pflegende Funktion ausübt,³² d.h. also, diese Figur versucht nicht nur, den Wald, sondern auch das Kind „so gut es geht, zu erhalten.“³³

Der Aspekt, der sich in diesem Märchen besonders heraushebt, ist wohl der der Geschwisterliebe. Daher soll die Ausgangsfrage in Bezug auf die erzieherische Bedeutung des Märchens sich auch zunächst darauf beziehen:

- 1) Welche erzieherische Bedeutung dürfte die im Märchen „Fundevogel“ erzählte bedingungslose Geschwisterliebe für ein Kind haben? In welcher Weise findet in diesem Märchen die Erziehung zu bedingungsloser Liebesfähigkeit, Hingabe und Fürsorge bei Lenchen und Fundevogel statt?
- 2) Die zweite Frage soll die Bereitschaft zum Erwachsenwerden thematisieren. Dem Märchen zufolge fordert dieses Erwachsenwerden zur Aufmerksamkeit dem Leben in seiner Gesamtheit gegenüber auf. Wie können die Kinder sich jetzt in eine reifes Erwachsen-Sein hin entwickeln?
- 3) Zum Dritten soll gefragt werden, welche Bedeutung der Förster für die Erziehung der beiden Kinder hat und damit natürlich wiederum auch für ein Kind, dem dieses Märchen durch Erzählen oder Lesen nahe gebracht wird.

Zu 1) Welche erzieherische Bedeutung dürfte die im Märchen „Fundevogel“ erzählte bedingungslose Geschwisterliebe für ein Kind haben? In welcher Weise findet in diesem Märchen die Erziehung zu bedingungsloser Liebesfähigkeit, Hingabe und Fürsorge bei Lenchen und Fundevogel statt?

Die Beantwortung der ersten Frage, die die bedingungslose Liebesfähigkeit – völlige Hingabe und Fürsorge – zum Thema hat und sogar einfordert, wird im Märchen zu Beginn beschrieben in der Frage Lenchens: „Fundevogel, verlässt du mich nicht, so verlass ich dich auch nicht“ und der unmittelbar folgenden Antwort

³² Vgl. Drewermann, Eugen: *Rapunzel, Rapunzel, laß dein Haar herunter. Grimms Märchen tiefenpsychologisch gedeutet*. München, 1992. S. 324 f.

³³ Ebd. S. 325. Drewermann schreibt dazu auch: „[...] das [...] schreiende ‚Kind‘ auf dem ‚Baum‘ [wird] von dem ‚Jäger‘ nicht nur gefunden und als sein Stieffkind großgezogen [...], sondern [...] der ‚Jäger‘ (entsprechend der ‚ödipalen‘ Phantasie) [muß] als der wirkliche ‚Vater‘ des ‚Fundevogel‘ betrachtet werden [...]. [...] Offenbar ist die Berufsbezeichnung ‚Förster‘ für ihn doch korrekter als ‚Jäger‘, denn vorrangig für *diesen* Beruf ist nicht das Töten von Tieren, sondern das Bemühen, das lebendige Gefüge ‚des Waldes‘ zu pflegen und, so gut es geht, zu erhalten, [...].“ (Ebd. S. 324 f.)

des Fundevogels „Nun und nimmermehr“³⁴. In diesen Sätzen kommt deutlich der Wunsch nach unauflöslicher Einheit und nach einem Leben mit unzerstörbarer Liebe zum Ausdruck. Die Gefahrensituation aber weckt in Lenchen und Fundevogel zusätzlich noch das Bewusstsein, dass sie auch zu ihrem eigenen Schutz diese Einheit bilden müssen. Diese Einheit muss so bedingungslos stark sein, dass sie dadurch die drohende Vernichtung abwenden können.

Dass die beiden sich lieben, steht außer Frage und kommt zum Ausdruck in dem Satz: „Fundevogel und Lenchen hatten sich so lieb, nein so lieb, dass wenn eins das andere nicht sah, ward es traurig“³⁵. Der ewige und archaische Wunsch nach unauflöslicher Bindung, Einheit und Liebe, die ganz allgemein das Leben möglich macht und trägt, wird also hier zu einer ersten Erklärung für die unzerstörbare Liebe im individuellen Fall: Jeder zeigt dem anderen, dass er Liebe braucht und bereit ist zu geben. Wobei das stets geübte Deutlichmachen des Wunsches durch Verbalisierung („Verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht.“ [...] „Nun und nimmermehr.“³⁶) für das Kind gerade ritualhaft Klarheit schafft. So kann diese beschwörende Formel in jeder Erziehung ein tragender Faktor werden, da zur Liebe nicht nur Schutz, sondern auch die stete Versicherung der Treue gehört³⁷. Darauf bezieht sich auch Eugen Drewermann, wenn er auf den Lernprozess des Lebens hinweist, der darin liegt, dass das Leben in seiner Fortsetzung stets „veränderte“, schöpferische Wiederholung ist³⁸.

Zu 2) Die zweite Frage soll die Bereitschaft zum Erwachsenwerden thematisieren. Dem Märchen zufolge fordert dieses Erwachsenwerden zur Aufmerksamkeit dem Leben in seiner Gesamtheit gegenüber auf. Wie können die Kinder sich jetzt in ein reifes Erwachsen-Sein hin entwickeln?

Diese Frage, welche die Bereitschaft zum Erwachsenwerden stellt, beantwortet sich vor allem in dem genauen Beschreiben des Verhaltens von Lenchen. Lenchens Fürsorgefähigkeit zeigt sich in ihrer präzisen und sensiblen Wahrnehmung, im Bemerken aller Veränderungen, auf die sie und auch Fundevogel dann reagieren können. Sie bemerken nämlich wichtige

³⁴ Aus „Fundevogel“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 262.

³⁵ Ebd. S. 261.

³⁶ Ebd. S. 262.

³⁷ Mythen, Sagen und Märchen weisen dieses beschwörende Merkmal auf. Selbst im Erziehungsbereich wird oft gesagt, „muß ich denn alles dreimal sagen!“, rhetorisch oder als Frage geäußert.

³⁸ Vgl. Drewermann: *Rapunzel, Rapunzel, laß dein Haar herunter*. 1992. S. 317 ff. und ders.: *Der Herr Gevatter, Gevatter Tod und Fundevogel*. 1990. S. 71, Sp. 3.

Veränderungen, auf die sie beide nicht nur einfach „harmlos“ reagieren. Wenn Lenchen z.B. scheinbar harmlos fragt: „Hör einmal, alte Sanne, wasträgst du denn so viel Wasser zu?“, so wird auch die Antwort: „Wenn du's keinem Menschen wiedersagen willst, so will ich dir's wohl sagen“³⁹, keinesweg „harmlos“ entgegengenommen. Lenchen sagt dann natürlich, dass sie es keinem sagen wolle und hört schweigend und ohne Kommentar zu.

Darin allein zeigt sich schon, dass Lenchen frühzeitig einer einfachen kindlichen Naivität entwachsen ist. In intuitiver Lebensklugheit kommentiert sie den Satz der Sanne eben nicht, sondern zieht hier schon stillschweigend ihre Konsequenzen: Innerlich steht nämlich sofort für sie fest, sie wird sich keinesfalls von „ihrem“ Fundevogel trennen lassen. Im Gegenteil, jetzt ganz bewusst, hält sie zu ihm unter dem Motto „Einigkeit macht stark“. Damit klingt schon an, dass beide Kinder durch ihren Zusammenhalt wissen, dass sie die Knechte und die Köchin werden besiegen können. Sie helfen sich gegenseitig mit dem, was jeder von beiden tun kann. Fundevogel „sieht“ das Notwendige und gibt es weiter, und Lenchen weiß, wie sie darauf reagieren muss. Durch das „Sehen“, durch das Wissen, durch das „Hexen-Können“ passen sich beide der jeweils veränderten Situation an.

Fundevogels Verantwortungsfähigkeit zeigt sich darin, dass er alles was geschieht genau beobachtet, d.h., dass er der sorgfältige Späher ist, der alle Veränderungen wahrnimmt, die auf sie zukommen, um somit Lenchen die Möglichkeit zu geben, der neuen Situation richtig begegnen zu können. Es zeigt sich alsbald, dass „die Liebe alles besiegt“, wenn sie sich bei jeder Lebensaufgabe immer wieder erneuert. Zu Beginn schon wird das sichtbar mit der Versicherung Lenchens an Fundevogel, die sich immer wiederholt: „Verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht“ und der Antwort Fundevogels: „Nun und nimmermehr“⁴⁰. Diese Feststellung von Lenchen und Fundevogel, als Frage- und Antwortspiel, die sich dreimal wiederholt,⁴¹ trägt in jeder schwierigen oder gar bedrohlichen Situation dazu bei, erneut das Bestehen ihrer Liebe zu festigen⁴². Diese Liebe ermutigt Lenchen zu der rettenden Aufforderung, Fundevogel und sich als die

³⁹ Aus „Fundevogel“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 261.

⁴⁰ Ebd. S. 262.

⁴¹ Wie auch in dem Passus des Märchens „Die Gänsemagd“, mit „O du Falada, da du hängest. [...] O du Jungfer Königin, da du gangest.“ (In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 439.) (und in vielen weiteren Märchen) bereits bemerkt, wird die Zahl drei gültig und einprägsam in weiteren Märchen, Mythen, Religionen usw. immer besonders und wirkungsvoll als Beschwörung eingesetzt.

⁴² Vgl. Drewermann: *Der Herr Gevatter; Gevatter Tod und Fundevogel*. 1990. S. 71, Sp. 3.

„Rosenblüten der Jugend“⁴³ darzustellen, in Form des Rosenbuschs und dem Röschen darauf. Im Anschluss daran verwandeln sie sich – als Kirche mit der Krone darin – in eine Asylstätte der Geborgenheit. Schließlich verzaubern sie sich in einen harmlosen See mit einer ebenso harmlosen Ente darauf, die die Knechte vollends in die Irre führt und die Hexe leichtsinnig in die Falle tappen lässt.

Die Märchenfantasie gebraucht hierbei drei Symbole, die den Reifungsvorgang markieren: die als Rose erblühende Jugend, den sich als Kirche darstellenden *eigenen* Schutzraum mit einer wertvollen Krone der Jugend darin und schließlich, aufgehoben in der gesamten Natur, als Teich und Schwimmvogel, ein Stück freundlicher Natur, das die Hexe zerstören will. Die Kraft der Natur aber wehrt sich erfolgreich. Alle diese trickreichen Verwandlungen sind lebensrettend und -fördernd.

Aus der Einheit von Lenchen und Fundevogel kristallisiert sich für ein Kind heraus, dass der Mensch lernen muss, die Wandlungen des Lebens nicht nur passiv hinzunehmen, sondern sie aktiv zu gestalten. Denn nicht zuletzt durch die Gefahrensituation, in die beide geraten sind, können sie in die Notwendigkeiten des Lebens hineinwachsen, die dann ihre Fürsorge- und Verantwortungsfähigkeit zu erwachsener Reife werden lassen: Bedingungslos vertrauen sie sich immer mehr einander an und ergänzen sich zu einer lebensfähigen und Leben fördernden Einheit.

Der Sieg der Liebe besteht nicht zuletzt darin, dass dieser sich immer erneuert, sich ausgestaltet und sich der Situation gemäß wandelt. Schon zu Beginn dieses Märchens zeigt sich das in der Grundfrage Lenchens: „Verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht“ und der unmittelbar folgenden Antwort Fundevogels „Nun und nimmermehr“⁴⁴: das ist das Hauptthema, das die gesamte Geschichte trägt. In beiden Aussagen sind die bedingungslosen Versicherungen für ein geglücktes Leben enthalten:

„Die ‚Einheit‘ des ‚Lenchens und des Fundevogels‘ ist mithin eine erste wichtige Leistung, die erfüllt werden muss, wenn die Jugend sich durchsetzen will gegen den Tod, und sie kommt nur zustande, wenn jemand es wagt, sich selber ein Recht zum Leben, zum Wachsen, zum Blühen zuzusprechen. Nur so wird es gelingen, eine Form der Schönheit auszubilden, die in sich selber unangreifbar ist.“⁴⁵

⁴³ Ebd.

⁴⁴ Aus „Fundevogel“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 262.

⁴⁵ Drewermann: *Rapunzel, Rapunzel, laß dein Haar herunter*. 1992. S. 338.

Im Nacheifern eines solchen Vorbildes kann das Kind erfassen, dass es mit einiger Fantasie und einigem Geschick sein Leben selber gestalten kann.

Zu 3) Zum Dritten soll gefragt werden, welche Bedeutung der Förster für die Erziehung der beiden Kinder hat und damit natürlich wiederum auch für ein Kind, dem dieses Märchen durch Erzählen oder Lesen nahe gebracht wird.

Als Erstes soll die Bezeichnung „Förster“ genauer gefasst werden, um herauszufinden, warum dieser im Märchen als „Förster“ und nicht als „Jäger“ bezeichnet wird – auch wenn er jagen geht. „Förster“ entstammt dem mittelhochdeutschen Wort „forst“ oder „vorst“ und bedeutet soviel wie „Gehegtes“ im Gegensatz zum „Wilden“. Das heißt also, der „Förster“ ist der „Heger“. So hegt er dann z.B. den Fundevogel, indem er ihn mit nach Hause nimmt und dort seinem Lenchen zur weiteren Hege „übergibt“. Drewermann drückt das so aus: ... „das lebendige Gefüge des Waldes zu pflegen und, so gut es geht, zu erhalten, und nur im Rahmen dieses Auftrags ist auch die Jagd sein Werk“.⁴⁶ Da der „Vater“ Fundevogels vor allem Förster ist und so handelt – nämlich den Wald und die Flur behütet, mit allem was darin ist – nimmt er auch die Verantwortung für den Fundevogel auf sich. Hier lernt das Kind, dass es nicht die biologische Vaterschaft⁴⁷ ist, die den Vater ausmacht, sondern die Bereitschaft und Fähigkeit zur Fürsorge, zum „forsten“: Der Förster ist im Märchen jedenfalls in dieser Rolle vorbildlich. So wird dem Kind durch das Verhalten des Försters ein wesentlicher Aspekt der Liebesfähigkeit erfahrbar gemacht. Jedes Kind würde glücklich sein, so bedingungslos lieben zu dürfen und gleichzeitig so bedingungslos geliebt zu werden: ob es nun die Liebesfähigkeit des Förster-Vaters ist oder die der beiden Kinder zueinander.

Die Kinder im Märchen jedenfalls stellen – im Schutz des Vaters – gewissermaßen ein seelisches und organisches Ganzes dar. Denn man kann Lenchen und Fundevogel – die jedes Mal die Herausforderungen des Schicksals mit und durch symbiotische Liebe lösen, ebenso wie durch das Einsetzen der klugen und lebendigen Fähigkeiten, das Notwendige zu sehen und zu tun – durchaus als eine Person sehen. Im Märchen „Fundevogel“ stellen sich Gefühl und Erfahrung in gelungener Mischung dar. Drewermann führt dazu aus, in

⁴⁶ Drewermann: *Der Herr Gevatter, Gevatter Tod und Fundevogel*. 1990. S. 61, Sp. 2.

⁴⁷ Sofern es diese Bedeutung überhaupt schon versteht.

diesem Märchen gehe es „um das Problem, wie sich eine *Einheit* des Psychischen gegen die Gefahr des jederzeit möglichen Zerfalls erhalten und aufrechterhalten lässt“⁴⁸. Er schlägt daher vor, dieses Märchen „als eine Art symbolischer Parabel auf die menschliche Existenz [zu] lesen“⁴⁹ und „als Ausdruck einer symbolischen Metaphysik des menschlichen Daseins [zu] deuten“⁵⁰. Ein Kind könne hier den „ewige[n] Kampf um das Recht auf Leben“, der „Opfer und Opferer wider Willen untrennbar miteinander verknüpft“⁵¹ erfühlen und für sich nutzen. Ein Kind wird leicht verstehen, dass hier eine wunderbare Ergänzung für das Leben geschildert wird und der Lohn auch ein gutes Ergebnis ist. Daher wird es diese Form der Erziehung gut annehmen können, auch wenn sie manche Einschränkung mit sich bringen kann. In diesem Lebens-, d.h. Wandlungs- und Erneuerungsprozess, erfährt das Kind, dass alles, was geschieht, auch das Angenehme, nur im Gegenteil sichtbar werden kann.

⁴⁸ Drewermann: *Rapunzel, Rapunzel, laß dein Haar herunter*. 1992. S. 325.

⁴⁹ Ebd. S. 326.

⁵⁰ Ebd. S. 329.

⁵¹ Ebd. S. 326.

11. „Das tapfere Schneiderlein“ oder „The better part of valour is discretion“⁵²

Zu der Figur des Schneiders in diesem Märchen gehört eine ganz einfache Form der Klugheit, die Shakespeare mit „valour“ gleich „Vorsicht“ bezeichnet. „Vorsicht“ ist hier als kluger Mut anzusehen, denn das „tapfere Schneiderlein“ ist niemals tollkühn und unüberlegt, sondern plant stets vorausschauend und reagiert immer „pfiffig“⁵³. Diese Form der Pfiffigkeit kommt bei Kindern – oft für Erwachsene überraschend – ganz selbstverständlich im Alltag vor. Im Volksmund heißt es dann „Kindermund tut Wahrheit kund“ und Hedwig von Beit stellt dazu dann auch fest, dass: „Unter der Fülle der Motive [...] die Märchenliteratur auch das Erheben der Lüge und der List zur erwünschten Leistung, ebenso die Mischung von beidem in beispielsweise dem Märchen vom tapferen Schneiderlein [kennt]“⁵⁴. Durch diese Fähigkeit, gepaart mit Vorsicht, die unbedingt zum sorgfältigen, geschickten Trick gehört, wird das Schneiderlein sicher durch alle Gefahren geführt. „Unscathed“⁵⁵ sollte man sagen, weil diese Vokabel so passend erscheint, „unscathed“ aber nur deshalb, weil der kluge Mut des Schneiderleins mit dazu gehört, um seinem Leben diesen erfolgreichen Ablauf zu geben.

Mit Waldemar Luingman kann man im Hinblick auf List und Pfiffigkeit des Schneiderleins aber auch völlig anderer Ansicht sein. Er stellt fest, geradezu kategorisch, die Hauptgestalt sei stets, wenn sie nicht vom Bild des ungeheuer Starken überlagert wird, die Feigheit und die Prahlerei selbst. Auch ist Luingmann der Meinung, dass diesem Unhelden die Tochter des Königs zufalle, dass aber die junge Frau die einzige sei, die ihn entlarve.⁵⁶ Ein Kind dürfte das weitgehend anders empfinden. Da das Kind klein und schwach ist, könnte es voller Genügsamkeit die Geschicklichkeit des „zarten“ Schneiderleins wahrnehmen: Es freut sich eher, dass jemand so „gerissen“ sein kann und damit so heil und unversehrt aus prekären Situationen herauskommt. Hier kann das Kind sehen,

⁵² Übersetzt: „Der bessere Teil des Mutes ist die Vorsicht“. Falstaff in: Shakespeare, William: Henry V. Parts I and II. hrsg. von G.K. Hunter. London, 1970.

⁵³ Die Engländer hätten dafür die treffende Bezeichnung „what a cheeky guy“.

⁵⁴ Beit: *Das Märchen*. 1965. S. 26.

⁵⁵ Übersetzt: „(völlig) unversehrt“, „unbeschädigt“, fast wie „nicht angekratzt“.

⁵⁶ Luingmann, Waldemar in: Scherf: *Märchenlexikon*. 2004. Bd. 2. S. 1171-1175. Gegen diese Auffassung lässt sich die Kanzlerfigur Adenauers als Gegenbeispiel anführen: Er wurde oft als „schlauer Fuchs“ bezeichnet, weil er mit Mut, aber auch mit List und Gerissenheit seine Politik durchsetzte. Dies wird auch noch heute bewundert und als vorbildlich angesehen.

dass es – wie der schwache Schneider – die besten Chancen hat, das Leben mit der „List des Schwachen“ gut zu bestehen.⁵⁷

An einem Sommernorgen saß ein Schneiderlein auf seinem Tisch am Fenster, war guter Dinge und nähte aus Leibeskräften. Da kam eine Bauersfrau die Straße herab und rief: „Gut Mus feil! Gut Mus feil!“ Das klang dem Schneiderlein lieblich in den Ohren, er steckte sein zartes Haupt zum Fenster hinaus und rief: „Hier herauf, liebe Frau, hier wird sie ihre Ware los.“ Die Frau stieg die drei Treppen mit ihrem schweren Korb zu dem Schneider herauf und mußte die Töpfe sämtlich vor ihm auspacken. Er besah sie alle, hob sie in die Höhe, hielt die Nase dran und sagte endlich: „Das Mus scheint mir gut, wieg sie mir doch vier Lot ab, liebe Frau, und wenn’s auch ein Viertelpfund ist, kommt es mir nicht drauf an.“ Die Frau, welche gehofft hatte, einen guten Absatz zu finden, gab ihm, was er verlangte, ging aber ganz ärgerlich und brummig fort. „Nun das Mus soll mir Gott gesegnen“, rief das Schneiderlein, „und soll mir Kraft und Stärke geben“, holte das Brot aus dem Schrank, schnitt sich ein Stück über den ganzen Laib und strich das Mus darüber. „Das wird nicht bitter schmecken“, sprach er, „aber erst will ich den Wams fertig machen, eh ich anbeiße.“ Er legte das Brot neben sich, nähte weiter und machte vor Freude immer größere Stiche. Indes stieg der Geruch von dem süßen Mus hinauf an die Wand, wo die Fliegen in großer Menge saßen, so daß sie herangelockt wurden und sich scharenweise darauf niederließen. „Ei, wer hat euch eingeladen?“ sprach das Schneiderlein und jagte die ungebetenen Gäste fort. Die Fliegen aber, die kein Deutsch verstanden, ließen sich nicht abweisen, sondern kamen in immer größerer Gesellschaft wieder. Da lief dem Schneiderlein endlich, wie man sagt, die Laus über die Leber, es langte aus seiner Hölle nach einem Tuchlappen, und „Wart, ich will es euch geben!“ schlug es unbarmherzig drauf. Als es abzog und zählte, so lagen nicht weniger als sieben vor ihm tot und streckten die Beine. „Bist du so ein Kerl?“ sprach er und mußte selber seine Tapferkeit bewundern. „Das soll die ganze Stadt erfahren.“ Und in der Hast schnitt sich das Schneiderlein einen Gürtel, nähte ihn und stickte mit großen Buchstaben darauf: Siebene auf einen Streich! „Ei was, Stadt!“ sprach er weiter. „Die ganze Welt soll’s erfahren!“ Und sein Herz wackelte ihm vor Freude wie ein Lämmerschwänzchen.

Der Schneider band sich den Gürtel um den Leib und wollte in die Welt hinaus, weil er meinte, die Werkstatt sei zu klein für seine Tapferkeit. Eh er abzog, suchte er im Haus herum, ob nichts da wäre, was er mitnehmen könnte, er fand aber nichts als einen alten Käse, den steckte er ein. Vor dem Tore bemerkte er einen Vogel, der sich im Gesträuch gefangen hatte, der mußte zu dem Käse in die Tasche. Nun nahm er den Weg tapfer zwischen die Beine, und weil er leicht und behend war, fühlte er keine Müdigkeit. Der Weg führte ihn auf einen Berg, und als er den höchsten Gipfel erreicht hatte, so saß da ein gewaltiger Riese und schaute sich ganz gemächlich um. Das Schneiderlein ging beherzt auf ihn zu, redete ihn an und sprach: „Guten Tag, Kamerad, gelt, du sitzest da und besiehst dir die weitläufige Welt? Ich bin eben auf dem Wege dahin und will mich versuchen. Hast du Lust, mitzugehen?“ Der Riese sah den Schneider verächtlich an und sprach: „Du Lump! Du miserabler Kerl!“ „Das wäre!“ antwortete das Schneiderlein, knöpfte den Rock auf und zeigte dem Riesen den Gürtel. „Da kannst du lesen, was ich für ein Mann bin.“ Der Riese las: „Siebene auf einen Streich“, meinte, das wären Menschen gewesen, die der Schneider erschlagen hätte, und kriegte ein wenig Respekt vor dem kleinen Kerl. Doch wollte er ihn erst prüfen, nahm einen Stein in die Hand und drückte ihn zusammen, daß das Wasser heraustropfte. „Das mach mir nach“, sprach der Riese, „wenn du Stärke hast“ „Ist’s weiter nichts?“ sagte das Schneiderlein. „Das ist bei unsinem Spielwerk“, griff in die Tasche, holte den weichen Käse und drückte ihn, daß der Saft herauslief, „Gelt,“ sprach er, „das war ein wenig besser?“ Der Riese wußte nicht, was er sagen sollte, und konnte es von dem Männlein nicht glauben. Da hob der Riese einen Stein und warf ihn so hoch, daß man ihn kaum noch sehen konnte.

⁵⁷ Bolte/Polívka: *Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm*. S. 148-165, hier: S. 163.

„Nun, du Erpelmännchen, das tu mir nach.“ „Gut geworfen“, sagte der Schneider, „aber der Stein hat doch wieder zur Erde herabfallen müssen, ich will dir einen werfen, der soll gar nicht wiederkommen; griff in die Tasche, nahm den Vogel und warf ihn in die Luft. Der Vogel, froh über seine Freiheit, stieg auf, flog fort und kam nicht wieder. „Wie gefällt dir das Stückchen, Kamerad?“ fragte der Schneider. „Werfen kannst du wohl“, sagte der Riese, „aber nun wollen wir sehen, ob du imstande bist, etwas Ordentliches zu tragen.“ Er führte das Schneiderlein zu einem mächtigen Eichbaum, der da gefällt auf dem Boden lag, und sagte: „Wenn du stark genug bist, so hilf mir den Baum aus dem Wald heraustragen.“ „Gerne“, antwortete der kleine Mann, „nimm du nur den Stamm auf deine Schulter, ich will die Äste mit dem Gezweig aufheben und tragen, das ist doch das Schwerste.“ Der Riese nahm den Stamm auf die Schulter, der Schneider aber setzte sich auf einen Ast, und der Riese, der sich nicht umsehen konnte, mußte den ganzen Baum und das Schneiderlein noch obendrein forttragen. Es war dahinten ganz lustig und guter Dinge, pfiff das Liedchen „Es ritten drei Schneider zum Tore hinaus“, als wäre das Baumtragen ein Kinderspiel. Der Riese, nachdem er ein Stück Wegs die schwere Last fortgeschleppt hatte, konnte nicht weiter und rief: „Hör, ich muß den Baum fallen lassen.“ Der Schneider sprang behendlich herab, faßte den Baum mit beiden Armen, als wenn er ihn getragen hätte und sprach zum Riesen: „Du bist ein so großer Kerl und kannst den Baum nicht einmal tragen.“

Sie gingen zusammen weiter, und als sie an einem Kirschbaum vorbeikamen, faßte der Riese die Krone des Baums, wo die zeitigsten Früchte hingen, bog sie herab, gab sie dem Schneider in die Hand und hieß ihn essen. Das Schneiderlein aber war viel zu schwach, um den Baum zu halten, und als der Riese losließ, fuhr der Baum in die Höhe, und der Schneider ward mit in die Luft geschnellt. Als er wieder ohne Schaden herabgefallen war, sprach der Riese: „Was ist das, hast du nicht die Kraft, die schwache Gerte zu halten?“ „An der Kraft fehlt es nicht“, antwortete das Schneiderlein, „meinst du, das wäre was für einen, der siebene mit einem Streich getroffen hat? Ich bin über einen Baum gesprungen, weil die Jäger da unten in das Gebüsch schießen. Spring nach, wenn du's vermagst.“ Der Riese machte den Versuch, konnte aber nicht über den Baum kommen, sondern blieb in den Ästen hängen, also daß das Schneiderlein auch hier die Oberhand behielt.

Der Riese sprach: „Wenn du ein so tapferer Kerl bist, so komm mit in unsere Höhle und übernachte bei uns.“ Das Schneiderlein war bereit und folgte ihm. Als sie in der Höhle anlangten, saßen da noch andere Riesen beim Feuer, und jeder hatte ein gebratenes Schaf in der Hand und aß davon. Das Schneiderlein sah sich um und dachte: „Es ist doch hier viel weitläufiger als in meiner Werkstatt.“ Der Riese wies ihm ein Bett an und sagte, er sollte sich hineinlegen und ausschlafen. Dem Schneiderlein war aber das Bett zu groß, er legte sich nicht hinein, sondern kroch in eine Ecke. Als es Mitternacht war und der Riese meinte, das Schneiderlein läge in tiefem Schlafe, so stand er auf, nahm eine große Eisenstange und schlug das Bett mit einem Schlag durch und meinte, er hätte dem Grashüpfer den Garaus gemacht. Mit dem frühesten Morgen gingen die Riesen in den Wald und hatten das Schneiderlein ganz vergessen, da kam es auf einmal ganz lustig und verwegen dahergeschritten. Die Riesen erschraken, fürchteten, es schläge sie alle tot, und liefen in einer Hast fort.

Das Schneiderlein zog weiter, immer seiner spitzen Nase nach. Nachdem es lange gewandert war, kam es in den Hof eines königlichen Palastes, und da es Müdigkeit empfand, so legte es sich ins Gras und schlief ein. Während es da lag, kamen die Leute, betrachteten es von allen Seiten und lasen auf dem Gürtel: Siebene auf einen Streich. „Ach“, sprachen sie, „was will der große Kriegsheld hier mitten im Frieden? Das muß ein mächtiger Herr sein.“ Sie gingen und meldeten es dem König, wenn Krieg ausbrechen sollte, wäre das ein wichtiger und nützlicher Mann, den man um keinen Preis fortlassen dürfte. Dem König gefiel der Rat, und er schickte einen von seinen Hofleuten an das Schneiderlein ab, der sollte ihm, wenn er aufgewacht wäre, Kriegsdienste anbieten. Der Abgesandte blieb bei dem Schläfer stehen, wartete, bis er seine Glieder streckte, und brachte dann seinen Antrag vor. „Eben deshalb bin ich hierhergekommen“, antwortete er,

„ich bin bereit, in des Königs Dienste zu treten.“ Also ward er ehrenvoll empfangen und ihm eine besondere Wohnung angewiesen.

Die Kriegsleute aber waren dem Schneiderlein aufgesessen und wünschten, es wäre tausend Meilen weit weg. „Was soll daraus werden?“ sprachen sie untereinander. „Wenn wir Zank mit ihm kriegen und er haut zu, so fallen auf jeden Streich siebene. Da kann unsreiner nicht bestehen.“ Also faßten sie einen Entschluß, begaben sich allesamt zum König und baten um ihren Abschied. „Wir sind nicht gemacht“, sprachen sie, „neben einem Mann auszuhalten, der siebene auf einen Streich schlägt.“ Der König war traurig, daß er um des einen willen alle seine treuen Diener verlieren sollte, wünschte, daß seine Augen ihn nie gesehen hätten, und wäre ihn gerne wieder losgewesen. Aber er getraute sich nicht, ihm den Abschied zu geben, weil er fürchtete, er möchte ihn mitsamt seinem Volk totschlagen und sich auf den königlichen Thron setzen. Er sann lange hin und her, endlich fand er einen Rat. Er schickte zu dem Schneiderlein und ließ ihm sagen, weil er ein so großer Kriegsheld wäre, so wollte er ihm ein Anerbieten machen. In einem Walde seines Landes hausten zwei Riesen, die mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen großen Schaden stifteten: niemand durfte sich ihnen nahen, ohne sich in Lebensgefahr zu setzen. Wenn er diese beiden Riesen überwände und tötete, so wollte er ihm seine einzige Tochter zur Gemahlin geben und das halbe Königreich zur Ehesteuere; auch sollten hundert Reiter mitziehen und ihm Beistand leisten. „Das wäre so etwas für einen Mann, wie du bist“, dachte das Schneiderlein, „eine schöne Königstochter und ein halbes Königreich wird einem nicht alle Tage angeboten.“ „O ja“, gab er zur Antwort, „die Riesen will ich schon bändigen und habe die hundert Reiter dabei nicht nötig: wer siebene auf einen Streich trifft, braucht sich vor zweien nicht zu fürchten.“

Das Schneiderlein zog aus, und die hundert Reiter folgten ihm. Als es zu dem Rand des Waldes kam, sprach er zu seinen Begleitern: „Bleibt hier nur halten, ich will schon allein mit den Riesen fertig werden.“ Dann sprang er in den Wald hinein und schaute sich rechts und links um. Über ein Weilchen erblickte er beide Riesen: sie lagen unter einem Baum und schliefen und schnarchten dabei, daß sich die Äste auf und nieder bogen. Das Schneiderlein, nicht faul, las beide Taschen voll Steine und stieg damit auf den Baum. Als es in der Mitte war, rutschte es auf einem Ast, bis es gerade über die Schläfer zu sitzen kam, und ließ dem einen Riesen einen Stein nach dem anderen auf die Brust fallen. Der Riese spürte lange nichts, doch endlich wachte er auf, stieß seinen Gesellen an und sprach: „Was schlägst du mich?“ „Du träumst“, sagte der andere, „ich schlage dich nicht.“ Sie legten sich wieder zum Schlaf, da warf der Schneider auf den zweiten einen Stein herab. „Was soll das?“ rief der andere. „Warum wirfst du mich?“ „Ich werfe dich nicht“, antwortete der erste und brummte. Sie zankten sich eine Weile herum, doch weil sie müde waren, ließen sie's gut sein, und die Augen fielen ihnen wieder zu. Das Schneiderlein fing sein Spiel von neuem an, suchte den dicksten Stein aus und warf ihn dem ersten Riesen mit aller Gewalt auf die Brust. „Das ist zu arg!“ schrie er, sprang wie ein Unsinniger auf und stieß seinen Gesellen wider den Baum, daß dieser zitterte. Der andere zahlte mit gleicher Münze, und sie gerieten in solche Wut, daß sie Bäume ausrissen, aufeinander losschlugen, so lang, bis sie endlich beide zugleich tot auf die Erde fielen. Nun sprang das Schneiderlein herab. „Ein Glück nur“, sprach es, „daß sie den Baum, auf dem ich saß, nicht ausgerissen haben, sonst hätte ich wie ein Eichhörnchen auf einen andern springen müssen; doch unsreiner ist flüchtig!“ Er zog sein Schwert und versetzte jedem ein paar tüchtige Hiebe in die Brust, dann ging es hinaus zu den Reitern und sprach: „Die Arbeit ist getan, ich habe beiden den Garaus gemacht; aber es ist hart hergegangen, sie haben in der Not Bäume ausgerissen und sich gewehrt, doch das hilft alles nichts, wenn einer kommt wie ich, der siebene auf einen Streich schlägt.“ „Seid ihr denn nicht verwundet?“ fragten die Reiter. „Das hat gute Wege“, antwortete der Schneider, „kein Haar haben sie mir gekrümmmt.“ Die Reiter wollten ihm keinen Glauben beimessen und ritten in den Wald hinein; da fanden sie die Riesen in ihrem Blute schwimmend, und ringsherum lagen die ausgerissenen Bäume.

Das Schneiderlein verlangte von dem König die versprochene Belohnung, den aber reute

sein Versprechen, und er sann aufs neue, wie er sich den Helden vom Halse schaffen könnte. „Ehe du meine Tochter und das halbe Reich erhältst“, sprach er zu ihm, „mußt du noch eine Heldentat vollbringen. In dem Walde läuft ein Einhorn, das großen Schaden anrichtet, das mußt du erst einfangen.“ „Vor einem Einhorn fürchte ich mich noch weniger als vor zwei Riesen; siebene auf einen Streich, das ist meine Sache.“ Er nahm sich einen Strick und eine Axt mit, ging hinaus in den Wald und hieß abermals die, welche ihm zugeordnet waren, außen warten. Er brauchte nicht lange zu suchen, das Einhorn kam bald daher und sprang geradezu auf den Schneider los, als wollte es ihn ohne Umstände aufspießen. „Sachte, sachte“, sprach er, „so geschwind geht das nicht“, blieb stehen und wartete, bis das Tier ganz nahe war, dann sprang er behendlich hinter den Baum. Das Einhorn rannte mit aller Kraft gegen den Baum und spießte sein Horn so fest in den Stamm, daß es nicht Kraft genug hatte, es wieder herauszuziehen, und so war es gefangen. „Jetzt hab ich das Vöglein“, sagte der Schneider, kam hinter dem Baum hervor, legte dem Einhorn den Strick erst um den Hals, dann hieb er mit der Axt das Horn aus dem Baum, und als alles in Ordnung war, führte er das Tier ab und brachte es dem König.

Der König wollte ihm den verheißenen Lohn noch nicht gewähren und machte eine dritte Forderung. Der Schneider sollte ihm vor der Hochzeit erst ein Wildschwein fangen, das in dem Wald großen Schaden tat; die Jäger sollten ihm Beistand leisten; „Gerne“, sprach der Schneider, „das ist ein Kinderspiel.“ Die Jäger nahm er nicht mit in den Wald, und sie waren's wohl zufrieden, denn das Wildschwein hatte sie schon mehrmals so empfangen, daß sie keine Lust hatten, ihm nachzustellen. Als das Schwein den Schneider erblickte, lief es mit schäumendem Munde und wetzenden Zähnen auf ihn zu und wollte ihn zur Erde werfen; der flüchtige Held aber sprang in eine Kapelle, die in der Nähe war, und gleich oben zum Fenster in einem Satze wieder hinaus. Das Schwein war hinter ihm hergelaufen, er aber hüpfte außen herum und schlug die Türe hinter ihm zu; da war das wütende Tier gefangen, das viel zu schwer und unbehilflich war, um zu dem Fenster hinauszuspringen. Das Schneiderlein rief die Jäger herbei, die mußten den Gefangenen mit eigenen Augen sehen; der Held aber begab sich zum Könige, der nun, er möchte wollen oder nicht, sein Versprechen halten mußte und ihm seine Tochter und das halbe Königreich übergab. Hätte er gewußt, daß kein Kriegsheld, sondern ein Schneiderlein vor ihm stand, es wäre ihm noch mehr zu Herzen gegangen. Die Hochzeit ward also mit großer Pracht und kleiner Freude gehalten und aus einem Schneider ein König gemacht.

Nach einiger Zeit hörte die junge Königin in der Nacht, wie ihr Gemahl im Traume sprach: „Junge, mach mir den Wams und flick mir die Hosen, oder ich will dir die Elle über die Ohren schlagen.“ Da merkte sie, in welcher Gasse der junge Herr geboren war, klage am andern Morgen ihrem Vater ihr Leid und bat, er möchte ihr von dem Manne helfen, der nichts anderes als ein Schneider wäre. Der König sprach ihr Trost zu und sagte: „Laß in der nächsten Nacht deine Schlafkammer offen, meine Diener sollen außen stehen und, wenn er eingeschlafen ist, hineingehen, ihn binden und auf ein Schiff tragen, das ihn in die weite Welt führt.“ Die Frau war damit zufrieden, des Königs Waffenträger aber, der alles mit angehört hatte, war dem jungen Herrn gewogen und hinterbrachte ihm den ganzen Anschlag. „Dem Ding will ich einen Riegel vorschieben“, sagte das Schneiderlein. Abends legte es sich zu gewöhnlicher Zeit mit seiner Frau zu Bett; als sie glaubte, er sei eingeschlafen, stand sie auf, öffnete die Türe und legte sich wieder. Das Schneiderlein, das sich nur stellte, als wenn es schlief, fing an, mit heller Stimme zu rufen: „Junge, mach mir den Wams und flick mir die Hosen, oder ich will dir die Elle über die Ohren schlagen! Ich habe siebene mit einem Streich getroffen, zwei Riesen getötet, ein Einhorn fortgeführt und ein Wildschwein gefangen und sollte mich vor denen fürchten, die draußen vor der Kammer stehen!“ Als diese den Schneider also sprechen hörten, überkam sie eine große Furcht, sie liefen, als wenn das wilde Heer hinter ihnen wäre, und keiner wollte sich mehr an ihn wagen. Also war und blieb das Schneiderlein

sein Lebtag ein König.⁵⁸

Liest man das Märchen vom „tapferen Schneiderlein“, so ist man auch als Erwachsener größtenteils durchaus noch amüsiert und das mindestens – bei erster Betrachtung – aus zwei Gründen: zum einen, weil die Pfiffigkeit und Fröhlichkeit bzw. die (kleinen) Tricks des Schneiderleins von einer gekonnten Schläue zeugen – nicht weit weg von der oft heute noch zitierten „Bauernschläue“; zum anderen handelt es sich um die Geschichte eines „kleinen Mannes“, der mit Hilfe seiner Pfiffigkeit und Schläue einen enormen sozialen Aufstieg schafft: vom Kleinbürger zum König.⁵⁹ Von daher gesehen ist das Märchen dem Erleben der Kinderseele besonders nahe, denn wir alle träumen als Kind davon, groß und stark zu werden, wie der sprichwörtliche „kleine Gernegroß“ belegt. Wir erfreuen uns aber auch als Kinder – da wir größtenteils von Erwachsenen (also von Riesen) und „großen Tieren“ umgeben sind – wenn wir urplötzlich etwas erfassen, was die Erwachsenen entweder nicht sehen oder übersehen,⁶⁰ insbesondere gerade dann, wenn wir als Kinder demzufolge schneller handeln oder wendiger sind und damit, wenn auch meist nur für kurze Zeit, uns den Erwachsenen als überlegen erweisen⁶¹.

Das Ganze hat aber auch eine Kehrseite, die sich ebenfalls oft genug bei Kindern bemerkbar macht: Wenn der kleine „Gernegroß“ sich selber nahezu maßlos überschätzt und als 5-6-Jähriger schlichtweg erklärt, er könne alles. Die Erwachsenen erleben dies sehr schnell als einen Schritt „vom Schneider zum Aufschneider“, vom „Gernegroß“ zum „Prahlhans“ und erinnern ihn dann oft mit dem spöttischen Ausruf: „Schau 'mal, dieser Dreikäsehoch!“ daran, dass er doch noch recht klein und noch längst nicht zu allem fähig ist, erheblich weniger fähig jedenfalls, als er glauben möchte. Dennoch sollte diese Tendenz zur Selbstüberschätzung in der Erziehung durchaus ernst genommen und keinesfalls lächerlich gemacht werden. Gehört doch zum erfolgreichen Handeln auch die Fantasie von eigener Größe und Stärke, mit deren Hilfe man, eben auch als Kind,

⁵⁸ „Das tapfere Schneiderlein“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 127-136.

⁵⁹ Dass dies aber auch missglücken kann, wenn man nicht über die notwendige Pfiffigkeit verfügt, zeigt die Komödie von Molière „Der Bürger als Edelmann“ („Le Bourgeois gentilhomme“). In unerfreulicher Weise, aber mit viel Ironie gewürzt, taucht dies in der heutigen Zeit als Redewendung für die Familien „Neureich“ oder „Raffke“ auf.

⁶⁰ Nicht zuletzt aus diesem Grund gibt es das bis heute beliebte Kinderspiel: „Ich sehe was, was Du nicht siehst“!

⁶¹ Vgl. dazu Kast, Verena: *Märchen als Therapie*. München, 1986. S. 53 ff.

mehr schafft als mit einer verzagten Vorstellung von der eigenen Kleinheit und Schwäche.⁶²

Im heutigen Sprachgebrauch ist das Schneiderlein nicht so sehr „tapfer“ im Sinne von „mutig“, sondern klug, wie später gezeigt werden wird, und vorsichtig. Es leidet zweifellos nicht an Selbstüberschätzung, jedoch auch nicht an Minderwertigkeits-komplexen. Es kennt seine Grenzen und auch dadurch hat es Glück in allen seinen Unternehmungen. Insofern könnte man den Titel des Märchens, zumindest für die heutige Zeit, als etwas irreführend ansehen.

Betrachtet man dieses Märchen nun unter seinen erziehungsrelevanten Aspekten, sind verschiedene Fragen interessant: Gleich zu Beginn des Märchens zeigt das Schneiderlein seinen Grundcharakter. Es kauft vier (!) Lot Mus, lässt die beleibte Bauersfrau dafür einige Stiegen hochklettern und, weil die Fliegen auf seinem Mus gesessen haben, tötet es diese und zwar „Siebene auf einen Streich“⁶³. Indem es also offen lässt, wer diese „Siebene“ waren, sichert es sich die Bewunderung anderer, die es glauben macht, es seien Menschen gewesen – um damit dann die Achtung seiner Mitmenschen herauszufordern: Diese unausgesprochene „Mogelei“ unterstützt es noch einmal, indem es „Siebene auf einen Streich“ expressis verbis auf einen Gürtel stickt, den es sich dann „um den Leib“⁶⁴ bindet: Auf diese Weise macht das Schneiderlein sich auch selber Mut, denn ausdrücklich spricht es zu sich: „„Bist du so ein Kerl?“ [...] „Das soll die ganze Stadt erfahren.“ [...] „Ei was, Stadt!“ [...] „Die ganze Welt soll’s erfahren!““⁶⁵ Konsequent damit verbunden ist dann das immer stärker werdende Gefühl, dass seine bescheidene, kleine Werkstatt für soviel Tapferkeit zu klein ist. Also macht es sich entschlossen auf in die Welt. Beides, die kleine Mogelei wie auch das Sich-selber-Mut-Machen bis hin zu ein bisschen „Sich-dicke-Tun“, entspricht spätestens im Alter von 3 ½ bis 4 Jahren sehr der Mentalität der Kinder⁶⁶.

⁶² Ebd. S. 56.

⁶³ Aus: „Das tapfere Schneiderlein“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 128.

⁶⁴ Ebd. Die Formulierung „sich um den Leib binden“ oder „sich eine Leibbinde anlegen“ ist sicherlich kein Zufall. Denn seit uralten Zeiten tragen die Menschen – insbesondere Männer – ihre Errungenschaften – wenn man so will auch Trophäen – für jedermann sichtbar vor sich her. Man denke z.B. an Orden oder an Auszeichnungen mit Schärpe. So trugen auch die Indianer u.a. Skalps an einem Leibgurt.

⁶⁵ Ebd.

⁶⁶ Vgl. dazu auch Kast: *Märchen als Therapie*. 1986. S. 57 ff.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen ist es nunmehr wiederum angebracht, die Fragen zu stellen, welche Bedeutung das Märchen für Kinder unter dem Aspekt der Erziehung haben kann.

- 1) Welche Folgerungen wird ein Kind aus den „Mogeleien“ des tapferen Schneiderleins für sich selbst ziehen? Streng genommen sind es ja Lügen eines Erwachsenen.
- 2) Welche Charaktereigenschaften zeigt das Schneiderlein einem Kind, wenn es vier Lot Mus kauft und die Fliegen, die an seinem Mus gegessen haben, erschlägt und zwar „Siebene auf einen Streich“? Wie fordert es auf diese Weise die Be-Achtung seiner Mitmenschen heraus?
- 3) Wie dürfte das Verhalten des Schneiderleins, sich selber Mut zu machen und hinaus in die Welt zu ziehen, auf eine Kinderseele erzieherisch einwirken?
- 4) Wie stellt sich das tapfere Schneiderlein dar als es dem ersten Riesen begegnet und wie wird es mit der daraus entstehenden Situation fertig? Wie ist sein Verhalten einzuschätzen als es mit den anderen Riesen in deren Höhle geht? Was sagt dieses Verhalten einem Kind hinsichtlich eines eventuellen Erziehungsgewinns?
- 5) Was ist für das Kind erziehungsrelevant, wenn es von der Reaktion des Königs auf das Schneiderlein erfährt? Und welche das Leben fördernden Fantasien könnten dadurch bei einem Kind angeregt werden?
- 6) Wie wirkt die Forderung des Königs auf ein Kind, wenn es sieht, dass ein König versucht, sich an seinen Versprechen „vorbeizudrücken“ oder sie gar zu brechen?
- 7) Wie ist die Reaktion des Schneiderleins auf die stets neuen, unbilligen Forderungen des Königs zu bewerten und was könnte sich daraus für ein Kind für sein eigenes Erleben und Verhalten ergeben?
- 8) Wie kann ein Kind verstehen, dass das Schneiderlein zum König werden kann, obgleich dies seiner ursprünglichen Position in keiner Weise entspricht und gleichzeitig als Ehemann für die Königstochter akzeptiert wird?

Zu 1) Welche Folgerungen wird ein Kind aus den „Mogeleien“ des tapferen Schneiderleins für sich selbst ziehen? Streng genommen sind es ja Lügen eines Erwachsenen.

Zum Lügen würde in jedem Fall der Vorsatz der Täuschung gehören und den hat das Schneiderlein nicht. Im Gegenteil, das Schneiderlein „verteilt“ seine „Unwahrheiten“ an die jeweiligen anderen Figuren des Märchens spontan aus der Situation heraus, so wie sie sich gerade ergibt. Es ist nicht nur mit einer kindlichen Fröhlichkeit gesegnet, sondern auch mit ebenso echter Unbekümmertheit bedacht. Da gerade ein Kindergemüt diese Unbekümmertheit fassen kann, wird es das Schneiderlein – hinsichtlich der „Mogeleien“ – kaum als einen Erwachsenen im strengen Sinne einordnen. Es wird das Schneiderlein mit seinen „Streichen“ eher patent finden, weil diesem immer etwas einfällt, um einer nicht so angenehmen Situation noch etwas Gutes abzugewinnen.

Das Verhalten des Schneiderleins lässt sich im Gesamten unter das oben angeführte Zitat von Shakespeare stellen: „Der bessere Teil des Mutes ist die Vorsicht“. „Vorsicht“ heißt nicht „Ängstlichkeit“ oder – in Kindersprache formuliert – „Bangesein“, was dann eine Unfähigkeit zum Handeln kennzeichnen würde, sondern es heißt einfach „etwas vor(aus)sehen“, erspüren und das heißt dann auch, der jeweiligen Situation schlagfertig und passend begegnen zu können. Zunächst einmal wird die Selbsteinschätzung des Schneiderleins demonstriert. Es ist sich gar nicht darüber klar, was es heißt, vollmundig zu sagen: „Hier herauf, liebe Frau, hier wird sie ihre Ware los“⁶⁷, die Bäuerin damit all die Treppen hochsteigen zu lassen und dann nur eine Menge an Ware zu nehmen, die seiner Konstitution entspricht, nämlich vier Lot. Es ist nur scheinbar ein „Auf-Schneiderlein“. Es hat ein „zartes Haupt“⁶⁸ und ist so leicht, dass ihm Treppensteigen wahrscheinlich nicht viel ausmachen würde, also denkt es über die gewichtige Bäuerin nicht weiter nach. So erschlägt es ja auch „Siebene auf einen Streich“,⁶⁹ „Siebene“, die zwar nur Fliegen sind, aber das sagt es zu keinem Zeitpunkt, nicht weil es ein bewusster Lügner wäre, sondern weil es keine Notwendigkeit verspürt, dies groß publik zu machen, um es damit den anderen zu überlassen, wie sie diesen Spruch verstehen.

Dies alles aber drückt immer nur aus, dass das Schneiderlein von zarter Konstitution ist und im Grunde harmlos „schlitzohrig“. Deshalb nämlich sind vier Lot Mus genug für es und für diese seine zarte Konstitution sind „Siebene auf

⁶⁷ Aus: „Das tapfere Schneiderlein“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 127.

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Ebd. S. 128.

„einen Streich“ – auch wenn es nur getötete Fliegen sind – eben auch viel und bewundernswert. Zwar erfordert das Töten von Fliegen keinen großen Kraftaufwand, aber immerhin Geschicklichkeit, erst recht wenn es „Siebene auf einen Streich“ sind: Mit roher Gewalt hätte sich jedenfalls nicht viel ausrichten lassen.⁷⁰ Einen typischen Schneider stellt man sich ohnehin – im Unterschied etwa zu einem typischen Maurer oder Möbelpacker – zwar als einen Handwerker vor, der aber von Natur aus bereits eher feingliedrig schmächtig ist, als Ausgleich dafür jedoch über Feingefühl, z.B. für Schmuck und Eleganz, verfügt. Eigenschaften, die auch Kinder oft ausbilden.⁷¹

Das alles wird hier als die Grundhaltung des Schneiderleins, sein unbewusst verankertes, ganz einfaches und unerschütterliches Selbstvertrauen präsentiert. Diese Grundhaltung und die damit verbundene Klugheit helfen ihm auch, die „halbe“ Lüge als wahr erscheinen zu lassen, indem es den bestickten Gürtel „Siebene auf einen Streich“ umlegt. Das Schneiderlein „erfühlt“ nämlich, dass „die Leute“ sich von nichts so sehr beeindrucken lassen, wie von dem geschriebenen und dazu noch prächtig aufgestickten Wort⁷².

Für das Schneiderlein hat die Aussage auf dem Gürtel aber auch lebensentscheidende Folgen und in diese muss und wird es erst noch hineinwachsen⁷³. Es ist jetzt schon so klug, dass es weiß, dass ihm nichts anderes übrig bleibt, als dieser Entwicklung zur Größe entgegen zu leben. Es entwickelt sich also durch seine Anlage und Fähigkeiten, durch die – zum Teil selbst herbeigeführten – äußeren Umstände gezwungenermaßen letztlich in das „Nach – oben - Streben“ hinein.

Es ist gut vorstellbar, dass hier der erzieherische Aspekt für ein Kind darin besteht, dass es erfasst, dass das Schneiderlein – körperlich eher von zarter und schmächtiger Konstitution – trotzdem weiß, wie es „durchs Leben kommt“. Für das Leben des Kindes heißt das, dass es sein Ziel, nämlich Größe und Stärke, auch durch andere Hilfsmittel, z.B. Klugheit, erreichen kann. Auch ein Kind ist, weil es eben noch ein Kind ist, in aller Regel klein und schwach und wird möglicherweise sogar erleichtert erkennen, dass es nicht alleine die körperlichen Kräfte sind – wie

⁷⁰ Dazu nämlich sagt Friedrich von Schiller in „Das Lied von der Glocke“: „Wo rohe Kräfte sinnlos walten“.

⁷¹ Vgl. Kast: *Märchen als Therapie*. 1986. S. 56 f.

⁷² Vgl. Gottfried Kellers „Kleider machen Leute“. Die Kreation eines prächtig bestickten Gürtels nämlich gehört in der Tat zum Handwerk dieses Schneiders und nach dem Motto „Kleider machen Leute“ macht der prächtig bestickte Gürtel ihn zu einer bewundernswerten Figur.

⁷³ Abgesehen davon ist der Gürtel auch ein Zeichen von Stärke. Im Volksmund findet sich schon die Redewendung „Jemand ist gut gegürtet“. Vgl. Kast: *Märchen als Therapie*. 1986. S. 59.

durch Drohungen und bloße Gewalt bei den Riesen – die beim Leben und Überleben helfen. Das Kind wird, mit dem Schneiderlein als Vorbild, sich seinen Mut und auch seine Vor(aus)sicht „um den Leib binden“, d.h. wie einen Schutzschild tragen können.

Zu 2) Welche Charaktereigenschaften zeigt das Schneiderlein einem Kind, wenn es vier Lot Mus kauft und die Fliegen, die an seinem Mus gegessen haben, erschlägt und zwar „Siebene auf einen Streich“. Wie fordert es auf diese Weise die Be-Achtung seiner Mitmenschen heraus?

Das Schneiderlein ist in keinem Fall gierig, aber es lässt sich auch nicht „das Mus (resp. die Butter) vom Brot nehmen“, es kann sich auf seine bescheidene Art wehren. Das ist das Erste, was ein Kind erfassen kann. Das Zweite ist, dass das Kind instinktiv erfüllt, wie man aus einem eigentlich bedeutungslosen Zufallsereignis – nämlich „Siebene auf einen Streich“ zu treffen – etwas Besonderes machen kann: nämlich durch „Weglassen“ der genaueren Kennzeichnung, um dann in der Darstellung Ehren „einzuhimsen“, die einem mit der simplen Wahrheit ohne Platz für Fantasien nicht zuteil geworden wären. Das Schneiderlein weiß jedenfalls, wie man sich durch solchen Raum für Fantasien in Szene setzt.

Zu 3) Wie dürfte das Verhalten des Schneiderleins, sich selber Mut zu machen und hinaus in die Welt zu ziehen, auf eine Kinderseele erzieherisch wirken?

Ein Kind kann hier durchaus sehen, dass auch ein schwächerlicher Schneider an sich glauben kann, glauben kann in der Form, dass er „mit frischem Mut“ alles versucht: aus der Nichtigkeit des Fliegen-Erschlagens eine Heldentat zu machen, die Riesen mit simpler Klugheit zu überlisten, desgleichen das Einhorn und das Wildschwein mit ihren eigenen „Waffen“ zu schlagen und als Höhepunkt – gewachsen an den vorherigen Schwierigkeiten – den König in seinem Mangel an Anstand zu besiegen. Und als Beweis dafür, dass das Schneiderlein das Richtige getan hat, hat es nicht nur die Königstochter zur Frau bekommen, sondern es behält sie auch und wird König. Die Stärke des Schneiderleins liegt offensichtlich

in einem folgerichtigen Handeln, das sich Schritt um Schritt seine Erfolge aufbaut und das kann ein Kind auch für sich als nützlich erkennen.

4) Wie stellt sich das tapfere Schneiderlein dar als es dem ersten Riesen begegnet und wie wird es mit der daraus entstehenden Situation fertig? Wie ist sein Verhalten einzuschätzen als es mit den anderen Riesen in deren Höhle geht? Was sagt dieses Verhalten einem Kind hinsichtlich eines eventuellen Erziehungsgewinns?

Der Kampf des Schneiderleins gegen die Riesen beginnt mit einem einzelnen Riesen. Als das freundlich harmlose Schneiderlein diesem ersten Riesen begegnet, stellt dieser sich ihm gleich als so „rüpelhaft“ dumm dar, dass er das kommende Besiegt-Werden mit seiner provozierenden und herablassenden Unfreundlichkeit geradezu herausfordert. Das Schneiderlein nämlich erkennt sofort, dass der Riese „riesendum“ ist⁷⁴. Der Riese, im Vertrauen auf seine „dumme“ körperliche Stärke, glaubt nun, er würde das Schneiderlein mit Leichtigkeit besiegen können. Das Schneiderlein aber, das immer arm war, achtet und beachtet die Dinge seines täglichen Lebens und aus dieser (Be-)Achtung und seiner sensiblen Aufmerksamkeit und schließlich seiner Fähigkeit zur Vor(aus)sicht ergibt sich, dass es gewappnet ist: Wie sich zeigen wird, sind seine Waffen ein Stück Käse und ein lebendiger Vogel. Da es nämlich Phantasie hat, ist in der neu entstandenen Situation das Glück „mit dem Tüchtigen“: Der Riese, weiterhin im Vertrauen auf seine rohe Stärke, drückt aus einem Stein Wasser und wirft auch einen Stein hoch in die Luft, der dann lange braucht, um zur Erde zurückzukommen, aber er kommt notwendigerweise zurück. Das Schneiderlein aber – im Vertrauen auf seinen Verstand und seine Fantasie – drückt aus dem Käse, von dem es vorgibt, dass es ein Stein sei, noch mehr Flüssigkeit und wirft den lebendigen Vogel – auch hier bewusst falsch als Stein bezeichnet – in die Luft, der, froh über seine wieder gewonnene Freiheit, nie mehr zurückkommt. So „führt“ er den Riesen sozusagen zum ersten Mal „vor“.

⁷⁴ Die Märchen sagen uns an verschiedenen Stellen, dass Riesen nicht nur dumm sind, sondern auch weder gut hören können, noch gute Augen haben, d. h. also im gesamten so „behindert“, dass man sie als „riesendum“ bezeichnen darf. Aus dieser mangelnden „Menschenähnlichkeit“ ergibt sich, dass der Riese bekämpft und vernichtet werden darf. Im Märchen gilt das gleiche für die Hexe. Im Übrigen gibt es solche „Riesen“ auch heute immer wieder, wie in der Redewendung vom „Recht des Stärkeren“ zum Ausdruck kommt.

Als der Riese dann jedoch erneut seine körperliche Stärke demonstrieren möchte, indem er das Stammende des Baumes trägt, wird er wieder durch die Pfiffigkeit des Schneiderleins, in Verbindung mit dessen Vor(aus)sicht, zum Verlierer gemacht: Das Schneiderlein lässt nämlich den Riesen den angeblich leichter zu tragenden dicken Stamm schleppen, während es selbst die Krone – also das Geäst – nimmt, weil diese ja doch „viel schwerer zu tragen“ sei. Aber die Realität sieht genau anders aus: Während der Riese ächzend den Stamm schleppt, sitzt der Schneider fröhlich pfeifend auf den Ästen, wohl wissend, dass der Riese sich nicht umdrehen kann. Aber er ist auch vorsichtig genug, schnell herunter zu springen, als der Riese nicht mehr weiter tragen kann, die Äste dann mit beiden Händen zu fassen und damit vorzugeben, dass er die Krone getragen habe. Damit ist schon die dritte Niederlage des Riesen besiegt.

Die letzte Probe für das Schneiderlein, und damit die vierte Niederlage des Riesen, ergibt sich aus der Situation des herunter gebogenen Kirschbaums. Auch hier verwandelt das Schneiderlein seine Schwäche, mit Hilfe seiner Klugheit, in eine Stärke. Seine Leistung, so hoch gesprungen zu sein, erklärt es damit, es habe so hoch springen müssen, weil die Jäger ins Gebüsch geschossen hätten und es nicht hätte getroffen werden wollen, obwohl es in der Realität ja gerade durch den Kirschbaum in die Höhe geschnellt worden ist. Um seine eigenen Fähigkeiten noch zu untermauern, fordert es vom Riesen, dass dieser über den Baum springen solle, was dieser natürlich nicht vermag. Und wieder hat der Riese eine Niederlage erlitten. Ähnlich zeigt sich die Situation mit den beiden nächsten Riesen. Hier sorgt das Schneiderlein geschickt dafür, dass die beiden sich gegenseitig umbringen.

Werfen wir wieder einen Blick auf den pädagogischen Aspekt: Ein Kind kann z.B. aus diesem Märchen lernen, dass körperliche Stärke nicht unbedingt notwendig ist, wenn man über Klugheit und Finesse verfügt, ja, dass diese womöglich der körperlichen Stärke überlegen ist. Ferner kann ein Kind lernen, dass man sich in unbekannte Situationen mit der nötigen Umsicht und Vorsicht begeben sollte, insbesondere wenn sich „kleine Leute“ mit „großen Tieren“ einlassen: Ein Kind kann hier erfahren, dass körperliche Stärke nicht unbedingt notwendig ist, wenn die „Stärke des Verstandes“ vorhanden ist. Zwar hat es noch keine Erfahrung, aber es besitzt die unverstellte Sicht seiner Fantasie, die es möglich machen kann, aus einer solchen Notsituation als Sieger hervorgehen zu können.

Schließlich und letztlich erscheint nach all diesen Niederlagen zwei anderen Riesen – wir nehmen an, dass alle Riesen sich untereinander kennen – nur noch die Beseitigung des Schneiderleins als Lösung. Durch dessen Umsicht jedoch, sich statt in das angebotene Bett in eine Ecke zu legen, gepaart wiederum mit einem Stückchen Glück, besiegt es auch die beiden anderen Riesen.

Das Schneiderlein hält sich stets mit Zuversicht und Vorsicht in seinen Grenzen, denn diese kennt es, nicht zuletzt schon von Berufs wegen, wenn es vorsichtig und sorgfältig die Kleider passend macht. So erscheint ihm wohl auch das „Riesenbett“ für sich selbst nicht passend: Daher behält es nicht nur sein Leben, sondern jagt den Riesen durch sein plötzliches, quicklebendiges und damit irgendwie herausforderndes Erscheinen – das wie ein unerklärliches Wunder aus dem Unbegreiflichen erscheint – soviel Furcht ein, dass sie alle mit Schrecken davonlaufen. Hier kann das Kind erneut lernen, wie mit Vorsicht und Lebensklugheit, Finesse und einem Stück Unbekümmertheit brutale Dummheit besiegt werden kann.

Zu 5) Was ist für ein Kind erziehungsrelevant, wenn es von der Reaktion des Königs auf das Schneiderlein erfährt und welche das Leben fördernden Fantasien könnten dadurch bei einem Kind angeregt werden?

Als das Schneiderlein das Angebot des Königs annimmt, dessen erster Heerführer zu werden, zeigt sich alsbald: die anderen Kriegsleute sind in keinem Falle mit diesem so „starken“ Führer einverstanden, sie haben einfach und kündigen deshalb dem König ihre Dienste auf. Jetzt sieht der König, der eigentlich kein König im edlen Sinne ist (wie sich später noch zeigt), keine andere Möglichkeit, als dem Schneiderlein zunächst einmal Aufgaben zu geben, von denen er glaubt, dass sie nicht lösbar seien: Zwei Riesen soll es „überwinden“ bzw. töten und dann, sozusagen als Lockmittel, soll das Schneiderlein die einzige Tochter des Königs zur Frau bekommen und das halbe Königreich dazu. Der König, der seine Entscheidungen nicht mit klugem Verstand nachprüft, geht natürlich nicht davon aus, dass er „die Rechnung ohne den Wirt“ gemacht hat, im Unterschied zum Schneiderlein, das weiß, was ein Maß ist, wie man Maß nimmt und wie man – gleichfalls maßvoll – messen muss.

Der Schneider jedenfalls sorgt mit klugem Verstand dafür, dass die Riesen sich selbst umbringen und kann sich diese Taten auf seinen eigenen Schild schreiben,

indem er unter anderem die Soldaten, die ihm als Hilfe mitgegeben waren, außen vor (dem Wald) lässt und so keine Augenzeugen hat, *wie* er seine Aufgabe löst. Da der König aus seinen hastig gegebenen, unüberlegten Verpflichtungen wieder heraus möchte, kommt er vorschnell mit einer zweiten Forderung: Der Schneider soll ein Einhorn unschädlich machen, das großen Schaden im Wald anrichtet. Wieder lässt der Schneider die mitgegebenen Soldaten vor dem Wald und sorgt dafür, dass das Einhorn sein Horn in einen Baum rammt und damit nicht mehr frei kommt. Dann legt er ihm einen Strick um und führt es vor den König.

Aber der König fordert noch die Lösung einer dritten Aufgabe: Der Schneider muss ein Wildschwein unschädlich machen. Hier ist es die körperliche Wendigkeit des Schneiders, die es ihm möglich macht, das Schwein in einer Kapelle zu fangen. Guten Mutes erfüllt das Schneiderlein die, im Grunde unbilligen, immer neuen Forderungen des Königs.

Für ein Kind aber wird immer wieder sichtbar, dass Intelligenz, gepaart mit körperlicher Behändigkeit, ein besonderes Geschenk der Natur und deshalb durchaus geeignet ist, Auseinandersetzungen und Kämpfe, kleiner und großer Art, zu gewinnen. Es versteht, selbst wenn es noch „klein“ ist, dass es durchaus Möglichkeiten für Kinder gibt, auch gegen Erwachsene „notwendige Kriege“ zu gewinnen, das soll heißen: im Lebenskampf auch als (scheinbar) Schwacher zu bestehen. Ein Kind kann hier deutlich sehen, dass oft genug nicht Macht und Kraft – oder gar rohe Kraft – den Ausschlag geben, um Probleme des Lebens zu lösen, sondern dass hier vielmehr Geschicklichkeit, Einfallsreichtum, Wendigkeit und – wenn man so will – auch geschickte Finessen und kleine Listen dem Erfolg viel dienlicher sind und dass man solche Techniken des Lebens lernen muss und gerade auch aus Märchen lernen kann.

Zu 6) Wie wirkt die Forderung des Königs auf ein Kind, wenn es sieht, dass ein König versucht, sich an seinen Versprechen „vorbeizudrücken oder sie gar zu brechen?“

An dem Beispiel, das der König gibt, erkennt das Kind, dass nicht jeder König von Stand auch ein König von Gesinnung ist. Denn der König im Märchen handelt gar nicht königlich großherzig, sondern eingeengt, schachernd, kleinlich, um nicht zu sagen borniert und – im Unterschied zum Schneiderlein – erkennt der König diese Grenzen immer nur dann, wenn sie ihm von außen gesetzt oder

nahezu aufgezwungen werden. Er will, ganz unköniglich, nur die angenehmen Seiten für sich in Anspruch nehmen, ohne an die Konsequenzen zu denken. Das entlarvt ihn, wie der Verlauf der Geschichte zeigt, immer mehr als unredlich und unköniglich von Gesinnung. Darüber hinaus bedenkt er so gut wie nie die Folgen seiner Anweisungen und Handlungen und will die daraus entstehenden Schwierigkeiten, mitsamt dem Schneider, so schnell wie möglich nun auch wieder loswerden. Oft genug bezeichnet man einen guten König auch als „Landesvater“. Dieser König aber ist alles andere als das: Ein Landesvater, der so unredlich, lediglich auf den eigenen Vorteil bedacht, autoritär und unfair handelt, dem die eigenen Regeln nicht zusagen und der sie oft nicht einhält, müsste wegen Unfähigkeit abgesetzt werden.

Von daher ist – in die Welt des Kindes übersetzt – seine Sympathie natürlich auf Seiten des Schneiderleins, das in kluger und trickreicher Weise den König zwar nicht absetzen kann, aber ihn letzten Endes „ins Leere“ laufen lässt. So wünscht sich ein Kind mit Recht einen (Landes-)Vater, der eben verlässlich in seinen Versprechungen ist und der andererseits nicht einfach seine Machtposition in unfairer Weise ausnutzt oder gar missbraucht. „Unfair“ ist der König schließlich und vor allem auch deshalb, weil er das Schneiderlein noch für seine eigenen Fehler „bezahlen“ lassen möchte. Er hat es in einem Moment in den Dienst genommen – weil ihm das eine eventuelle zukünftige Sorge abnahm – um ihn im nächsten Moment wieder loswerden zu wollen und das eben mit unredlichen Mitteln.

Von daher erscheint es geradezu selbstverständlich, dass das Schneiderlein die natürlichen Wünsche des Kindes gegenüber ungerechtfertigten Forderungen aus der Erwachsenenwelt repräsentiert. Das Schneiderlein ist hier der Anwalt des Kindes, der ihm hilft, sich zu wehren, was aus Sicht der Erwachsenen womöglich aber als „aufmüpfig“ erscheinen könnte.

Nicht einmal der Satz „Siebene auf einen Streich“ hat den König aufmerken lassen, auch nicht nach seinen ersten erfolglosen Regelbrüchen merkt er etwas. Das Schneiderlein ist in seinen Augen lediglich ein dummer Untertan, den er (miss-)brauchen kann. Er kommt gar nicht auf die Idee, dass das Schneiderlein eine eigene Vorstellung von der Welt hat, damit auch eigene Absichten verfolgt und – im Rahmen seiner Möglichkeiten – etwas Kluges und Pfiffiges tut, um seine Zukunft erfolgreich zu gestalten. Das Handeln des Königs ist reichlich konzeptlos und dient nur seiner jeweiligen kurzlebigen Machtausübung und Bequemlichkeit.

Ein Kind wird bald verstehen, dass es nicht genügt, sich König zu nennen: Man muss auch einer sein. Vielleicht wird ein Kind nicht so ohne weiteres schon voraussehen können, was der König durchaus hätte voraussehen müssen. Aber sicherlich wird es sofort verstehen, dass der König sich in unfairer Weise an keine Vereinbarung hält. Und nach dem Motto: „Wie der Herr, so das Gescherr“ verhalten sich auch seine Diener unredlich: Obschon sie doch den Auftrag hatten, dem Schneider zu helfen, nehmen sie die Gelegenheit wahr, sich aus allem herauszuhalten, weil sie genauso wenig mutig sind wie ihr Herr.

Zu 7) Wie ist die Reaktion des Schneiderleins auf die stets neuen, unbilligen Forderungen des Königs zu bewerten, und was könnte sich daraus für ein Kind für sein eigenes Erleben und Verhalten ergeben?

Der Schneider übernimmt jede seiner neuen Aufgaben, die ja so nicht vorgesehen waren – man könnte wirklich sagen – stets mit „frischem Mut“ und Tapferkeit. Aber es ist nicht nur „frischer Mut“ und nicht nur Tapferkeit, sondern auch seine Pfiffigkeit, die eine besondere Form der Intelligenz darstellt. Geschickt versteht es das Schneiderlein nämlich, das ja, gemessen am König und seinen Dienern, gesellschaftlich in der deutlich bescheideneren Position ist, seine Schwächen keinesfalls sichtbar werden zu lassen. Auf eine pfiffig-intelligente Weise löst das Schneiderlein „königliche“, um nicht zu sagen: staatsmännische Aufgaben zur Rettung des Königreiches und profiliert sich gerade dadurch für eine Führungsposition.

Ebenso kann ein Kind Pfiffigkeit und Fantasie entwickeln, wodurch es sich in mancherlei Hinsicht auch als Erwachsenen ebenbürtig oder sogar überlegen erweisen kann.⁷⁵

Zu 8) Wie kann ein Kind verstehen, dass das Schneiderlein zum König werden kann, obgleich dies seiner ursprünglichen Position in keiner Weise entspricht, und gleichzeitig als Ehemann für die Königstochter akzeptiert wird?

⁷⁵ Ein Beispiel für eine solch' überraschende kindliche Pfiffigkeit: Zwei Kinder sind 2 ½ und 3 ½ Jahre alt. Das ältere Kind, auf einem Kletterturm, ruft: „Großmutter, guck' mal, ich bin ganz oben!“ Daraufhin ruft das jüngere Kind, auf dem Arm der Mutter sitzend: „Großmutter, ich bin auch ganz oben!“

Im Märchen muss der König nicht „von Stand“ sein, d.h. als König geboren sein, er muss noch nicht einmal adlig sein, aber er sollte ein menschlicher und nicht zuletzt ein kluger König sein. Diese Forderungen – und das sieht ein Kind – kann dieser „Schneider“ - König leicht erfüllen. Er hat niemanden getötet, außer sieben Fliegen, und er hat seine Klugheit bewiesen. Warum sollte er mit diesen Eigenschaften nicht eine Königstochter zur Frau haben und als König regieren können? Ein Kind wird daraus verstehen lernen, dass, wenn es mit Lebensmut seine Sachen gut macht, in aller Regel vieles gut gehen wird und dass es erreichen kann, was es sich vorgenommen hat, sogar vom Schneider zum König zu werden. Vielleicht hat eine Ehe, die nicht unter den Bedingungen der Liebe entsteht sondern mehr ein Geschäft ist – das Schneiderlein löst die Probleme, die der König hat und dafür bekommt es die Königstochter im Gegenzug zur Ehefrau (auch eine Königstochter ist in vielen Märchen nur eine verhandelbare Ware) – für ein Kind auch nicht den Anspruch, dass hier mehr an Emotionen da sein müsste, Darüber hinaus ist, wie bereits bemerkt, das Schneiderlein durchaus in der Lage zu zeigen, dass es auch dieses Problem, vielleicht sogar mit Brachialgewalt, lösen wird. Das Kind wird denken, dass das Schneiderlein so gescheit ist, dass es auch mit diesem Problem leicht fertig wird, d.h. durch seinen Verstand wird es der jungen Königin keine Gelegenheit geben eine Abschiebung oder auch einen eventuellen Mord zu planen.

12. „Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich“ bzw. „noblesse oblige“,⁷⁶ aber auch „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“⁷⁷

Dieses Märchen ist ein merkwürdiges „compositum mixtum“. Es handelt von einem noch total dem Kindlichen verhafteten jungen Mädchen, das seinem Spielzeug nachjammt und kindlich - unbedacht alles verspricht, um dieses Spielzug wiederzubekommen. Dabei manifestiert sich in diesem Märchen gleichzeitig eine Forderung des Erwachsenenlebens: Dieses Kind wird – märchenhaft schnell – vom Kind zur Erwachsenen befördert, es *muss* sein kindlich - unbedachtes Wort halten, einen „wildfremden Kerl“ – noch dazu in Froschgestalt – mit ins Bett nehmen und sich und ihn sogar noch „ehrbar“ machen, indem es einwilligt, ihn zu heiraten; ein ziemlich hartes Los für ein Kind. In der heutigen Zeit – dem gerade vergangenen 20. und dem noch sehr jungen 21. Jahrhundert – würde das weder als „kindgerechte“ Erziehung, noch als „kindgerechtes“ Verhalten angesehen werden.

Es sollte natürlich in Erinnerung behalten werden, dass die Zeit der Entstehung und Weiterentwicklung dieser Märchen zum Teil schon vor Jahrhunderten begann, einhergehend mit der Tatsache, dass in früheren Zeiten schon 4-jährige Kinder in Erwachsenenkleidung gekleidet wurden und sich dementsprechend erwachsen verhalten mussten. Das „Kindsein“ dieser Kinder umfasste eine recht kurze Zeitspanne, wenn es eine Kindheit überhaupt gab.⁷⁸

Für die Prinzessin jedenfalls wird das Kindsein schnell beendet: Eben spielt sie noch mit einem goldenen Ball – wobei das Ballspielen sicherlich ihr Kindsein versinnbildlicht – sehr bald darauf aber ist sie erwachsen, so erwachsen jedenfalls, dass man ihr einen „Gesellen“ „präsentieren“, d.h. aufzwingen, kann. Die Heldin ist also zu Beginn des Märchens noch ein spielendes Kind und am nächsten Tag

⁷⁶ Übersetzt: „Adel verpflichtet.“ In: „Maximes et reflexions sur différents sujets de morale et de politique“ von Pierre Marc Gaston Duc de Lévis (1764-1830). Aus: Büchmann: *Geflügelte Worte*. 1995. S. 251.

⁷⁷ Dieser Ausspruch war im späten Mittelalter bereits bekannt, dort heißt es bei dem Schriftsteller Justus Georg Schotten (16. Jahrh.): „Mensch hilf dir selbst, so hilft dir Gott“. Aus: Duden. *Das große Buch der Zitate und Redewendungen*. Mannheim, 2002. S. 521.

⁷⁸ Vgl. dazu Röhrich (Hrsg.): *Wage es, den Frosch zu küssen*. 1987. S. 34.; auch Ariès: *Geschichte der Kindheit*. 2003.; oder auch Badinter, Elisabeth: *Die Mutterliebe: Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*. München, 1981.

heiratet sie – es ist ein allzu sehr beschleunigter Reifungsprozess, den die Prinzessin durchmacht.⁷⁹

Zu einer solchen Situation mag in früheren Jahrhunderten beigetragen haben, dass zu den Eltern oft eine große emotionale Distanz bestanden hat. Die Kinder mussten sich damals der so genannten „Etikette“ beugen. Das Märchen „Der Froschkönig“ zeigt einen Teil dieses bedingungslosen Gehorsams und damit zugleich die emotionale Distanz zu den Eltern, die dem Kind kaum die Möglichkeit gab, bestimmte, als kindgerecht empfundene Rechte von den Eltern einzufordern. Auf der anderen Seite jedoch zeigt sich durchaus auch eine gegensätzliche Tendenz: nämlich die Bereitschaft und Fähigkeit der Königstochter, sich gegen diese unverhältnismäßig harte Forderung – infolge ihres kindlich - unbedachten Versprechens – effektvoll zu wehren, auch wenn Klaus-Jürgen Grün verlangt: „Versprechen sind deswegen zu halten, nicht weil sie der Vernunft oder der Sprache eine Rechenschaft ablegen müssen, sondern weil sie einer bestimmten Einheitlichkeit unserer Welt dienen müssen“.⁸⁰ Die „Einheitlichkeit der Welt“ ist nämlich immer dann unverletzt oder nicht angetastet, wenn ein Versprechen in keiner echten wägbaren Relation zum Geschehen steht.

Nach diesen grundsätzlichen Erwägungen soll nun wieder das Märchen selbst wiedergegeben werden:

In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön, aber die jüngste war so schön, daß die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich verwunderte sooft sie ihr ins Gesicht schien. Nahe bei dem Schlosse des Königs lag ein großer dunkler Wald, und in dem Walde unter einer alten Linde war ein Brunnen; wenn nun der Tag recht heiß war, so ging das Königskind hinaus in den Wald und setzte sich an den Rand des kühlen Brunnens; und wenn sie Langeweile hatte, so nahm sie eine goldene Kugel, und warf sie in die Höhe und fing sie wieder; und das war ihr liebstes Spielwerk.

Nun trug es sich einmal zu, daß die goldene Kugel der Königstochter nicht in ihr Händchen fiel, das sie in die Höhe gehalten hatte, sondern vorbei auf die Erde schlug und geradezu ins Wasser hineinrollte. Die Königstochter folgte ihr mit den Augen nach, aber die Kugel verschwand, und der Brunnen war tief, so tief, daß man keinen Grund sah. Da fing sie an zu weinen und weinte immer lauter und konnte sich gar nicht trösten. Und wie sie so klagte, rief ihr jemand zu: „Was hast du vor, Königstochter, du schreist ja, daß sich ein Stein erbarmen möchte.“ Sie sah sich um, woher die Stimme käme, da erblickte sie einen Frosch, der seinen dicken häßlichen Kopf aus dem Wasser streckte. „Ach, du bist's, alter Wasserpatscher“, sagte sie, „ich weine über meine goldenen Kugel, die mir in den Brunnen hinabgefallen ist.“ „Sei still und weine nicht“, antwortete der Frosch, „ich kann wohl Rat schaffen, aber was gibst du mir, wenn ich dein Spielwerk wieder heraufhole?“

⁷⁹ Röhrich (Hrsg.): *Wage es, den Frosch zu küssen*. 1987. S. 35.

⁸⁰ Grün, Klaus-Jürgen: „Die Balken biegen sich. – Ein Lob der Lüge.“ Vortrag gehalten am 04.03.2007 in SWR 2 Wissen (Aula). Als Manuskript abrufbar unter: <http://www.swr.de>

„Was du haben willst, lieber Frosch“, sagte sie, „meine Kleider, meine Perlen und Edelsteine, auch noch die goldenen Krone, die ich trage.“ Der Frosch antwortete: „Deine Kleider, deine Perlen und Edelsteine, und deine goldene Krone, die mag ich nicht; aber wenn du mich lieb haben willst, und ich soll dein Geselle und Spielkamerad sein, an deinem Tischlein neben dir sitzen, von deinem goldenen Tellerlein essen, aus deinem Becherlein trinken, in deinem Bettlein schlafen: wenn du mir das versprichst, so will ich hinuntersteigen und dir die goldene Kugel wieder heraufholen.“ „Ach ja“, sagte sie, „ich verspreche dir alles, was du willst, wenn du mir nur die Kugel wieder bringst.“ Sie dachte aber: Was der einfältige Frosch schwätzt, der sitzt im Wasser bei seinesgleichen und quakt und kann keines Menschen Geselle sein.

Der Frosch, als er die Zusage erhalten hatte, tauchte seinen Kopf unter, sank hinab, und über ein Weilchen kam er wieder heraufgerudert, hatte die Kugel im Maul und warf sie ins Gras. Die Königstochter war voll Freude, als sie ihr schönes Spielzeug wieder erblickte, hob es auf und sprang damit fort. „Warte, warte“, rief der Frosch, „nimm mich mit, ich kann nicht so laufen wie du.“ Aber was half ihm, daß er sein quak, quak so laut nachschrie, als er konnte! Sie hörte nicht darauf, eilte nach Haus und hatte bald den armen Frosch vergessen, der wieder in seinen Brunnen hinabsteigen musste.

Am andern Tage, als sie mit dem König und allen Hofleuten sich zur Tafel gesetzt hatte und von ihrem goldenen Tellerlein aß, da kam, plitsch, platsch, plitsch, platsch, etwas die Marmortreppe heraufgekrochen, und als es oben angelangt war, klopfte es an der Tür und rief: „Königstochter, jüngste, mach mir auf.“ Sie lief und wollte sehen, wer draußen wäre, als sie aber aufmachte, so saß der Frosch davor. Da warf sie die Tür hastig zu, setzte sich wieder an den Tisch, und war ihr ganz angst. Der König sah wohl, daß ihr das Herz gewaltig klopfte, und sprach: „Mein Kind, was fürchtest du dich, steht etwa ein Riese vor der Tür und will dich holen?“ „Ach nein“, antwortete sie, „es ist kein Riese, sondern ein garstiger Frosch.“ „Was will der Frosch von dir?“ „Ach lieber Vater, als ich gestern im Wald bei dem Brunnen saß und spielte, da fiel meine goldene Kugel ins Wasser. Und weil ich so weinte, hat sie der Frosch wieder heraufgeholt, und weil er es durchaus verlangte, so versprach ich ihm, er sollte mein Geselle werden, ich dachte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser heraus könnte. Nun ist er draußen und will zu mir herein.“ Indem klopfte es zum zweitenmal und rief:

„Königstochter, jüngste,
mach mir auf,
weißt du nicht, was gestern
du zu mir gesagt
bei dem kühlen Brunnenwasser?
Königstochter, jüngste
mach mir auf.“

Da sagte der König: „Was du versprochen hast, das mußt du auch halten; geh nur und mach ihm auf.“ Sie ging und öffnete die Türe, da hüpfte der Frosch herein, ihr immer auf dem Fuße nach, bis zu ihrem Stuhl. Da saß er und rief: „Heb mich herauf zu dir.“ Sie zauderte, bis es endlich der König befahl. Als der Frosch erst auf dem Stuhl war, wollte er auf den Tisch, und als er da saß, sprach er: „Nun schieb mir dein goldenes Tellerlein näher, damit wir zusammen essen.“ Das tat sie zwar, aber man sah wohl, daß sie's nicht gerne tat. Der Frosch ließ sich's gut schmecken, aber ihr blieb fast jedes Bißlein im Halse. Endlich sprach er: „Ich habe mich satt gegessen und bin müde, nun trag mich in dein Kämmerlein und mach dein seiden Bettlein zurecht, da wollen wir uns schlafen legen.“ Die Königstochter fing an zu weinen und fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den sie nicht anzurühren getraute und der nun in ihrem schönen, reinen Bettlein schlafen sollte. Der König aber ward zornig und sprach: „Wer dir geholfen hat als du in der Not warst, den sollst du hernach nicht verachten.“ Da packte sie ihn mit zwei Fingern, trug ihn hinauf und setzte ihn in eine Ecke. Als sie aber im Bett lag, kam er gekrochen und sprach: „Ich bin müde, ich will schlafen so gut wie du: heb mich herauf, oder ich sag's deinem

Vater.“ Da ward sie erst bitterböse, holte ihn herauf und warf ihn aus allen Kräften wider die Wand. „Nun wirst du Ruhe haben, du garstiger Frosch.“

Als er aber herabfiel, war er kein Frosch, sondern ein Königssohn mit schönen und freundlichen Augen. Der war nun nach ihres Vaters Willen ihr lieber Geselle und Gemahl. Da erzählte er ihr, er wäre von einer bösen Hexe verwünscht worden, und niemand hätte ihn aus dem Brunnen erlösen können als sie allein, und morgen wollten sie zusammen in sein Reich gehen. Dann schliefen sie ein, und am andern Morgen, als die Sonne sie aufweckte, kam ein Wagen herangefahren, mit acht weißen Pferden bespannt, die hatten weiße Straußfedern auf dem Kopf und gingen in goldenen Ketten, und hinten stand der Diener des jungen Königs, das war der treue Heinrich. Der treue Heinrich hatte sich so betrübt, als sein Herr war in einen Frosch verwandelt worden, dass er drei eiserne Bande hatte um sein Herz legen lassen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge. Der Wagen aber sollte den jungen König in sein Reich abholen; der treue Heinrich hob beide hinein, stellte sich wieder hinten auf und war voller Freude über die Erlösung. Und als sie ein Stück Wegs gefahren waren, hörte der Königssohn, dass es hinter ihm krachte, als wäre etwas zerbrochen. Da drehte er sich um und rief:

„Heinrich, der Wagen bricht.“
 „Nein, Herr, der Wagen nicht,
 es ist ein Band von meinem Herzen,
 das da lag in großen Schmerzen,
 als Ihr in dem Brunnen saßt,
 als Ihr eine Fretsche (Frosch) wast (wart).“

Noch einmal und noch einmal krachte es auf dem Weg, und der Königssohn meinte immer, der Wagen bräche, und es waren doch nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr erlöst und glücklich war.⁸¹

Dieses Märchen gehört zunächst einmal in die Reihe von Märchen, die vom Erwachsenwerden bzw. Heranreifen eines noch kindlichen Mädchens zur jungen Frau handeln, wie auch andere bekannte Märchen dieser Art: z.B. Dornröschen, Schneewittchen, Aschenputtel etc.⁸² Ferner wird in diesem Märchen als zukünftiger möglicher Bräutigam ein Tier ausgewählt, ein Motiv, das auch in einer Reihe anderer Märchen eine vergleichbare Rolle spielt, so z.B. in „Die Schöne und das Biest“ (Perrault) oder in „Der Bärenbräutigam“ (Brüder Grimm). Nicht zuletzt beleuchtet das Märchen „Der Froschkönig“ aber auch ein Vater-Tochter-Verhältnis, vergleichbar wiederum den Märchen vom „König Drosselbart“ oder „Turandot“⁸³. In jedem Falle aber geht es darum, vom spielerisch-kindlich-naiven

⁸¹ „Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 29-33.

⁸² Rusch-Feja, Diann: „The portrayal of the maturation process of girl figures in selected tales of the Brothers Grimm (Die Darstellung des Reifeprozesses von Mädchenfiguren in ausgewählten Geschichten der Brüder Grimm)“. Dissertation Graduate School of State University of New York at Buffalo, 1986.

⁸³ Im Brockhaus (Wiesbaden, 1974. Bd. 19. S. 121.) heißt es zum Stichwort „Turandot“: „Heldin einer Erzählung in der orientalischen Sammlung ‚1001 Tag‘. Um Turandot heiraten zu können, müssen die Freier drei Rätsel lösen. Finden sie die Lösung aber nicht, kann die Prinzessin sie töten lassen. U.a. wurde dieser Stoff von Schiller für die Bühne bearbeitet, aber auch als Opern Libretti von Busoni und Puccini (auf C. Gozzi beruhend), in der jüngeren Zeit sogar von B. Brecht und W. Hildesheimer bearbeitet.“

Kind heranzureifen und hineinzuwachsen in die Welt der ernsthafteren Liebe und Bindung, die u.a. Kontinuität, Treue und Wahrhaftigkeit beinhaltet. Das Heranreifen eines noch kindlichen Mädchens zur jungen Frau im Märchen „Der Froschkönig“ wird sehr unterschiedlich interpretiert, insbesondere was die Symbolik des goldenen Balles, des Brunnens und des Tierbräutigams angeht⁸⁴. Die Interpreten sind sich jedoch darin einig, dass es sich bei dem zentralen Motiv dieses Märchens um einen – nicht zuletzt sexuellen – Reifungsprozess handelt⁸⁵.

In diesem Zusammenhang wurde über die mögliche Symbolik des Spielens der Königstochter mit der goldenen Kugel so wie ihr Fallen in den Brunnen eine ganze Reihe von Überlegungen angestellt. Lutz Röhrich weist in einem eigenen Kapitel seines Buches „Wage es, den Frosch zu küssen!“ auf eine Fülle von Interpretationen gerade dieser Szene hin, die ihm öfters auch von abwegiger Art zu sein scheinen. Dieser Auffassung Röhrichs kann man sich nur anschließen, er stimmt der erotischen Bedeutung dieser Szene insgesamt durchaus zu.⁸⁶

Drewermann gibt zu dieser Szene Anregungen, die als Interpretation am sinnvollsten erscheinen dürften: Das Spielen der Prinzessin mit der goldenen Kugel und deren Verlust könnte nicht zuletzt den geheimen Sinn haben, dass die Königstochter damit einerseits etwas noch sehr Kindliches, andererseits aber auch schon etwas jungfräulich Erotisches zu verlieren droht, weswegen sie auch besonders bitterlich weint. Und hierbei – sowohl durch den Verlust wie auch durch das Weinen – könnte sich der geheime Sinn zeigen, dass nämlich gerade eine Situation weiblicher Schwäche wohl jedes männliche Wesen berühren dürfte: zum einen durch den mädchenhaft spielerischen Umgang mit einem derartig glänzenden Spielzeug, zum anderen durch die Tränen einer solchen Kindfrau, so als ob der geheime Sinn dieser Szene – sowohl das Spielerische als auch der Verlust – gerade dazu führen solle, Weibliches und Männliches zusammenzubringen.⁸⁷ Welcher Junge bzw. junge Mann hat nicht schon davon

⁸⁴ Vgl. Sahr, Michael: *Um der Kinder und der Märchen willen! Analysen und didaktische Vorschläge zu acht Grimmschen Märchen in originaler und veränderter Form*. Kallmünz, 1995. S. 52 f.

⁸⁵ Ob es sich dabei um mehr oder weniger versteckte oder offene Anspielungen auf eine bestimmte Sexsymbolik handelt, ist aber im Rahmen der vorliegenden Arbeit unerheblich. Vgl. Röhrich (Hrsg.): *Wage es, den Frosch zu küssen*. 1987. S. 34 ff.; Schliephacke: *Märchen, Seele und Sinnbild*. 1974. S. 55 ff. sowie Wittgenstein, Ottokar Graf: *Märchen, Träume, Schicksale*. Düsseldorf/Köln, 1965. S. 83 ff. und Müller, Elisabeth: *Das Bild der Frau im Märchen: Analysen und erzieherische Betrachtungen*. München, 1986. S. 87 ff.

⁸⁶ Vgl. ebd. S. 34 f. und S. 39 f.

⁸⁷ Drewermann, Eugen: *Der Froschkönig. Grimms Märchen tiefenpsychologisch gedeutet*. Düsseldorf/Zürich, 2003. S. 38 ff.

geträumt, sich der Angebeteten dadurch nähern zu können, dass er sie aus einer prekären Situation rettet? Welche junge Frau, welches Mädchen findet es nicht reizvoll, die spielerisch Schwache darzustellen, um das Männliche herauszufordern? Solche Errettungsfantasien sprechen unmittelbar auch die Kinderseele an, weil alle kleinen Jungen und Mädchen davon träumen, Prinzen und Prinzessinnen zu sein und zu erlösen oder erlöst zu werden.

Lutz Röhrich weist in Übereinstimmung mit Jellouschek⁸⁸ darauf hin, dass das Werbungsverhalten des Frosches nicht gerade besonders galant ist: „[...] er will ‚Liebe‘ für ‚Hilfe‘ [...]“. „Helfen“ und „Trösten“ aber sind keine besonders tragfähige Basis für eine Beziehung zwischen Mann und Frau. Von daher, so meint Röhrich, scheint es nur folgerichtig, „dass die Prinzessin den Frosch an die Wand wirft“, denn er will ihre Liebe erpressen und dies von Anfang an.⁸⁹ Lutz Röhrich lässt hierbei jedoch außer Acht, dass der Frosch ja zudem noch insgeheim eine besondere Belohnung der Verwandlung in sich trägt und dass es auch zur weiblichen Erwartung gehört, dass zum männlichen Werbeverhalten Stärke und Entschlossenheit in schwierigen Lebenssituationen erforderlich sind. Jedenfalls ist das überraschende Moment der plötzlichen Verwandlung, erwartet als besonderes Glücksmoment, in jeder Verliebtheit bzw. erotisierenden Beziehung wichtig, denn welcher Junge erträumt sich nicht auch, gerade auch gegenüber den Mädchen, ganz groß „herauszukommen“, so wie jedes Mädchen sich die Wandlung vom „hässlichen Entlein“ zum „strahlend schönen Schwan“ wünscht.

Auch von Wittgenstein weist in „Märchen, Träume, Schicksale“ im Kapitel „Die Tochter“ auf die sexuelle Komponente des Märchens „Der Froschkönig“ hin: Zu Beginn erwähnt er die oftmals doppelten Überschriften (z.B. der Froschkönig oder „Der eiserne Heinrich“, „Der Hase und der Igel“, „Die schöne Katrinelje und Pif Paf Poltrie“, zumindest dem zweiten Teil der doppelten Überschrift wird im Regelfall keine besondere Beachtung geschenkt.

„Zwei Bezeichnungen für das gleiche Wesen können bedeuten, dass sie zwei Ansichten dieses Wesens benennen. Sind es Zeichen für die Beziehungsmöglichkeiten eines Mädchens zu einem Mann – als Frosch, und zu dem Mann – als getreuem Gefährten? Ein Mensch lebt in sich gespalten. Sein tierischer Trieb und sein reines Herz haben keine Verbindung miteinander. Der Mensch lebt kontaktlos. Der Träger des Herzens hat sich von dem Getriebenen zurückgezogen [...]. In dem Märchen wird der Prinz durch die Königstochter befreit. Das Begreifen des Frosches, den sie wider die Wand wirft, befreit auch die Königstochter von ihrem Ekel und ihrer Angst. Die beiden Strebungen des Menschen finden zusammen – in gegenseitigem Begreifen und Ergriffensein. Vereint

⁸⁸ Jellouschek, Hans: *Der Froschkönig: Ich liebe dich, weil ich dich brauche*. Zürich, 1985.

⁸⁹ Röhrich (Hrsg.): *Wage es, den Frosch zu küssen!* 1987. S. 32 f.

fahren sie in das Reich der Erlösten.“⁹⁰

Dies ist die Bewährungsprobe, der beide, die Königstochter wie auch der Frosch, gleichermaßen unterworfen werden und auf die sich Lutz Röhrich in der „Enzyklopädie des Märchens“⁹¹ bezieht, denn: „Auch im Gefühlsleben und - ausdruck des Tieres lassen sich Ähnlichkeiten mit dem menschlichen Affekt- und Triebleben feststellen, so dass das Verhalten des Tieres als Vorform menschlichen Verhaltens in vieler Hinsicht angesehen werden kann.“⁹²

Ein Kind kann hier erspüren, dass das Leben nicht immer vorhersehbar ist und deshalb auch durchaus aus einer Königstochter die Frau eines Frosches machen und vice versa einen Frosch zum Prinzgemahl avancieren lassen kann, schließlich kann sich alles noch einmal ändern, wie hier: zum Guten⁹³. Es ist dies eine merkwürdige und spannungsgeladene Verwandlung, die aus dem Übel (hässliches oder gefährliches Tier) die Erlösung erfolgen lässt. Auch auf die Tatsache, dass der Erlöser selber der Erlösung bedarf – nur so kann der Frosch ja zum Prinzen werden – weist Lutz Röhrich deutlich hin⁹⁴. Diese Überraschung ist etwas, was für Kinder sicherlich besonders anziehend sein dürfte, sind sie doch zunächst noch gutgläubig und naiv und können über jedes Überraschungsgeschehen noch staunen.

Sehen wir uns die Märchenakteure genauer an: Die einzelnen Märchenfiguren, vom treuen Heinrich abgesehen, hinterlassen für den Leser durchaus ein ambivalentes Gefühl: Die Königstochter wird einerseits als naiv, kindlich, hilflos und als Erlöserin gesehen, andererseits ein Stück weit jedoch auch als herzlos und ungehorsam. Die Figur des Frosches scheint ebenfalls ambivalent: Er drängt sich der Königstochter geradezu auf und versucht, sie in raffinierter und erpresserer Weise für sich zu gewinnen, andererseits aber ist er hässlich, verwunschen und deshalb erlösungsbedürftig.

Aber auch der Eindruck, den der König hinterlässt, ist zwiespältig: Einerseits ist er der gute Vater, der seine Tochter mahnt, das gegebene Wort einzuhalten, andererseits erscheint er autoritär, indem er seine Tochter auf diese Weise in eine recht heikle Lage bringt⁹⁵. Lutz Röhrich schreibt dazu, dass der König womöglich

⁹⁰ Wittgenstein: *Märchen, Träume, Schicksale*. 1965. S. 94 f.

⁹¹ Röhrich, Lutz: „Bewährungsprobe“. In: Ranke, Kurt (Begr.)/Brednich, Rolf Wilhelm (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens*. Bd. 2. 1979. S. 274-279.

⁹² Beitr: *Das Märchen*. 1965. S. 45.

⁹³ Röhrich (Hrsg.): *Wage es, den Frosch zu küssen!* 1987. S. 47.

⁹⁴ Ebd. S. 39 f.

⁹⁵ Vgl. Ranke, Kurt (Begr.)/Brednich, Rolf Wilhelm (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens*. Bd. 5.

nicht nur der Adlige ist – im Sinne von „Noblesse“ – sondern auch jemand, der von Beginn an Dinge zulässt, die mit seiner Standesehrung schlecht vereinbar scheinen: Normalerweise, so denkt man, müsste er doch als jemand, der „auf Anstand, Sitte und Ordnung bedacht ist“ einen solch „dahergelaufenen“ und widerlichen Frosch mit solch unbilligen Forderungen einfach aus dem Schloss werfen⁹⁶.

Da die beiden wichtigsten Figuren des Märchens aber wohl zweifelsohne der Froschkönig und die Prinzessin sind, sollen noch einige weiterführende Bemerkungen über ihr „Zusammenspiel“ gemacht werden. Wenn beide so ambivalent geschildert werden, geschieht dies wohl auch nicht ohne Grund, wird doch ein für beide nicht untypisches Wechselseitverhalten dargestellt: das hilflos-naiv scheinende weibliche Wesen – leicht kokettierend, fast zerbrechlich und der Frosch, der als männliches Wesen mit seiner scheinbaren Hilfsbereitschaft – durch Stärke, Geschicklichkeit, aber auch Raffinesse bis hin zur Berechnung – sein Liebeswerben zu einem reichlich harten „Deal“ zu machen versucht. Drewermann weist zu Recht darauf hin, dass für beide diese Situation ja auch recht schwierig ist: die scheinbar unschuldige Kindfrau, die aber durchaus „gerettet“ werden will, und der Mann, der reichlich hässlich seine Traumfrau erobern will. In der Angst vor Zurückweisung setzt er alles ein, was er glaubt, zur Verfügung zu haben, daher auch – moralisch gesehen – eher unlautere Mittel.⁹⁷

Man stelle sich die Situation z.B. des leicht pickeligen pubertierenden Jünglings vor, der eben mit allen Mitteln seine Angebetete zu erwerben versucht, „rumkriegen“ möchte. Hierzu gehört sicherlich auch: Welcher Junge oder junge Mann kennt nicht die Fantasie des „ritterlichen Retters“, oft jedoch in wenig „ritterlicher Form“: Das Haus der Angebeteten brennt ab, er stürzt sich in die Flammen, er rettet sie und zum Dank – davon ist er überzeugt – wird, nein muss sie ihn wohl heiraten. Diese Szenerie spricht aber auch die kindliche Fantasie in

1987. S. 410-422. hier: 417 f.; ferner Röllecke, Heinz: „Die Frau in den Märchen der Brüder Grimm. Vortrag“. In: Früh, Sigrid/Wehse, Rainer (Hrsg.): *Die Frau im Märchen*. Kassel, 1985. S. 72-88. hier S. 86:

Röllecke greift den emanzipatorischen Aspekt – eben auch als Erziehung – heraus. In dem „Gegen-die-Wand-Klatschen“ sieht er „ein gänzlich unkonventionelles“ Verhalten, zu dem das Märchen tatsächlich provoziert „und das in Zeithäufchen, denen Begriffe wie Selbstverwirklichung, Emanzipation oder gar Feminismus so fremd wie nur etwas waren“.

⁹⁶ Röhrich (Hrsg.): *Wage es, den Frosch zu küssen!* 1987. S. 46. Röhrich weist auch auf die Widersprüchlichkeit dieses Märchens hin, auf S. 40 ff.

⁹⁷ Vgl. Drewermann: *Der Froschkönig*. 2003. S. 45 ff.

Aber was heißt hier „unlauter“? Vgl. dazu die populäre Redensart: „Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt“. Und wer hätte nicht schon einmal der Geliebten oder dem Geliebten durch kleine „unsaubere“ Tricks zu imponieren versucht?!

besonderer Weise an: Im Alter von 4-5 Jahren beschäftigen sich auch Kinder nicht nur in ihrer Fantasie, sondern auch in der Realität mit derartigen Ideen, wie ihre Spiele oftmals zeigen.⁹⁸

Aber auch die Königstochter ist nicht nur so kindlich-hilflos, wie es zunächst den Anschein hat. Schließlich greift sie – sicherlich auch in die Enge getrieben – zu dem recht drastischen Mittel, den Frosch an die Wand zu werfen. Dies zeigt jedenfalls, dass die Königstochter gemäß dem Wort „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“ vorgeht. Dieses Verhalten zeigt, dass das Erwachsenwerden nicht notwendigerweise sanft geschieht, sondern oft genug in einer reichlich harschen Form: für heutiges erzieherisches Denken in jedem Fall! Offensichtlich jedoch aber hatte dieser emanzipatorische Gedanke schon Fuß gefasst! „Noblesse oblige“ muss ebenso wie „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“ in einer jeweils erzieherisch passenden Relation stehen. So also hilft sich die Prinzessin selbst indem sie den Frosch - der sie auf die für sie grässlichste Weise bedrängt - an „die Wand klatscht“.

Schließlich manifestiert sich in der Figur des „treuen Heinrich“ ein auf den ersten Blick dem Märchen selbst fremder Aspekt, der – ähnlich dem „treuen Johannes“ – die absolut ergebene Dienerschaft darstellt⁹⁹. Hier darf gelten, in welcher Weise auch immer die einzelnen Märchenfiguren gesehen werden – seien es die Figuren der „treue Heinrich“ oder der „treue Johannes“ in den Märchen – ist zunächst von untergeordneter Bedeutung. Vielmehr kann dieses Märchen einem Kind archetypisch zeigen, dass Liebe auch und immer etwas Ernsthaftes ist und dass dieses Ernsthaftes immer auf Treue und Wahrhaftigkeit gründet. Mag sich auch diese Liebe oft genug aus etwas Spielerischem, Trickreichem, Galantem, ja manchmal sogar zunächst auch aus etwas Abgelehntem oder sogar Ekelerregendem entwickeln. Treue und Wahrhaftigkeit jedoch zum Gesagten und Versprochenen lässt das Spielerische der Liebelei, des Flirtens oder des Verliebt - Seins sich umwandeln in eine Liebe, die per definitionem nie etwas ist, das aus einer kurzen Laune besteht, sondern etwas, das auf Dauer angelegt ist. Und weil hier die Faktoren Dauer, Treue, Ernsthaftigkeit und Wahrhaftigkeit die Basis sind, kann auch nicht einem Kind erlaubt oder möglich sein, diese Basis, quasi kindlich-gedankenlos, zu (zer-)stören.

⁹⁸ Schließlich wird auch in archaischen Volksgemeinschaften bereits vom „Heiratsmarkt“ gesprochen, in denen oft schon die Kinder Subjekte des Heiratsmarktes waren und sind.

⁹⁹ Vgl. Sahr: *Um der Kinder und der Märchen willen!* 1995. S. 52 f.

Dass die noch kindliche Königstochter zunächst nicht „denkt“, sondern nur egozentrisch „fühlt“, ist dem kindlichen Erleben durchaus angemessen. Das zeigt sich auch daran, dass sie völlig außer Acht lässt, dass der Frosch wie ein Mensch sprechen kann und deshalb – verständlich – auch „menschliche“ Wünsche und Forderungen hat. Damit dann wird in der Folge in besonderer Weise der „Adel der Prinzessin“ gefordert, was ihr durch ihren Vater, den König, auch recht unmissverständlich klar gemacht wird. Der Königsvater fordert: „noblesse oblige“ und es ist sicher so, dass auch ein Kind bzw. ein junges Mädchen gerne Prinzessin sein möchte, mit einem König zum Vater. Aus dieser Forderung des Vaters einerseits aber auch durch die möglichen Wünsche eines jungen Mädchens andererseits könnte sich dann etwas wie „Opferbereitschaft“ hinsichtlich ihres Versprechens ergeben. Insofern wird die moralische Verpflichtung noch überhöht, indem der Adel angesprochen wird - eine Prinzessin ist immer von Adel - der in der allgemeinen Vorstellung – abgeleitet von dem Wort „edel“ – als vorbildlich gilt. Also muss sich auch die Prinzessin „edel“, gleich: adlig-vorbildlich verhalten. Dabei stellt sich schon ein erster möglicher Erziehungsaspekt für das Mädchen heraus. Das Kind, das die Reaktion des „Königsvaters“ für sich selbst anzunehmen weiß, wird hieraus zumindest lernen können, dass Versprechen – wenn sie in der angemessenen Relation zum Inhalt stehen – zu halten sind, denn im Alltag des Kindes ist gerade der eigene Vater groß, mächtig und Achtung gebietend, wenn man so will also wahrhaft „königlich“ und verfügt über das Weisungsrecht. Das Kind wird aber auch daraus lernen können, dass es – bevor es sein eigenes Versprechen überhaupt abgibt – dieses Versprechen klugerweise in Beziehung setzen sollte zu dem, was es für seine „Gabe“ erhalten können wird, was sich mit anderen Worten in der volkstümlichen Redewendung ausdrückt: „Versprich nicht zuviel, wenn du es nachher nicht halten kannst!“¹⁰⁰ Denn die Königstochter sagt ja zu Beginn der Begegnung mit dem Frosch allzu leichtfertig und voreilig, dass dieser alles von ihr haben könne.

Es sollen nunmehr auch hier wieder die Fragen aufgeworfen werden, die für Kinder womöglich eine erzieherische Bedeutung haben können:

¹⁰⁰ Vgl. dazu die von Otto Sutermeister herausgegebenen und gesammelten „Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz“ (Aarau, 1968). Hier vor allem: „Junker Prahlhans“ mit dem Vers: „Ihr Fischlein schwimmet alle fort, Hans Großmaul kommt an diesen Ort und möchte fünfzig Fische fangen“ (ebd. S. 51).

- 1) Was kann ein Kind aus dem hastig und leichtfertig, sicherlich aber auch aus der Not heraus gegebenen Versprechen der Königstochter für sich selbst lernen?
- 2) Wie werden die Wertvorstellungen eines Kindes geformt, wenn es liest oder hört, dass dem Frosch die angebotenen materiellen Kostbarkeiten der Prinzessin nichts bedeuten?
- 3) Kann ein Kind den Unterschied der überlegten Emotionalität des Frosches – der nicht vorschnell nur nimmt, sondern sogar zunächst einmal gibt, dann aber daraus fordert – zu der kindlichen, noch sehr unüberlegten, wenig verantwortungsvollen Egozentrik der Prinzessin erfassen?
- 4) Wie ist die Reaktion des Königs – als König und als Vater – auf das Verhalten der Königstochter zu bewerten, nicht zuletzt auch aus der Perspektive seiner Tochter?
- 5) Wie bewertet ein Kind das Geschehen in der Kutsche und die Antwort des treuen Heinrich?
- 6) Wie kann ein Kind mit dem positiven Ende der Geschichte für sich selbst umgehen?

Zu 1) Was kann ein Kind aus dem hastig und leichtfertig, sicherlich aber auch aus der Not heraus gegebenen Versprechen der Königstochter für sich selbst lernen?

Ein Kind, das ein so weitgehendes Versprechen um einer Sache willen – wie im Märchen die goldene Kugel – so leichthin gibt, wird an den Folgen, die die Königstochter „ausbaden“ muss, lernen können, seine eigenen Versprechen sorgfältiger zu bedenken: Das Kind erfährt durch diese Bedenkenlosigkeit der Königstochter etwas, das es bisher nicht kannte: Die Königstochter wird nämlich richtig „beim Wort genommen“. Es ist die Konfrontation mit einer anderen, sehr fremden Welt, eine Konfrontation, die wir letztlich – schon als Kinder – alle erfahren müssen, indem wir unter anderem die Welt der Erwachsenen kennen lernen müssen, die uns, notwendigerweise als Kind, fremd ist. Im Märchen ist sie noch verbunden mit Ekel, Ekel vor etwas, das der Königstochter zutiefst widerlich und unbekannt ist: Da ist z.B. eine andere, eine kalte, für sie nass erscheinende, unangenehm glitschige Haut. Ihr Essen – vom gleichen Teller – muss sie mit diesem Etwas, das ihr widerlich ist, teilen. Gleichermassen muss sie ihre Hände mit diesem ekelhaften Etwas „teilen“, indem sie den Frosch mit ihren Händen

anfassen muss und letztlich sogar muss sie ihn in ihr Bett lassen. Ein Kind wird, wenn ihm die weit reichenden Folgen vor Augen kommen, die das Versprechen hat, das die Königstochter gab, zukünftig eher versuchen, die Folgen abzuwägen, die ein gegebenes Versprechen haben könnten.

Zu 2) Wie werden die Wertvorstellungen eines Kindes geformt, wenn es liest oder hört, dass dem Frosch die angebotenen materiellen Kostbarkeiten der Prinzessin nichts bedeuten?

Ein Kind muss sich hier möglicherweise zum ersten Mal in seinem Leben deutlich damit auseinandersetzen, dass materielle Dinge – Dinge, die nur aus einem „Äußeren“ bestehen und scheinbar „wertvoll“ sind – nicht unbedingt den Wert haben, an den es womöglich bisher geglaubt hat: Ein Schloss mit Königen, Prinzen, Prinzessinnen etc. stellen wir uns vor allem als Kinder prunkvoll und (im materiellen Sinne) kostbar vor, und diesen Wert der „Kost“barkeit sieht das Kind deshalb auch leicht für alle anderen: seine Geschwister, Freunde aber auch die Erwachsenen als verbindlich an. Durch diese äußereren, scheinbaren Werte, durch die ja eine Prinzessin auf den ersten Blick für die anderen als solche definiert wird, erfährt das Kind, durch gefühlsmäßiges Erfassen, dass materielle Kostbarkeiten auch für den König und ebenso für den Frosch-Königsohn weniger wert sind als ideelle, dem Menschsein zuzuordnende Kostbarkeiten: nämlich in diesem Märchen der Übergang von verspieltem Tändeln zu einer Entwicklung hin zur Liebesfähigkeit.

Ein Kind könnte anfangen, sein eigenes Verhalten zu hinterfragen, wenn ihm dann deutlicher wird, dass dem Frosch der königliche Prunk nicht sonderlich wichtig ist, sondern vielmehr die Hinwendung und die Erlösung, denn dann rückt die Taktik des Frosches zugleich auch in ein verständlicheres Licht: Welcher junge Mann hat nicht schon davon geträumt bzw. davon fantasiert, der Auserwählten einen Dienst zu erweisen oder gar sie zu erretten und als Lohn dafür mindestens einen Kuss erwarten oder gar verlangen zu dürfen. So steht auch im „Handwörterbuch des deutschen Märchens“:

„Ein Mädchen, so lautet die eine, in Frankreich (12. Jh.) niedergeschriebene, aber auf altorientalischer Überlieferung beruhende Fassung, fiel auf der Heimreise zu ihren Eltern in einen Brunnen. Ein Jüngling, der zu diesem Brunnen kam, rief dem Mädchen zu: ‚Wenn ich dich herausziehe, wirst du mich dann zum Manne nehmen?‘ Sie sagte zu, und

sie schwuren einander die Ehe“.¹⁰¹

Das heißt, auch ein in äußerster, hilfloser Not gegebenes Versprechen und wenn auch die Bedingungen möglicherweise denkbar schlecht sind, dieses Versprechen muss gehalten werden. Gleichzeitig aber ist die Erfüllung eines Gelübdes im Märchen auch als Bewährungsprobe zu sehen. Die „Enzyklopädie des Märchens“ sagt dazu:

„Soweit das Märchen biographische Abläufe eines Menschenlebens schildert, stellt es seine Helden immer wieder auf die Probe [...]. Denn Erfolge im Märchen sind meist an Proben geknüpft [...]. Bewährungsproben können von Menschen oder auch von übernatürlichen Figuren gefordert werden, hier wäre das der verwunschene Frosch, der das ‚Übernatürliche‘ verkörpert, jedoch sehr menschliche Forderungen stellt. Ganz wesentlich dürfte sein, dass Bewährungsproben mit der Entwicklung des Individuums als Lernprozesse anzusehen sind, die einer Initiation gleichkommt, die jeweils vor die Erreichung des nächsten und höheren Lebensabschnitts gestellt ist (Erlösung, Heirat, Erlangung der Königswürde etc.). Es sind Stufen auf dem Weg zur inneren und äußeren Höherentwicklung des Menschen. Das Bestehen von Bewährungsproben macht den Helden (Heldin) erst würdig und reif für die Erlangung eines höchsten Ziels [...]. Bewährungsproben erweisen darum das Märchen einmal mehr als moralische Erzählung.“¹⁰²

Zu 3) Kann ein Kind den Unterschied der überlegten Emotionalität des Frosches – der nicht vorschnell nur nimmt, sondern sogar zunächst einmal gibt, dann aber daraus fordert – zu der kindlichen, noch sehr unüberlegten, wenig verantwortungsvollen Egozentrik der Prinzessin erfassen?

Wahrscheinlich versteht ein Kind, dass der Frosch es „ernst“ meint. Er gibt der Prinzessin, was diese sich wünscht, verlangt aber dafür auch seinen „Lohn“, auch das ganz offen ausgesprochen und im vorhinein, er lässt die Prinzessin zu keiner Zeit im Unklaren: Er meint, was er sagt. Seine Emotionalität ist also überlegter und gezielter.

Die Prinzessin hingegen fühlt mehr als sie denkt, dass hier nämlich nur ein „dummer“ Frosch ist, der keine „menschlichen“ Wünsche haben kann: Morgen hat er sie bestimmt als „nur“ dummes Tier wieder vergessen. Ihr ist nicht klar, dass ein Frosch, der sprechen kann wie ein Mensch, auch durchaus „menschliche“ Wünsche haben kann. Sie ist nicht nur noch unreif, sondern es ergibt sich aus

¹⁰¹ Mackensen, Lutz (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Märchens*. hrsg. unter bes. Mitw. von Johannes Bolte. Bd. 2. Berlin, 1934 ff. S. 271.

¹⁰² Röhrich, Lutz: „Bewährungsprobe“. In: Ranke, Kurt (Begr.)/Brednich, Rolf Wilhelm (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens*. Bd. 2. 1979. S. 274-279, hier S. 278.

dieser Unreife auch eine gewisse sorglose Nachlässigkeit und deshalb kann und will sie diese Zusammenhänge noch gar nicht sehen.

Hier könnte ein Kind lernen, dass man das Leben in seiner Gesamtheit – d.h. auch von den Perspektiven anderer aus¹⁰³ – betrachten und handhaben sollte, dass auch Nach-Vollziehen bzw. Nach-Denken dazugehören, um nicht in eine vermeidbare und sehr ungewollte Situation zu geraten: Kaum etwas im Leben gibt es umsonst, jedes Tun hat seine Folgen und manchmal sind durch Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit die Folgen mit einem vorher nicht erkannten hohen Preis belegt. An dieser Darstellung kann ein Kind leicht erfassen, dass über ein Gut, seinen Preis und die eventuellen Folgen des Besitzens nachgedacht werden sollte und zwar *vor dem „Handel“*. Das Kind sieht in diesem Märchen dass

„die Prinzessin dafür (letztlich) belohnt wird, dass sie sich vor dem Frosch [...] so ekelt, dass sie ihn [...] an die Wand wirft. [...] Es ist für jeden klar, dass zwischen Frosch und Mensch (im allg.) die Chemie nicht stimmt, nicht stimmen kann. Der Wurf an die Bettlade, [...], kommt tatsächlich einer Befreiung des *Mannes* gleich“¹⁰⁴.

Dieses Märchen gibt einem Kind möglicherweise eine Vorstellung davon, dass das Leben durch eine entschlossene Tat ganz anders werden kann, nämlich selbstbewusster und – daraus sich ergebend – selbstbestimmter, etwas das sich vorher als ekelhaft zeigte, nimmt eine überraschende Wendung hin zum Positiven: Das Hässliche verschwindet im Schön-Werden. Es unterstützt die Bereitschaft und die Freiheit, die Fähigkeit zum eigenen Empfinden und Denken, kurz: zum Glück.

Zu 4) Wie ist die Reaktion des Königs – als König und als Vater – auf das Verhalten der Königstochter zu bewerten, nicht zuletzt auch aus der Perspektive seiner Tochter?

Der König tritt hier vor allem als königlicher Vater auf, denn: „noblesse oblige“ ist die gebotene königliche Verhaltensweise. Dieses Bewusstsein, seinen Verpflichtungen als König auch „königlich“ nachkommen zu müssen, vermittelt er in der Erziehung seiner Tochter, indem er von ihr das Einhalten ihrer als

¹⁰³ Piaget hat häufig darauf hingewiesen, dass das kindliche Denken noch sehr egozentrisch und perspektivisch ist; vgl. Piaget, Jean: *Das Weltbild des Kindes*. München, 1994. Kap. IV. S. 118 ff.

¹⁰⁴ Müller: *Das Bild der Frau im Märchen*. 1986. S. 90 f.: „Der Glaube an die Fähigkeit der Kröten, durch den Mund der Frau ein- und austreten zu können, ist eine orale Zeugungsvorstellung! Orale Zeugungsvorstellungen sind vor allem für das Mittelalter und die frühe Neuzeit belegt.“

Prinzessin gegebenen – d.h. ihrer adligen gleich edlen – Versprechen gegenüber dem Frosch fordert. Die Grimmsche Märchenwelt erzieht, was die meisten Menschen von Märchen nicht unbedingt erwarten – alles soll „märchenhaft“ einfach sein – „auch mit Verboten, mit Mahnungen, Anstands- und Verhaltensregeln.“¹⁰⁵

Da die Prinzessin ihre goldene Kugel sofort zurück erhält, und das Eheversprechen erst später eingelöst werden kann, lässt sich sagen, dass ein Kind sofort aufnehmen und verstehen wird, was „versprochen ist versprochen“ bedeutet, zumal der Lohn für dieses Versprechen schon im Voraus bezahlt wurde und die Bezahlung ja auch schon im voraus angenommen wurde. Damit ist der „Vertrag“ geschlossen und die Gegenleistung für den Frosch, in allem der Gefährte der Prinzessin sein zu dürfen, ist zu erbringen. Genau das ist es, was der König durch sein Verhalten von der Tochter fordert und vertritt, das passt natürlich auch für den Frosch, denn der

„findet einen Helfer im Vater der Prinzessin mit der einfachen, aber eindeutigen Maxime: ‚Was man versprochen hat, das muss man auch halten‘. [...] – aber nur bis zum punctum saliens: [...] aus ihrem Becherlein darf er trinken – Aber als er in ihr reines Bettlein steigen will, womit die Pressionen des zudringlichen Bräutigams und der Vatertumlichkeit ihren Höhepunkt erreichen würden, da wird es ihr zuviel. In der Gestalt, [...] will sie ihn nicht [...]. Sie greift zu trotziger Auflehnung gegen zu weit geführte väterliche Gewalt: Sie [...] schmettert ihn gegen die Wand, [...]: ‚Aber der Frosch fiel nicht tot herunter, sondern wie er herab auf das Bett kam, da wars ein schöner junger Prinz [...].‘“ „Wir müssen diese Lösung und diesen Märchenausgang als sensationell betrachten. Ein gänzlich unkonventionelles Verhalten der jungen Frau [...], ein restlos unbürgerliches [...], ein auf den ersten Blick höchst unmoralisches [...] Tun wird vom Märchen königlich belohnt [...]. Sie hat nach der bildhaften Aussage des Märchens das [...] einzig Richtige getan. Der Psychologe würde von Überwindung des Affektstaus sprechen, man könnte es auch den Umschlag von Hass in Liebe nennen.“¹⁰⁶

Hier kommt vielmehr der unausweichliche Reifeprozess ins Spiel, der bei Rusch-Feja folgendermaßen dargestellt wird. Sie sagt: „The German word ‚reifen‘ is more specific: ‚sich körperlich, seelisch u. geistig entwickeln, heranwachsen (zur Person); [...] zur Frau, zum Manne reifen [...]‘.“¹⁰⁷

Sie fährt fort:

„maturity can be qualified for humans with the breakdown into sexual relationship,

¹⁰⁵ Horn, Katalin: „Erziehung, Lehre(n) und Lernen im Märchen“. In: Wardetzky/Zitzlsperger (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute. Bd. I: Beiträge zu Bildung und Lehre*. 1997. S. 138.

¹⁰⁶ Bettelheim: *Kinder brauchen Märchen*. 1977. S. 62 f. und 276 f.

¹⁰⁷ Wahrig, Gerhard: *Deutsches Wörterbuch mit einem Lexikon der deutschen Sprachlehre*. Gütersloh, 1779. S. 2290. zitiert nach Rusch-Feja: „The portrayal of the maturation process of girl figures in selected tales of the Brothers Grimm (Die Darstellung des Reifeprozesses von Mädchenfiguren in ausgewählten Geschichten der Brüder Grimm)“. Diss., 1986. S. 29.

physical maturity, emotional maturity, professional maturity, and even spiritual maturity. One speaks of a mature relationship, of a mature outlook on life [...]. Coupled with the use of ‚mature‘ as an adjective is always an element of time. [...] it is implied that a period of growth, change, transformation or waiting has come to an end and ‚the time is right‘¹⁰⁸.

Das heißt dann, dass für den gesamten Menschen, in jeder denkbaren Reife-Richtung: „die Zeit [...] erfüllt [ist]“¹⁰⁹. Als Schlussatz ist dieser Satz die Quintessenz des Zitats. „Reifung ist [...] eine Aufeinanderfolge von in sich geschlossenen Einzelphasen, die zwar in einer lebendigen Beziehung zueinander stehen, aber nicht voneinander ableitbar sind“¹¹⁰. Mit Helmut Stolze fährt Rusch-Feja fort:

„Aus der Epoche des Sammelns, der ersten Erfahrungen und Prägungen, der Kindheit und Jugend, geht der Mensch in einem raschen und deutlich sichtbaren Gestaltwandel, der Pubertät, hinüber in die Epoche des Erwachsenseins. Diese ist die Zeit der größten Fülle, der Darstellung und Darbietung alles bis dahin vorbereiteten, der Vermählung [...].“¹¹¹

Diese psychologischen Interpretationen könnte man auch – nicht zuletzt – als Bestehen einer Mutprobe bezeichnen: Den Frosch anfassen zu müssen, glatt, schlüpfrig und kalt, erfordert schon einen Mut. Diese Szene ist als Teil der Initiation, die eben immer auch eine Mutprobe ist, zu sehen. Die Pubertätsriten vieler Kulturen sind als Mutproben zu bewerten,

„especially at the onset of menstruation for girls. [...] Die Pubertätsriten der Mädchen beginnen damit, dass sie aus dem elterlichen Hause entführt und isoliert werden. [...] eine große Rolle bei der Reifungszeremonie spielt die Unterbringung in einem dunklen Raum. Das wird [...] als eine Todessymbolik gedeutet. [...] Auch und gerade dem jungen Menschen wird hier einiger Mut abgefordert.“¹¹²

Jedem ist als Kind schon – aus eigener Erfahrung – bekannt, dass man bestimmte Gefühle von Angst, Ekel und Gier hat, die in Bezug zu bestimmten anderen Menschen bzw. Dingen stehen. Diese Gefühle schaffen im Regelfall eine An-Spannung, die auf Lösung drängt. Man weiß aber oft noch nicht, wohin diese Lösung – wenn man denn zur Aktion

¹⁰⁸ Ebd. Übersetzt: „Das deutsche Wort ‚reifen‘ ist genauer: [...] ‚Reife‘ kann für die menschliche Natur mit dem Zerlegen in sexuelle Verbindungen, physische, emotionale, berufliche und sogar geistig-seelische Reife qualifiziert werden. Man spricht von erwachsenen Verbindungen, von einem erwachsenen Betrachten des Lebens [...]. Verbunden mit dem Gebrauch von ‚erwachsen‘ (ausgereift) als Adjektiv ist immer ein Zeitelement. [...] es wird eine Periode des Wachstums, des Wechsels, der Veränderung impliziert oder auch das Warten ist zu Ende und ‚es ist die richtige Zeit‘.“

¹⁰⁹ Ebd. S. 30.

¹¹⁰ Göppert, Hans: „Über die seelische Entwicklung des Jugendlichen und ihre Krisen“. In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* 11 (1962), 161-167, hier S. 161. zitiert nach Rusch-Feja: „The portrayal of the maturation process of girl figures in selected tales of the Brothers Grimm“ Diss. 1986. S. 30.

¹¹¹ Stolze, Helmut: „Reifungsstufen und Reifungskrisen im Leben der Frau“. In: *Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychiatrie* 7 (1957), 138-150, hier S. 139. zitiert nach Rusch-Feja. Ebd.

¹¹² Göppert: „Über die seelische Entwicklung des Jugendlichen und ihre Krisen“. In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* 11 (1962), 161-167, hier S. 162 f. zitiert nach Rusch-Feja: „The portrayal of the maturation process of girl figures in selected tales of the Brothers Grimm“ Diss. 1986. S. 33.

schreitet – führen wird. Dabei wird auch der Druck des Staus so groß, dass man letztlich – manchmal ruckartig – zu einer Aktion greift. Das Kind kann dabei durch das Leben lernen, dass ein solcher Mut, sich nämlich durch die Aktion zu befreien, oft eine Belohnung als Resultat hat. Angst und Ekel zu überwinden ist etwas, was wir möglichst schon als Kind für unser Leben lernen sollten. Dabei muss man sicherlich manchmal auch zu etwas ungewöhnlich erscheinenden Lösungen greifen, wie in dem Märchen vom Froschkönig, wo die Prinzessin den Frosch an die Wand „klatscht“.¹¹³

Durch das Verhalten des Königs lernt das Kind jedenfalls verstehen, dass ein Versprechen nicht nur verbal gegeben werden darf, es muss auch realisiert werden: „noblesse oblige“, auch der „normalmenschliche“ Adel verlangt Erfüllung. Auch wenn Michael Sahr die Figur des Königs – wie oben bereits erwähnt – mit Recht in seiner Ambivalenz sieht¹¹⁴, so ist dennoch auch klar, dass ein gegebenes Versprechen zu halten eine generelle Voraussetzung für menschliches Zusammenleben darstellt. So zeigt Mackensen, dass das Kinder- und Hausmärchen Nr. 1 der Brüder Grimm nicht zuletzt von theologisch-philosophischen Überlegungen getragen wird, die bis in die biblischen Vorstellungen zurückgreifen: „die Erfüllung des Gelübdes wird in der Bibel [eindeutig] geboten. Besonders das Liebes- und Eheversprechen ist darüber hinaus das, schwerwiegendste Gelübde“.¹¹⁵ Bringt man sich diese Tragweite vor Augen, so lässt dies wohl die Figur des Königs in einem milderen Licht erscheinen, so, wie dies auch im konkreten Erziehungsfall Lutz Röhrich tut: Selbst ein so genannter Teenager – nehmen wir an, die Prinzessin hat diesen Zustand schon erreicht – verdient eine erheblich mildere Beurteilung seines „Fehlers“. Ein solches, im Grunde erzwungenes Versprechen einem hässlichen, ekelhaften Frosch gegenüber zu brechen, und damit eine Er-Lösung aus ihrem Fehler in kindgerechter Weise zu erreichen, scheint verzeihlich. Ein Vater der heutigen Zeit würde die Forderung des Einhaltens eines solchen Versprechens sicherlich ähnlich milde beurteilen, und ein Kind der heutigen Zeit würde nichts anderes erwarten. Dazu soll noch einmal Lutz Röhrich selbst zu Wort kommen: „Uns geht hier an, dass das Märchen offenbar zu solcher Haltung ermuntert und ermutigt und das in Zeitläufen, denen Begriffe wie Selbstverwirklichung, Emanzipation oder gar Feminismus so fremd wie nur etwas waren [...]“.¹¹⁶ Auch eine Prinzessin aus diesen vergangenen Zeiten war durchaus in der Lage, sich „feministisch“ zu wehren, wenn das auch sicher für die Gesellschaft, in der diese Märchen entstanden und erzählt oder vorgelesen wurden, eher unerwartet war.

Fassen wir zusammen, dann lässt sich Folgendes sagen: Die Position des Königsvaters ist die unbestritten moralische, edle, würdige, „königliche“. Die anfängliche, sehr zögerliche, eher verweigernde Haltung der verwöhnten, kindlich-teenagerhaften Königstochter ist ästhetisch durchaus verständlich: Ekel, Abscheu, insbesondere wenn sie soviel körperliche Nähe fordert, ist schwer akzeptabel und nicht aus jedem Frosch wird ein Prinz. Dennoch muss das Fazit lauten, das ein Kind verstehen und lernen kann: Wenn ich erwachsen werden will – und das will jedes Kind – muss ich mich mutig den Aufgaben des Lebens stellen!

¹¹³ Da diese Aktion in der Tat eher ungewöhnlich ist, reizt sie oft auch zum Lachen, wie die mannigfaltigen Parodien zu diesem Märchen zeigen, aber auch die Alltagsphantasien, die sich oft genug dazu einstellen, wie in Lutz Röhrichs parodistischem Gebrauch des Märchens: „Wage es, den Frosch zu küssen!“.

¹¹⁴ Röhrich: *Wage es, den Frosch zu küssen!* 1987. S. 7.

¹¹⁵ Mackensen: *Handwörterbuch des deutschen Märchens*. Bd. 2. 1940. S. 271.

¹¹⁶ Röhrich: *Wage es, den Frosch zu küssen!* 1987. S. 45.

Zu 5) Wie bewertet ein Kind das Geschehen in der Kutsche und die Antwort des treuen Heinrich¹¹⁷?

Die generell einem König unterstellte „Größe“ suggeriert einem Kind, ein König sei auch als König groß, das heißt: Er weiß alles, er kennt die verbindlichen Antworten, er muss nicht fragen. Deshalb wird ein Kind zuerst einmal erstaunt sein, dass der (Frosch-)König etwas nicht weiß, dass er sogar Angst hat. Die Antwort des Dieners zeigt dem Kind dann, dass er als „Nur“-Diener hier mehr weiß, nämlich warum der König nicht die Angst zu haben braucht, dass der Wagen brechen könnte. Auch ein Diener, in seiner so großen Treue – er musste sich ja drei eiserne Bande um sein Herz legen, damit es nicht vor Kummer um den Verlust seines Herrn zerspränge – kann, wie das Kind wahrscheinlich erfasst, nicht nur mit Wissen und menschlicher Weisheit, sondern ebenso mit aller menschlichen Vornehmheit und Zurückhaltung ausgestattet sein: „noblesse oblige“. Diese liegt eben auch im Dienen.

Darüber hinaus könnte ein Kind erfassen, dass Kummer unter Umständen nur durch Aushalten ertragen und besiegt werden kann. Der treue Heinrich hilft seiner Kraft nämlich insofern nach, als er die drei eisernen Bande als Möglichkeiten des Haltens und Aushaltens nutzt. Er erkennt, dass der Druck, der seinem Herzen von innen zugefügt wird, durch die „Eisen-Bande“ von außen abgefangen und gemildert werden kann. Dies hat durchaus Vorbilder: Bei Philander von Sittewald heißt es: „dann ihr Herz stund in meiner Hand, fester als ein eisen Band“ oder auch bei Heinrich von Sax findet sich der Ausspruch: „mein Herz in Banden litt“ und schließlich im „Lied von Heinrich dem Löwen“ in Strophe 39: „Es lag ihr Herz in Banden“.¹¹⁸ Diese drei Beispiele zeigen, dass „Aushalten-Lernen“ durchaus mit von außen kommenden Hilfsmitteln (wie den drei „Eisen-Banden“) geschehen kann, und auch das wäre unter dem Aspekt der Erziehung zu sehen. Selbst als ein „Nur-da-Stehen-und-Warten“¹¹⁹ kann Dienen zur guten Förderung

¹¹⁷ Der Ausspruch, „der Wagen bricht“, erinnert die Prinzessin daran, dass dies ein ähnlicher Vorgang ist wie der, der ihr eigenes Herz aufbricht. Vgl. auch Röhrich: *Wage es, den Frosch zu küssen!* 1987. S. 47.

¹¹⁸ Brüder Grimm: *Die älteste Märchensammlung der Brüder (Jacob und Wilhelm) Grimm. Synopse der handschriftlichen Urfassung von 1810 und der Erstdrucke von 1812.* hrsg. und erläutert von Heinz Rölleke. Cologny/Genève, 1975. S. 151.

¹¹⁹ Milton: „They also serve who only stand and wait“. Aus: ders.: „On his Blindness“. In: ders.: *The Poems of John Milton.* 1968. S. 329 f. (übersetzt): „Auch die dienen, die nur da stehen und warten.“

eines anderen liebenswerten Menschen beiragen und deshalb auch als Wert gesehen werden. Dabei sollte man dann allerdings auch das Begleiten und „Aushalten“ des Schicksals im guten wie im schlechten Sinn lernen. In welcher Form auch immer, für ein Kind wird so der Wert des Dienens deutlich herausgestellt und erkennbar.

Zu 6) Wie kann ein Kind mit dem positiven Ende der Geschichte für sich selbst umgehen?

Möglichkeiten zur Erziehung zeigen sich weiterhin in dem positiven Ende, das mit dem Auftreten des treuen Heinrich seinen Anfang nimmt: Da das Herz des treuen Heinrich vor Kummer über die Verwandlung des Königsohnes und den daraus folgenden Verlust zu zerspringen drohte, legte sich der treue Heinrich drei Eisenbände um sein Herz, damit er auch mit seinem „ganzen“ Herzen seinem jungen König weiter dienen könne.

Ein Kind kann auch durch das so „gefestigte“ Herz die liebende und hingabevolle Treue eines Dieners erfassen. Damit wird ihm gezeigt, dass „noblesse oblige“, also ein edles und feinfühliges Herz zu haben, auch für „nur“ „Normal-Sterbliche“ gilt und eben nicht nur für den so genannten Adel, sondern auch für Diener, d.h. für jeden anderen Menschen und damit nicht zuletzt auch für das Kind selbst: Hier könnte ihm schon das Kostbare einer menschlichen Beziehung, in ihrer gegenseitigen Hingabe, bewusst werden. Wenn ein König der erste Diener seines Staates (Friedrich der Große) ist, liegt zwangsläufig im Dienen des treuen Heinrich Vornehmheit und edle Gesinnung, keineswegs etwas Niedriges, wie oft angenommen wird.

Weiterhin kann ein Kind erfassen, dass „gehorchen“, wie es der Königsvater verlangt, auch durchaus richtig sein kann. Das Kind kann aus dem anderen Wissen des Vaters, seiner Erfahrung, annehmen, dass dieser ein Wissen hat, dass er etwas kennt und erkennt, dass die Tochter, in ihrem noch kindlichen Unerfahren-Sein, nicht wissen und nicht einschätzen kann: Ein Frosch nämlich, der sprechen kann, ist durchaus als etwas Besonderes anzusehen, er kann auch ein Prinz sein. Aber das Verborgene „Dahinter“, im Frosch das Besondere erahnen und ihn achten, dazu gehört die Redlichkeit und Klugheit der Lebenserfahrung. Diese Lösung, insbesondere die Klugheit der Lebenserfahrung einsetzen zu können, ist natürlich eine völlig andere als in Punkt 4 beschrieben, sie ließe sich als eine traditionelle

bezeichnen, d.h. vor allem, sie bewegt sich – eben nicht mit einer negativen Konnotation – in einem zwar patriarchalischen aber deshalb nicht in einem zwangsläufig zu verachtenden Rahmen

Ein Kind könnte in diesem Märchen erfahren, dass Dienen und Gehorchen, Befehlen und Anordnen zusammen gehören und wenn sich diese Charakterzüge in einem persönlichen und freien Entschluss aus der eigenen Individualität entwickeln, sind sie als zwei Seiten einer Medaille zu begreifen.

13. „Der Meisterdieb“¹²⁰ oder die Kunst des „corriger la fortune“¹²¹

Sich das Glück gewogen zu machen, das ist wirklich der „springende Punkt“ in diesem Märchen¹²². Wie der Leser aber erfährt, ist eine solche Existenz mit Schwierigkeiten belastet, mit „Andersartigkeiten“, die in keiner Weise zum üblichen gesellschaftlichen Sein passen dürften. Wenn auch der Meisterdieb eben das genau ist – also „nicht passend“ – so ist er doch jemand, der voller Ideen ist, die seinen Zwecken dienen. Hedwig von Beit drückt das wie folgt so aus: „Die Freude an der Überlistung und der List wird profan und mit Schwankmotiven vermischt. So war der Meisterdieb ursprünglich ein Zauberer und sinkt ab zu einem sehr geschickten, seine Gegenspieler auf profane Weise fast tückisch überlistenden Dieb.“¹²³

¹²⁰ Zum Stichwort „Meisterdieb“ findet sich im Brockhaus (Wiesbaden, 1971. Bd. 6. S. 361.) folgender Eintrag: „Meisterdieb, die Hauptgestalt zahlreicher Diebesschwänke, in denen die Pfiffigkeit des gelernten Diebes über alle Hindernisse triumphiert. Solche Erzählungen begegnen in festen Typen; so ist z.B. das Grimmsche Märchen vom Meisterdieb in Europa, Asien, Ozeanien, Afrika und beiden Amerika in zahlreichen Fassungen bekannt. Das älteste M.-Märchen begegnet uns im 5. Jahrhundert v. Chr. in Herodots Erzählung vom ‚Schatzhaus des Rhampsinit‘.“

Vgl. im Übrigen die Geschichte von „La main d’or“ (Die goldene Hand):

Im Paris des 17./18 Jhr. gab es einen Jungen, der – da er keine Eltern und Verwandten mehr hatte – von einer Diebeszunft aufgenommen wurde und eine perfekte Lehre als Dieb erhielt. Unter anderem lernte er vor allem an der so genannten „Klingelpuppe“: Fasste er sie nicht mit äußerster Geschicklichkeit an – um etwas von den Kostbarkeiten, die sie an sich trug, wegzunehmen – dann klingelte diese. Dieser Junge stahl dann später – er war schon als „Meisterdieb“, nämlich als „la main d’or“ (die goldene Hand) bekannt – während einer Razzia, die auf ihn angesetzt wurde, aus der inneren Westentasche des Polizeipräfekten dessen goldene Uhr. Nie wurde man seiner habhaft. Als Jahre später ein junger Mann bei einem Besuch des Polizeipräfekten, der als junger Präfekt die Razzia auf den Meisterdieb geleitet hatte, seine goldene Uhr aus der Westentasche zieht, ruft der Polizeipräfekt voller Erstaunen: „Das ist ja meine Uhr!“. Er kann es auch beweisen, denn nur er kennt die besondere Technik dieser Taschenuhr, die, wenn man sie anwendet, eine Inschrift freilegt, die von ihm vorher mündlich schon gesagt wird. Befragt, woher er die Uhr habe, antwortet der junge Mann: „Sie wurde mir von meinem Schwiegervater bei der Hochzeit mit seiner Tochter zu eben diesem Tag geschenkt.“ Der Schwiegervater war mittlerweile als hoch geachteter Pariser Bürger gestorben. (Die Herkunft dieser Geschichte ist nicht mehr zu finden, da es eine Erzählung aus der Kinderzeit der Verf. ist)

¹²¹ „[...] corrigeant ainsi la fortune ennemie [...]“ („[...] und indem er so das feindliche Glück korrigierte [...]“). In: Boileau, Nicolas (1636-1711): „Satire von 1665“; auch in: „Ricaut de la Marlinières“. IV, 2. „corriger la fortune“ ist als Ausdruck für „falsch spielen“, „das Glück verbessern“ bekannt geworden. Aus: Büchmann: *Geflügelte Worte*, Frankfurt a/ M, Berlin, 1995. S. 100.

¹²² „der ‚springende Punkt‘ ist das ‚punctum saliens‘, ‚der Lebenspunkt‘, [...] auf den alles ankommt“. Aus: Büchmann: *Geflügelte Worte*. Frankfurt a/ M, Berlin, 1995. S. 307.

¹²³ Beit: *Das Märchen*. 1965. S. 26. Hervorhebung v. Verf.

Vgl. auch die Gestalt des sogenannten „Tricksters“ im indianischen Mythos, der zugleich Heilsbringer und verschlagener Ränkeschmied ist und durchaus diese Gegensätze in sich vereinigt.

Auch lässt sich hier Schopenhauer anführen, dem wir, nach Klaus-Jürgen Grün, eine realistische Sicht der Lüge verdanken. Grün führt aus, dass:

„Schopenhauer [es] verstand, [...] ein Recht zur Lüge zu formulieren. Schopenhauer spürte, dass eine Verneinung der Lüge uns selber in unserem Dasein verneinen möchte. [...] Aber das ist das Motiv der Lüge: einen anderen gegen seinen Willen zu zwingen. Das ist das Motiv der Lüge in Schopenhauers Denkweise, die gleichwohl dem einzelnen Menschen, dem Individuum zuweilen das Recht gibt zu lügen“¹²⁴.

Einer dieser Lügen-Tricks ist „Die List des Meisterdiebes, nachts Krebse mit aufgeklebten Wachslichtern über den Kirchhof laufen zu lassen, welche Pfarrer und Küster für die Seelen Gestorbener halten“.¹²⁵ Ein Kind von etwa 8-9 Jahren kann möglicherweise nicht nur dieses „Hinters-Licht-Führen“ einschätzen, sondern vielleicht auch die abergläubische Dummheit des Pfarrers und des Küsters erkennen, womit es dann auch eine frühe Kritikfähigkeit entwickeln kann. Der Meisterdieb jedenfalls ist jemand, der sich den üblichen gesellschaftlichen Zwängen und damit auch ihren Forderungen erfolgreich widersetzt und entzieht, aber – und das gehört wesentlich dazu – gleichzeitig auch jemand, der am Ende seiner hier sichtbaren „Karriere“ sehr einsam ist, ein „Outcast“. Auch das könnte ein Kind hier kennen lernen, besser noch erfühlen: Den Preis, der Einsamkeit heißt, wird es zahlen müssen, die Trauer, die mit dieser Einsamkeit einhergeht, wird es erfahren müssen. Aber auch die „diebischen“ Freuden, die möglicherweise aus einem solchen Leben erwachsen können, braucht es sich nicht zu versagen. Auch das sagt ihm das Märchen „Der Meisterdieb“. Weiter kann das Kind hier lernen, wie wichtig es ist zu wissen, dass existenziell getroffenen Entscheidungen irreversibel sind und dass man diese Entscheidungen nicht nur halb bzw. eingeschränkt tun und annehmen kann, sondern dass sie für ein gesamtes Leben gelten.

Das nun folgende Märchen wird den Ablauf eines solchen Lebens, scheinbar vordergründig-schwankhaft, zeigen:

Eines Tages saß vor einem ärmlichen Haus ein alter Mann mit seiner Frau und wollten von der Arbeit ein wenig ausruhen. Da kam auf einmal ein prächtiger, mit vier Rappen bespannter Wagen herbeigefahren, aus dem ein reichgekleideter Herr stieg. Der Bauer stand auf, trat zu dem Herrn und fragte, was sein Verlangen wäre und worin er ihm dienen könnte. Der Fremde reichte dem Alten die Hand und sagte: „Ich wünsche nichts, als einmal ein ländliches Gericht zu genießen. Bereitet mir Kartoffel, wie Ihr sie zu essen pflegt, dann will ich mich zu Euerm Tisch setzen und sie mit Freude verzehren.“ Der

¹²⁴ Grün: „Die Balken biegen sich. – Ein Lob der Lüge.“ Vortrag gehalten am 04.03.2007 in SWR 2 Wissen (Aula). Als Manuskript abrufbar unter: <http://www.swr.de>

¹²⁵ Bolte/Polívka: *Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm*. Bd. 3. 1918. S. 379-406, hier S. 388.

Bauer lächelte und sagte: „Ihr seid ein Graf oder Fürst oder gar ein Herzog, vornehme Herrn haben manchmal solch ein Gelüsten; Euer Wunsch soll aber erfüllt werden.“ Die Frau ging in die Küche, und sie fing an, Kartoffel zu waschen und zu reiben, und wollte Klöße daraus bereiten, wie sie die Bauern essen. Während sie bei der Arbeit stand, sagte der Bauer zu dem Fremden: „Kommt einstweilen mit mir in meinen Hausgarten, wo ich noch etwas zu schaffen habe.“ In dem Garten hatte er Löcher gegraben und wollte jetzt Bäume einsetzen. „Habt Ihr keine Kinder“, fragte der Fremde, „die Euch bei der Arbeit behilflich sein könnten?“ „Nein“, antwortete der Bauer; ich habe freilich einen Sohn gehabt“, setzte er hinzu, „aber der ist schon seit langer Zeit in die Welt gegangen. Es war ein ungeratener Junge, klug und verschlagen, aber er wollte nichts lernen und machte lauter böse Streiche; zuletzt lief er mir fort, und seitdem habe ich nichts von ihm gehört.“ Der Alte nahm ein Bäumchen, setzte es in ein Loch und stieß einen Pfahl daneben; und als er Erde hineingeschaufelt und sie festgestampft hatte, band er den Stamm unten, oben und in der Mitte mit einem Strohseil fest an den Pfahl. „Aber sagt mir“, sprach der Herr, „warum bindet Ihr den krummen, knorrichten Baum, der dort in der Ecke fast bis auf den Boden gebückt liegt, nicht auch an einen Pfahl wie diesen, damit er strack wächst?“ Der Alte lächelte und sagte: „Herr, Ihr redet, wie Ihr's versteht: man sieht wohl, daß Ihr Euch mit der Gärtnerei nicht abgegeben habt.“ Der Baum dort ist alt und verknorzt, den kann niemand mehr gerad machen: Bäume muß man ziehen, solange sie jung sind.“ „Es ist wie bei Euerm Sohn“, sagte der Fremde, „hättet Ihr den gezogen, wie er noch jung war, so wäre er nicht fortgelaufen; jetzt wird er auch hart und knorzig geworden sein:“ „Freilich“, antwortete der Alte, „es ist schon lange, seit er fortgegangen ist; er wird sich verändert haben.“ „Würdet Ihr ihn noch erkennen, wenn er vor Euch träte“ fragte der Fremde. „Am Gesicht schwerlich“, antwortete der Bauer, „aber er hat ein Zeichen an sich, ein Muttermal auf der Schulter, das wie eine Bohne aussieht.“ Als er das gesagt hatte, zog der Fremde den Rock aus, entblößte seine Schulter und zeigte dem Bauer die Bohne. „Herr Gott“, rief der Alte, „du bist wahrhaftig mein Sohn“, und die Liebe zu seinem Kind regte sich in seinem Herzen. „Aber“, setzte er hinzu, „wie kannst du mein Sohn sein, du bist ein großer Herr geworden und lebst in Reichtum und Überfluß? Auf welchem Weg bist du dazu gelangt?“ „Ach, Vater“, erwiderte der Sohn, „der junge Baum war an keinen Pfahl gebunden und ist krumm gewachsen; jetzt ist er zu alt; er wird nicht wieder gerad. Wie ich alles erworben habe? Ich bin ein Dieb geworden. Aber erschreckt Euch nicht, ich bin ein Meisterdieb. Für mich gibt es weder Schloß noch Riegel: wonach mich gelüstet, das ist mein. Glaubt nicht, daß ich stehle wie ein gemeiner Dieb, ich nehme nur vom Überfluß der Reichen. Arme Leute sind sicher; ich gebe ihnen lieber, als daß ich ihnen etwas nehme. So auch, was ich ohne Mühe, List und Gewandtheit haben kann, das röhre ich nicht an.“ „Ach, mein Sohn“, sagte der Vater, „es gefällt mir doch nicht, ein Dieb bleibt ein Dieb; ich sage dir, es nimmt kein gutes Ende.“ Er führte ihn zu der Mutter, und als sie hörte, daß es ihr Sohn war, weinte sie vor Freude, als er ihr aber sagte, daß er ein Meisterdieb geworden wäre, so flossen ihr zwei Ströme über das Gesicht. Endlich sagte sie: „Wenn er auch ein Dieb geworden ist, so ist er doch mein Sohn, und meine Augen haben ihn noch einmal gesehen.“

Sie setzten sich an den Tisch, und er aß mit seinen Eltern wieder einmal die schlechte Kost, die er lange nicht gegessen hatte. Der Vater sprach: „Wenn unser Herr, der Graf drüben im Schlosse, erfährt, wer du bist und was du treibst, so nimmt er dich nicht auf die Arme und wiegt dich darin, wie er tat, als er dich am Taufstein hielt, sondern er lässt dich am Galgenstrick schaukeln.“ „Seid ohne Sorge, mein Vater, er wird mir nichts tun, denn ich verstehe mein Handwerk. Ich will heute noch selbst zu ihm gehen.“ Als die Abendzeit sich näherte, setzte sich der Meisterdieb in seinen Wagen und fuhr nach dem Schloß. Der Graf empfing ihn mit Artigkeit, weil er ihn für einen vornehmen Mann hielt. Als aber der Fremde sich zu erkennen gab, so erbleichte er und schwieg eine Zeitlang ganz still. Endlich sprach er: „Du bist mein Pate, deshalb will ich Gnade für Recht ergehen lassen und nachsichtig mit dir verfahren. Weil du dich rühmst, ein Meisterdieb zu sein, so will ich deine Kunst auf die Probe stellen, wenn du aber nicht bestehst, so mußt du mit des Seilers Tochter Hochzeit halten, und das Gekräuze der Raben soll deine Musik dabei sein.“ „Herr Graf“, antwortete der Meister, „denkt Euch drei Stücke aus, so schwer Ihr

wollt, und wenn ich Eure Aufgabe nicht löse, so tut mit mir, wie Euch gefällt.“ Der Graf sann einige Augenblicke nach, dann sprach er: „Wohlan, zum ersten sollst du mir mein Leibpferd aus dem Stalle stehlen, zum andern sollst du mir und meiner Gemahlin, wenn wir eingeschlafen sind, das Bettuch unter dem Leib wegnehmen, ohne daß wir's merken, und dazu meiner Gemahlin den Trauring vom Finger; zum dritten und letzten sollst du mir den Pfarrer und Küster aus der Kirche wegstehlen. Merke dir alles wohl, denn es geht dir an den Hals.“

Der Meister begab sich in die zunächstliegende Stadt. Dort kaufte er einer alten Bauerfrau die Kleider ab und zog sie an. Dann färbte er sich das Gesicht braun und malte sich noch Runzeln hinein, so daß ihn kein Mensch wiedererkannt hätte. Endlich füllte er ein Fäßchen mit altem Ungarwein, in welchen ein starker Schlaftrunk gemischt war. Das Fäßchen legte er auf eine Kötze, die er auf den Rücken nahm, und ging mit bedächtigen, schwankenden Schritten zu dem Schloß des Grafen. Es war schon dunkel, als er anlangte; er setzte sich in den Hof auf einen Stein, fing an zu husten wie eine alte brustkranke Frau und rieb die Hände, als wenn er fröre. Vor der Türe des Pferdestalls lagen Soldaten um ein Feuer; einer von ihnen bemerkte die Frau und rief ihr zu: „Komm näher, altes Mütterchen, und wärme dich bei uns. Du hast doch kein Nachtlager und nimmst es an, wo du es findest. Die Alte trippelte herbei, bat, ihr die Kötze vom Rücken zu heben, und setzte sich zu ihnen ans Feuer. „Was hast du da in deinem Fäßchen, du alte Schachtel?“ fragte einer. „Einen guten Schluck Wein“, antwortete sie, „ich ernähre mich mit dem Handel, für Geld und gute Worte gebe ich Euch gerne ein Glas.“ „Nur her damit“, sagte der Soldat, und als er ein Glas gekostet hatte, rief er: „Wenn der Wein gut ist, so trink ich lieber ein Glas mehr“, ließ sich nochmals einschenken, und die andern folgten seinem Beispiel. „Heda, Kameraden“, rief einer denen zu, die in dem Stall saßen, „hier ist ein Mütterchen, das hat Wein, der so alt ist wie sie selber, nehmt auch einen Schluck, der wärmt euch den Magen noch besser als unser Feuer.“ Die Alte trug ihr Fäßchen in den Stall. Einer hatte sich auf das gesattelte Leibpferd gesetzt, ein anderer hielt den Zaum in der Hand, ein dritter hatte den Schwanz gepackt. Sie schenkte ein, soviel verlangt ward, bis die Quelle versiegte. Nicht lange, so fiel dem einen der Zaum aus der Hand, er sank nieder und fing an zu schnarchen, der andere ließ den Schwanz los, legte sich nieder und schnarchte noch lauter. Der, welcher im Sattel saß, blieb zwar sitzen, bog sich aber mit dem Kopf fast bis auf den Hals des Pferdes, schlief und blies mit dem Mund wie ein Schmiedebalg. Die Soldaten draußen waren schon längst eingeschlafen, lagen auf der Erde und regten sich nicht, als wären sie von Stein. Als der Meisterdieb sah, daß es ihm geglückt war, gab er dem einen statt des Zaums ein Seil in die Hand und dem andern, der den Schwanz gehalten hatte, einen Strohwisch; aber was sollte er mit dem, der auf dem Rücken des Pferdes saß, anfangen? Herunterwerfen wollte er ihn nicht, er hätte erwachen und ein Geschrei erheben können. Er wusste aber guten Rat, er schnallte die Sattelgurt auf, knüpfte ein paar Seile, die in Ringen an der Wand hingen, an den Sattel fest und zog den schlafenden Reiter mit dem Sattel in die Höhe, dann schlug er die Seile um den Pfosten und machte sie fest. Das Pferd hatte er bald von der Kette losgebunden, aber wenn er über das steinerne Pflaster des Hofes geritten wäre, so hätte man den Lärm im Schloß gehört. Er umwickelte ihm zuvor die Hufen mit alten Lappen, führte es dann vorsichtig hinaus, schwang sich auf und jagte davon.

Als der Tag angebrochen war, sprengte der Meister auf dem gestohlenen Pferd zu dem Schloß. Der Graf war eben aufgestanden und blickte aus dem Fenster. „Guten Morgen, Herr Graf“, rief er ihm zu, „hier ist das Pferd, das ich glücklich aus dem Stall geholt habe. Schaut nur, wie schön Eure Soldaten da liegen und schlafen, und wenn Ihr in den Stall gehen wollt, so werdet Ihr sehen, wie bequem sich's Eure Wächter gemacht haben.“ Der Graf mußte lachen, dann sprach er: „Einmal ist dir's gelungen, aber das zweitemal wird's nicht so glücklich ablaufen. Und ich warne dich, wenn du mir als Dieb begegnest, so behandle ich dich auch wie einen Dieb.“ Als die Gräfin abends zu Bette gegangen war, schloß sie die Hand mit dem Trauring fest zu, und der Graf sagte: „Alle Türen sind verschlossen und verriegelt, ich bleibe wach und will den Dieb erwarten; steigt er aber zum Fenster ein, so schieß ich ihn nieder.“ Der Meisterdieb aber ging in die Dunkelheit

hinaus zu dem Galgen, schnitt einen armen Sünder, der da hing, von dem Strick ab und trug ihn auf dem Rücken nach dem Schloß. Dort stellte er eine Leiter an das Schlafgemach, setzte den Toten auf seine Schultern und fing an hinaufzusteigen. Als er so hoch gekommen war, daß der Kopf des Toten in dem Fenster erschien, drückte der Graf, der in seinem Bett lauerte, eine Pistole auf ihn los; alsbald ließ der Meister den armen Sünder herabfallen, sprang selbst die Leiter herab, und versteckte sich in eine Ecke. Die Nacht war von dem Mond so weit erhellt, daß der Meister deutlich sehen konnte, wie der Graf aus dem Fenster auf die Leiter stieg, herabkam und den Toten in den Garten trug. Dort fing er an, ein Loch zu graben, in das er ihn legen wollte. „Jetzt“, dachte der Dieb, „ist der günstige Augenblick gekommen“, schlich behende aus seinem Winkel und stieg die Leiter hinauf, geradezu ins Schlafgemach der Gräfin. „Liebe Frau“, fing er mit der Stimme des Grafen an, „der Dieb ist tot, aber er ist doch mein Pate und mehr ein Schelm als ein Bösewicht gewesen: ich will ihn der öffentlichen Schande nicht preisgeben; auch mit den armen Eltern habe ich Mitleid. Ich will ihn, bevor der Tag anbricht, selbst im Garten begraben, damit die Sache nicht ruchbar wird. Gib mir auch das Bettuch, so will ich die Leiche einhüllen und ihn wie einen Hund verscharren.“ Die Gräfin gab ihm das Tuch. „Weißt du was“, sagte der Dieb weiter, „ich habe eine Anwandlung von Großmut, gib mir noch den Ring; der Unglückliche hat sein Leben gewagt, so mag er ihn ins Grab mitnehmen.“ Sie wollte dem Grafen nicht entgegen sein, und obgleich sie es ungern tat, so zog sie doch den Ring vom Finger und reichte ihn hin. Der Dieb machte sich mit beiden Stücken fort und kam glücklich nach Haus; bevor der Graf im Garten mit seiner Totengräberarbeit fertig war.

Was zog der Graf für ein langes Gesicht, als am andern Morgen der Meister kam und ihm das Bettuch und den Ring brachte. „Kannst du hexen?“ sagte er zu ihm. „Wer hat dich aus dem Grab geholt, in das ich selbst dich gelegt habe, und hat dich wieder lebendig gemacht?“ „Mich habt Ihr nicht begraben“, sagte der Dieb, „sondern den armen Sünder am Galgen“, und erzählte ausführlich, wie es zugegangen war; und der Graf mußte ihm zugestehen, daß er ein gescheiter und listiger Dieb wäre. „Aber noch bist du nicht zu Ende“, setzte er hinzu, „du hast noch die dritte Aufgabe zu lösen, und wenn dir das nicht gelingt, so hilft dir alles nichts.“ Der Meister lächelte und gab keine Antwort.

Als die Nacht eingebrochen war, kam er mit einem langen Sack auf dem Rücken, einem Bündel unter dem Arm und einer Laterne in der Hand zu der Dorfkirche gegangen. In dem Sack hatte er Krebse, in dem Bündel aber kurze Wachslichter. Er setzte sich auf den Gottesacker, holte einen Krebs heraus und klebte ihm ein Wachslichtchen auf den Rücken; dann zündete er das Lichtchen an, setzte den Krebs auf den Boden und ließ ihn kriechen. Er holte einen zweiten aus dem Sack, machte es mit diesem ebenso und fuhr fort, bis auch der letzte aus dem Sacke war. Hierauf zog er ein langes schwarzes Gewand an, das wie eine Mönchskutte aussah, und klebte sich einen grauen Bart an das Kinn. Als er endlich ganz unkenntlich war, nahm er den Sack, in dem die Krebse gewesen waren, ging in die Kirche und stieg auf die Kanzel. Die Turmuhr schlug eben zwölf, als der letzte Schlag verklungen war, rief er mit lauter, gellender Stimme: „Hört an, ihr sündigen Menschen, das Ende aller Dinge ist gekommen, der jüngste Tag ist nahe; hört an, hört an. Wer mit mir in den Himmel will, der krieche in den Sack. Ich bin Petrus, der die Himmelstüre öffnet und schließt. Seht ihr, draußen auf dem Gottesacker wandeln die Gestorbenen und sammeln ihre Gebeine zusammen. Kommt, kommt und kriecht in den Sack, die Welt geht unter.“ Das Geschrei erschallte durch das ganze Dorf. Der Pfarrer und der Küster, die zunächst an der Kirche wohnten, hatten es zuerst vernommen, und als sie die Lichter erblickten, die auf dem Gottesacker umherwanderten, merkten sie, daß etwas Ungewöhnliches vorging, und traten sie in die Kirche ein. Sie hörten der Predigt eine Weile zu, da stieß der Küster den Pfarrer an und sprach: „Es wäre nicht übel, wenn wir die Gelegenheit benutzt und zusammen vor dem Einbruch des jüngsten Tags auf eine leichte Art in den Himmel kämen.“ „Freilich,“ erwiderte der Pfarrer, „das sind auch meine Gedanken gewesen; habt Ihr Lust, so wollen wir uns auf den Weg machen.“ „Ja“, antwortete der Küster, „aber Ihr, Herr Pfarrer, habt den Vortritt, ich folge nach.“ Der Pfarrer schritt also vor und stieg auf die Kanzel, wo der Meister den Sack öffnete. Der

Pfarrer kroch zuerst hinein, dann der Küster. Gleich darauf band der Meister den Sack fest zu, packte ihn am Bausch und schleifte ihn die Kanzeltreppe hinab; sooft die Köpfe der beiden Toren auf die Stufen aufschlugen, rief er: „Jetzt geht's schon über die Berge.“ Dann zog er sie auf die gleiche Weise durch das Dorf, und wenn sie durch Pfützen kamen, rief er: „Jetzt geht's schon durch die nassen Wolken“, und als er sie endlich die Schloßtreppe hinaufzog, so rief er: „Jetzt sind wir auf der Himmelstreppe und werden bald im Vorhof sein.“ Als er oben angelangt war, schob er den Sack in den Taubenschlag, und als die Tauben flatterten, sagte er: „Hört ihr, wie die Engel sich freuen und mit den Fittichen schlagen.“ Dann schob er den Riegel vor und ging fort.

Am andern Morgen begab er sich zu dem Grafen und sagte ihm, daß er auch die dritte Aufgabe gelöst und den Pfarrer und den Küster aus der Kirche weggeführt hätte. „Wo hast du sie gelassen?“ fragte der Herr. „Sie liegen in einem Sack oben auf dem Taubenschlag und bilden sich ein, sie wären im Himmel.“ Der Graf stieg selbst hinauf und überzeugte sich, daß er die Wahrheit gesagt hatte. Als er den Pfarrer und den Küster aus dem Gefängnis befreit hatte, sprach er: „Du bist ein Erzdieb und hast deine Sache gewonnen. Für diesmal kommst du mit heiler Haut davon, aber mache, daß du aus meinem Land fortkommst, denn wenn du dich wieder darin betreten lässt, so kannst du auf deine Erhöhung am Galgen rechnen.“ Der Erzdieb nahm Abschied von seinen Eltern,¹²⁶ ging wieder in die weite Welt, und niemand hat wieder etwas von ihm gehört.

Es sei zunächst nochmals das „Motto“ des Märchens in Erinnerung gebracht: Der Meisterdieb „korrigiert das Glück“, damit zugleich vermehrt er allerdings auch sein Vermögen und nicht nur sein eigenes, sondern auch das der anderen. Er stiehlt, aber nicht von den Armen – denen gibt er, zumindest einen Teil – sondern er stiehlt von den Reichen. Er ist der Ansicht – das zeigt sein Handeln – dass die Reichen sowieso zuviel an Geld haben und daraus ergibt sich dann weiterhin auch ein Zuviel an Macht. Er setzt seinen Verstand, der verfeinert und vermehrt wurde durch seine eigene ursprüngliche Armut, gegen die Sicherheit, die aus dem selbstverständlichen Reichtum der Reichen (hier des Adels) entstand.¹²⁷ Dieser Reichtum entwickelte sich oft aus Kriegen und Brandschatzen, aus Mord und Totschlag und eben auch aus Diebstahl. Die Anführer avancierten dann häufig zum so genannten Adel.

Das „Meisterdieb-Sein“ ist also offenbar auch in der vornehmen Gesellschaft kein so ganz verachtenswerter Zustand. Katalina Horn bemerkt dazu, dass sie

„[...] natürlich [...] nicht behaupten [möchte], [daß] das Märchen [...] lehrt zu lügen und zu stehlen, nötige Verbote zu übertreten und unsere Nase in alles Mögliche und Unmögliche zu stecken. Aber das Märchen lehrt uns u.a. selbständig zu denken, Gefahren auf uns zu nehmen, Umwege einschlagen zu können, die Folgen unserer eigenen Fehlhandlungen zu tragen.“¹²⁸

¹²⁶ „Der Meisterdieb“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 801-809.

¹²⁷ Heine, Heinrich: „Es gibt zwei Sorten von Ratten, die hungrigen und die satten. Die hungrigen wandern zum Tor hinaus, die satten bleiben hübsch zu Haus“. Aus: ders.: *Die Wanderratten*. Weimar, 1974.

¹²⁸ Horn, Katalina: „Erziehung, Lehre(n) und Lernen im Märchen“. In: Wardetzky/Zitzlsperger (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute*. Bd. 1: *Beiträge zu Bildung und Lehre*.

Sie bezeichnet das Märchen daher als möglichen „secret agent“, der – wie James Bond – in guter Sache eben auch Handlungsmöglichkeiten entwirft, die nicht unbedingt einer herkömmlichen Moral entsprechen. In diesem Sinne wirken diese Erzählungen auch als „versteckte Erziehung“: Märchen erzählen vom Sich-Bewähren¹²⁹. „Individualpsychologisch gesehen sind Bewährungsproben Lernprozesse, die einer Initiation gleichkommen, die vor die Erreichung des nächsten und höheren Lebensabschnitts gestellt ist. [...] Es sind Stufen auf dem Weg zur inneren und äußeren Höherentwicklung des Menschen“¹³⁰. So weist auch Volker Ladenthin darauf hin, dass das Märchen uns einerseits Aufschluß über die Rechtspraxis früherer Zeiten gibt, aber zum anderen auch alle Formen der Kriminalgeschichte enthält.¹³¹.

Eine eigene „Märchen-Maxime“ jedoch, sozusagen als leitender Hintergrund, spielt stets mit, nämlich die Maxime, dass „die Dinge durchschaubar sind“.¹³² Will man die Rätsel aber lösen, so darf man nicht dem simplen Augenschein trauen. Vielmehr

„[muss] das Sichtbare durchschaut werden. Die Wahrheit kann man nicht sehen, sondern nur einsehen. Dem aufgeklärten Auge ist deshalb nichts, was es zu sein scheint. Die Verstellungskünste der Meisterspione sind also nicht moralischer Defekt, sondern metaphysische Einsicht. Nur die im Animismus Zurückgebliebenen, die Dummen und die Naiven, glauben dem, was man sieht.“¹³³

Die Klugen, die Aufgeklärten, diejenigen, die „dahinter sehen“ können, sind die, die „alle Rätsel dieser Welt“ lösen. Der Meisterdieb verfügt über eine solche Form der Klugheit, List und Kraft.¹³⁴ Für den Meisterdieb ist nichts zu schwierig:

„[...] er kann und weiß alles. Vor ihm ist nichts sicher, für ihn ist keine Türe verschlossen und kein Ding unmöglich. Deshalb ist er auch nicht zu fassen. Am Ende bleibt der Meisterdieb stets der Sieger – nicht nur der tatsächliche, sondern auch der moralische, denn er hat gezeigt, wie es zugeht auf der Welt. Diese Einsicht aber ist Gold wert.“¹³⁵

Diese eigene Art, mit Behändigkeit, Klugheit und Kraft die Rätsel dieser Welt zu lösen, ist eine Form menschlichen Daseins, die sich der moralischen Dimension weitgehend entzieht. Vielmehr zeigt der Meisterdieb sozusagen eine höhere

¹²⁹ 1997. S. 150 f.

¹³⁰ Ebd. S. 151.

¹³¹ Röhricht, Lutz: „Bewährungsprobe“. In: Ranke (Begr.)/Brednich (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens*. Bd. 2. 1979. Sp. 274-279, hier 278.

¹³² Ladenthin: *Märchen von Mördern und Meisterdieben*. 1990. S. 131 ff.

¹³³ Bächtold-Stäubli (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. 1987. Bd. 2. (1929/1930) S. 198.

¹³⁴ Ladenthin: *Märchen von Mördern und Meisterdieben*. 1990. S. 137.

¹³⁵ Ebd. Vgl. auch ebd. S. 145.

¹³⁶ Ebd. S. 138.

Einsicht in die Welt, eine Einsicht, die der Alltagslogik entzogen ist, die zeigt, wie die Dinge dieser Welt und des Menschen vonstatten gehen. Wer nicht zu solchen Einsichten gelangt, bleibt eben der „ewig Dumme“¹³⁶. Teilweise wurde als Bestandteil des Aberglaubens dem Vorgang des Stehlens eine ungewöhnliche Wirkung, ja fast als dem Zauber verwandt dargestellt, wie es auch noch in dem deutschen Wort „verstohlen“ zum Ausdruck kommt.¹³⁷

Auch Katalina Horn zieht ein Fazit aus dem „Meisterdieb“, indem sie beileibe nicht die Maxime „sei hübsch ordentlich, angepasst und fromm [vertritt], sondern geh’ deiner Neugier nach, versuche ein Stück Welt zu ergründen, dabei [darfst] du dann auch lügen, wenn die Lage es nötig macht“.¹³⁸ Nur so erfüllt sich das vorgezeichnete Schicksal. Die „versteckte Erziehung des Märchens“ lautet also: „Sich bewähren in der Welt ist zunächst einmal entscheidend. Die Bewährung kommt – wie oben schon bemerkt – sozusagen einer Initiation gleich. Die Entwicklung und Entfaltung beinhaltet die höhere Maxime und geht über das hinaus, was in unserem alltäglichen Leben sicher auch mit Fleiß und Pflicht gelernt werden muß.“¹³⁹ In diesem Sinne schreibt auch Carl Heinz Mallet: „Dieses Märchen gehört zu denen, die dazu ermutigen, individuelle Wege zu gehen.“¹⁴⁰ Diese Lebensklugheit besteht nach Mallet gerade darin, festgefügte oder festgefahrenen Lebensweisen zu verlassen oder mehr noch, erst gar nicht in Betracht zu ziehen, sondern diese „mit fröhlicher Leichtigkeit“, gepaart mit Witz und sorgfältiger Intelligenz, zu „deklassieren“ und damit ein „bemerkenswertes Kontrastprogramm zur verbreiteten Glorifizierung militärischer Kraft und Stärke [darzustellen]“¹⁴¹ bzw. auch die bürgerliche Wohlanständigkeit in ihrer Glaubwürdigkeit zu hinterfragen. Das könnte dann heißen, die Freiheit des Denkens und des daraus folgenden Handelns zur Lebensmaxime zu machen. Zu

¹³⁶ Fast erstaunt oder sogar anklagend heißt es denn auch im NT, Lukasevangelium, Kap. 16, Vers 8: „Denn die Söhne [die Kinder üblicherweise] dieser Welt sind ihresgleichen gegenüber klüger als die Söhne des Lichtes.“ In: *Die Bibel. Die heilige Schrift des alten und neuen Bundes*. 1965. S. 82. Zusatz v. Verf.

¹³⁷ Bächtold-Stäubli (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. 1987. Bd. 8 (1936/1937). S. 364 f.

¹³⁸ Horn, Katalina: „Erziehung, Lehre(n) und Lernen im Märchen“. In: Wardetzky/Zitzlsperger (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute*. Bd. 1: *Beiträge zu Bildung und Lehre*. 1997. S. 150.

¹³⁹ Ebd. S. 150 f.

¹⁴⁰ Mallet, Carl-Heinz: „Märchen als heimliche Erzieher, Märchenfiguren als Vor- und Leitbilder“. In: Wardetzky/Zitzlsperger (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute*. Bd. 1: *Beiträge zu Bildung und Lehre*. 1997. S. 163.

¹⁴¹ Ebd. S. 164.

dieser Lebensklugheit gehört jedoch nicht nur Einsicht und Umsicht, sondern auch, alle Möglichkeiten und Entwicklungen vorausschauend zu erahnen.

Dieses Thema wird auch bei Bolte und Polívka durch Orient und Okzident nachgewiesen. Eine Fassung des Märchens „Der Meisterdieb“ erschien schon im Jahre 1693 von einem Nic. Remigius mit dem Motiv des Bettstehlens, statt dem Stehlen des Bettlakens der Gräfin bei den Brüdern Grimm¹⁴². Im Grunde ist der Meisterdieb u.a. eine Art Robin-Hood-Figur, denn auch der Meisterdieb erfährt die Macht des Geldes, wie für den Leser deutlich beschrieben, am Verhalten seines Paten, der unter anderem auch – wie bei Robin Hood – den Adel repräsentiert.¹⁴³ So zieht denn „Der Erzdieb [...] wieder in die weite Welt, und niemand hat wieder etwas von ihm gehört“¹⁴⁴. Denn der Meisterdieb hat die Konsequenzen aus den Regeln dieser Welt gezogen. (Anders als Robin Hood, der in seinem Kampf gegen die tyrannische Normannenherrschaft, repräsentiert u.a. durch den Sheriff von Nottingham, umkommt.)

Dieses Märchen hat nur insofern einen guten Ausgang als der Meisterdieb am Leben bleibt und auch dafür sorgt, dass niemand ihn als Meisterdieb je entlarvt. Andererseits ist dieses Ende auch betrüblich, denn es ist dem Meisterdieb nicht möglich, als quasi „ehrbarer“ Dieb in seiner Heimat zu bleiben, er ist zur Heimatlosigkeit verurteilt. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich gesellschaftlich, d.h. wenn es um sein Heimatdorf und die dort herrschende Gesellschaft geht, quasi unsichtbar zu machen. Daraus folgt, dass er gezwungen

¹⁴² Vgl. Bolte/Polívka: *Anmerkungen zu den Kinder- und Haussmärchen der Brüder Grimm*. Bd. 3. 1918. S. 379 ff.: „Eine Erzählung bei Remigius, Daemonolatria, 1693, 3, 39, ‚Der vermeinte zauberische Dieb‘, geht auf Straparola 1, Nr. 2 zurück. Im übrigen wird die Idee zu dieser Erzählung – wie oben bereits erwähnt – quer durch Orient und Okzident getragen. Offenbar ist es in der ganzen Welt als nicht so ehrenrührig angesehen zu stehlen, wie dieser Dieb stiehlt und gleichermaßen unehrlich zu sein, wie dieser Dieb ist: Es wird teilweise als witzig und ebenso als geistreich und lebensfähig positiv herausgestellt – weil nämlich dieses Verhalten im Gesamten meisterhaft ist. Wenn man so gut ist in seinem Gewerbe, darf man auch – im bürgerlichen Sinne – unehrlich sein.“

¹⁴³ Vgl. *Brockhaus*. Bd. 16. Wiesbaden, 1973. S. 23: „Robin Hood war im 14. und 15. Jahrhundert ein Held vieler englischer Volksballaden. Er raubte die Reichen aus, um den Überfluss an die Armen zu verteilen. Vielleicht lag dieser Figur eine geschichtliche Persönlichkeit zu Grunde. Hauptsächlich jedoch ist Robin Hood die dichterische Verkörperung des Grolls der unterdrückten Angelsachsen gegen den normannischen Adel und Klerus. Die Kunstdichtung nimmt diesen Stoff durch das elisabethanische Drama von A. Munday mit ‚The downfall of Robert Earle of Huntington‘ auf. W. Scott bedient sich dieser Figur in seinem Roman ‚Ivanhoe‘ (1819) und A. Tennyson lässt die Robin-Hood-Figur in seinem Drama ‚The Foresters‘ erscheinen. Aber auch in Deutschland wurde dieser Stoff durch Th. Fontane (1852) und A. Grün (1864) in einer Nachdichtung altenglischer Balladen dargestellt. Harris, P.V.: *The truth about Robin Hood*. London, 1951.; Child, V.F.J. (Hrsg.): *English and Scottish popular ballads*. 5 Bde. Boston, 1882-1898.“

¹⁴⁴ Aus: „Der Meisterdieb“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Haussmärchen*. 1997. S. 809.

ist, Weltbürger, d.h. auch heimatlos, zu sein und zu bleiben. Hier stellen sich folgende Fragen:

- 1) Was könnte ein Kind empfinden und für sich selbst lernen, wenn es die Szene zwischen Vater und Sohn einerseits, und Mutter und Sohn andererseits, auf sich selbst bezieht?
- 2) Was könnte das Verhalten der Eltern des Meisterdiebes in der Erziehung eines Kindes auslösen?
- 3) Was kann ein Kind möglicherweise aus der Reaktion des gräflichen Paten auf die Enthüllungen des Patensohnes bezüglich seines Werdeganges lernen?
- 4) Was schließlich könnte ein Kind denken, wenn es begreift, wie groß die äußere Macht des Paten ist und mit wie viel „innerer“ Macht, also Intelligenz oder Klugheit, der Patensohn „dagegen halten“ muss, um ein in jeder Hinsicht lebendiger, unabhängiger Mensch bleiben zu können, der zugleich auch ein kritischer und selbst denkender Mensch ist?
- 5) Wie bedeutsam könnte die Lehre für eine noch in der Zukunft liegende, aufgezwungene Einsamkeit sein, wenn ein Kind verspürt, dass „wider den Stachel löcken“ in diesem Zusammenhang auch heißen könnte, „seiner Zeit voraus sein“, dies jedoch meist mit Ächtung von Seiten der Gesellschaft einhergeht¹⁴⁵?
- 6) Wird die Erziehung eines Kindes durch dieses Märchens nicht auch dadurch bestimmt, dass die hier gezeigte Darstellung der Gesellschaft auf das Versagen dieser bürgerlichen Gesellschaft hinweist?

Zu 1) Was könnte ein Kind empfinden und für sich selbst lernen, wenn es die Szene zwischen Vater und Sohn einerseits, und Mutter und Sohn andererseits, auf sich selbst bezieht?

Ein Kind erfährt in diesem Märchen, dass die Eltern diejenigen sind, die es – wenn es sein Leben auch anders führt, als sie gedacht haben – trotzdem oder sogar gerade deshalb lieben. Die Bescheidenheit dieser Elternschaft zeigt sich in ihrer

¹⁴⁵ Vgl. die Schicksale von Ignaz Philipp Semmelweis (erkannte die Ursache des Kindbettfiebers) oder Vincent van Gogh, dessen Größe erst nach seinem Tod erkannt wurde, und Julius Robert von Mayer, dem Entdecker des so genannten mechanischen Wärmeäquivalents, dessen Entdeckung man lange Zeit ablehnte; man erklärte Mayer sogar für „verrückt“ und v.a.m.

fürsorglichen Liebe, die keine Forderungen stellt, sondern nur in ihrer für sie glücklichen Verpflichtung zur Liebe und aus der daraus folgenden emotionalen Nähe besteht, die dieses Leben ja verursacht hat. Eltern fragen zwar vielleicht danach, woher das Fehlverhalten kommt – sie sehen und „richten“ jedoch mit dem Herzen, im Unterschied zur Gesellschaft, die nichts anderes tun kann, als „mit dem Gesetz“ zu sehen und zu richten¹⁴⁶. Diese Hoffnung und Erwartung, die sich daraus ergibt, könnte jedem Kind insofern Hilfe sein, als es in diesem Märchen erfährt, dass die Eltern es *trotzdem* lieben. Allerdings dürfte dieser Vorgang im Märchen nur dann als Bestätigung wirksam werden, wenn das Kind auch im Alltag die Erfahrung macht, dass die Eltern, oder gleichwertige Personen, zu ihm stehen.

Zu 2) Was könnte das Verhalten der Eltern des Meisterdiebes in der Erziehung eines Kindes auslösen?

Ein Kind sieht im Leben und Verhalten der Eltern im Märchen „Der Meisterdieb“ sozusagen „die Kehrseite der Medaille“, verglichen mit dem Leben des Sohnes, der eben zum Dieb, wenn auch zu einem meisterlichen, geworden ist. Die Lebensführung der Eltern, auch wenn sie so genannte „arme Leute“ sind, war immer vorbildlich, sie sind keine Meisterdiebe geworden, sie haben sich mit ihrer gesellschaftlichen Position zufrieden gegeben. Sie können sich damit in einer sicheren Ordnung und Geborgenheit, mit sich und ihrer Welt ausgeglichen, fühlen und darin zurechtfinden.

Ein Kind könnte hier früh erfassen, dass in der menschlichen Gesellschaft unterschiedliche Rollen und damit unterschiedliche Vorbilder gegeben sind. Damit könnte das Kind dann bald erfahren, dass der Mensch und damit es selber auch zwangsläufig immer eine Wahl trifft: im Märchen z.B. entweder auf der geborgenen Seite der Gesellschaft oder in der Außenseiterposition zu sein.¹⁴⁷

¹⁴⁶ Blaise Pascal: „Le coeur a ses raisons que la raison ne connaît point“ bzw. „Das Herz hat seine (eigenen) Gründe (seine (eigene) Vernunft), die der Verstand absolut nicht kennt.“ In: ders.: *Pensées*. 2004. IV. S. 277.

¹⁴⁷ Vgl. Cary Grant in „Über den Dächern von Paris“, aber auch den Film „Thomas Crown ist nicht zu fassen“ mit Steve McQueen. In jedem Fall sind dies Filme, die uns alle fasziniert haben.

Zu 3) Was kann ein Kind möglicherweise aus der Reaktion des gräflichen Paten auf die Enthüllungen des Patensohnes bezüglich seines Werdeganges lernen?

Das Kind wird damit konfrontiert, dass ein Patensohn noch längst kein leiblicher Sohn ist, wie man an der zuerst beantworteten Frage schon sehen kann. Der Graf hat als Reicher das Kind des Armen eigentlich nur als gesellschaftliche Geste „aus der Taufe gehoben“. Er hat jedoch nicht die ursprüngliche Liebe und Verpflichtung der Elternschaft übernommen. Der Graf ist zwar „von Adel“, aber stellt durchaus, als Vertreter von Recht und Gesetz, allgemein gesetzliche Forderungen, die auch zu seinem Status, unter anderem auch zu seinen gräflichen Pflichten gehören. Wenn der Graf – scheinbar großzügig – seinem Patensohn unter bestimmten Bedingungen das Leben lässt, ist seine Bedingung die, dass er ihm dann aber auch für die Zukunft „aus den Augen zu bleiben“ habe, dass er also die Gesetzesvorstellungen, die er als Graf hat, auch befolgt sehen kann. Der Graf tritt also in zweifacher Funktion auf: zum einen als Vertreter der Gerichtsbarkeit, zum anderen als Pate.

Das Kind lernt, der Pate liebt seinen Patensohn keinesfalls so wie seine Eltern das tun und er fühlt sich ihm infolgedessen auch zu nichts verpflichtet. Das heißt aber auch, der Schutz, den der Patensohn eigentlich bräuchte, wird ihm von diesem Paten keinesfalls jemals gewährt werden. Die Schutz- und Fürsorgefunktion, die ein Pate haben sollte, z.B. in gegebenem Falle die Stelle der Eltern zu übernehmen, wird hier nicht erfüllt und das auch wohl in Zukunft nicht.

Für die Erziehung wiederum bedeutet das, dass das Kind hier erfahren kann, dass ein gesellschaftlich verabredeter Schutz größtenteils nur eingeschränkt gegeben werden kann, d.h. diesen Schutz gibt es letztlich nur „juristisch“¹⁴⁸. Gerade in einer Phase, in der für Kinder oftmals die zentrale Frage ansteht: „Wer ist meine ‚Mama‘, wer ist mein ‚Papa‘?“ könnte dieses Märchen einem Kind wichtige Anregungen geben und im Austausch mit den Eltern Klärung und Beruhigung bringen.

Zu 4) Was schließlich könnte ein Kind denken, wenn es begreift, wie groß die äußere Macht des Paten ist, und mit wie viel „innerer“ Macht, also

¹⁴⁸ Der Volksmund hat davon auch eine Ahnung, wenn er formuliert: „Blut ist dicker als Wasser“.

Intelligenz oder Klugheit, der Patensohn „dagegen halten“ muss, um ein in jeder Hinsicht lebendiger, unabhängiger Mensch bleiben zu können, der zugleich auch ein kritischer und selbst denkender Mensch ist?

Das Kind erfährt, wie man Macht für sich einschätzen muss und wie man sich diesen Umständen – möglicherweise um zu überleben – entziehen kann oder sogar muss¹⁴⁹. Hier sind die Aufgaben, die der Graf seinem Patensohn, dem Meisterdieb, auferlegt, das Zeichen der weltlichen Macht. Um den Meisterdieb „zu Recht“ bestrafen zu können, stellt der Graf dem Meisterdieb eine Falle, mit seiner Ansicht nach unlösbaren Aufgaben.

Für die eigene Lebenserfahrung des Kindes können solche Aufgaben in anderer Form auftreten. Ein Kind gehorcht – eben als Kind – oftmals nicht gerne den auferlegten Anforderungen. Dennoch wird es seine Pflichten erfüllen müssen und dies mit soviel Geschicklichkeit wie möglich, weil es dann nämlich mehr Freizeit für sich hat. Wenn es gar darum geht, aus einer prekären Situation herauszukommen und das Kind die Lehre des Märchens im Herzen aufgenommen hat, wird es eher wissen, wie man mit der „weltlichen“, also elterlichen Macht umgehen kann.¹⁵⁰ Ein Kind wird möglicherweise schon erahnen können, dass sich bestimmte Machtkonstellationen durch Intelligenz und Klugheit unterlaufen lassen¹⁵¹. Die Situation in dem Märchen ist nämlich so, dass das Kind deutlich sehen kann, dass es, wenn es in einer vergleichbaren Situation nicht seine gesamte Intelligenz und Lebensklugheit gebraucht, im weitesten Sinne sein Leben leicht oder zumindest alles, was ihm für sein gegenwärtiges Leben etwas bedeutet, verlieren könnte¹⁵². Ein Kind kann hier vielleicht zum ersten Mal lernen, dass das

¹⁴⁹ Das Problem wird ja grundsätzlich auch im „Michael Kohlhaas“ angesprochen. Juristisch wird ja ausdrücklich von „übergesetzlichem Notstand“ gesprochen. Ob dies im Falle der Lebenssituation des „Meisterdiebes“ zutreffen könnte oder nicht ist sicher auch subjektive Anschauungssache.

¹⁵⁰ Als Beispiel für kindliche Klugheit mögen die folgenden selbst erlebten Beispiele dienen: Ein kleines Mädchen saß in der Klasse und strickte. Das Gestrickte verbreiterte sich auf magische Art und Weise anstatt zu einem Rechteck, zu etwas, das einem Trapez recht ähnlich sah. Die Lehrerin fragte: „Na, was machst du denn da Schönes?“ Die Antwort des Kindes war: „Ein Glockenrökchen!“.

Oder ein kleiner Junge sollte Schwarzwurzeln essen, die er nicht mochte. Er schob sie auf seinen Tellerrand. Die Großmutter, die diese gerne aß, fragte: „Warum machst du das?“ Das Kind antwortete: „Weil ich dich so lieb habe, habe ich sie Dir verwahrt.“ Bei einem Kind würde das heißen, dass es sich mit einer Notlüge oder einer Raffinesse rettete.

¹⁵¹ Vgl. den Film „Schindlers Liste“.

¹⁵² Mallet, Carl-Heinz: „Märchen als heimliche Erzieher, Märchenfiguren als Vor- und Leitbilder“. In: Wardetzky/Zitzsperger (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute*. Bd. 1: *Beiträge zu Bildung und Lehre*. 1997. S. 164 f.

Carl-Heinz Mallet stellt dazu fest: „Der kluge Dieb hat vorgesehen, daß die Leiche beseitigt

Leben eine ständige Gratwanderung zwischen äußerem und innerem Recht, zwischen kritischer Freiheit und unkritischer Unfreiheit sein könnte¹⁵³. Mallet stellt dazu fest, „daß Märchenhelden wie diese ein Elixier gegen jegliche Art von Untertanengeist und geistige Enge sind. [...] jedenfalls haben sie geholfen, Diktatur und Krieg heil zu überstehen. [...] später als Lehrer habe ich auch vor keinem Oberschulrat gekuscht [...].“¹⁵⁴ Ein Kind wird das – noch nicht – so nennen, aber es wird es so empfinden und in diesem Märchen bestätigt sehen¹⁵⁵.

Zu 5) Wie bedeutsam könnte die Lehre für eine noch in der Zukunft liegende, aufgezwungene Einsamkeit sein, wenn ein Kind verspürt, dass „wider den Stachel locken“ in diesem Zusammenhang auch heißen könnte, „seiner Zeit voraus sein“, dies jedoch meist mit Ächtung von Seiten der Gesellschaft einhergeht?

Liest oder hört ein Kind den Schlusssatz dieses Märchens: „Der Erzdieb nahm Abschied von seinen Eltern, ging wieder in die weite Welt, und niemand hat wieder etwas von ihm gehört“¹⁵⁶, dann könnte es unmittelbar von einer großen Traurigkeit erfasst werden. Denn wo ist das glückliche Ende, das ein Kind so notwendig zu seiner Sicherheit braucht? Dieses Ende wird ihm vielmehr zeigen: Wenn der Mensch, der ein gesellschaftliches Wesen ist, sich in dieser Form aus der Gesellschaft herauskatapultiert, d.h. sich nicht einordnet, reagiert die gleiche Gesellschaft mit Ablehnung oder sogar Ächtung, im kindlichen Verständnis mit Strafen. Das ließe dann eigentlich nur eine Möglichkeit zu: „corriger la fortune“ in der Form anzustreben, dass die üblichen weltlichen Gesetze durch Macht – das könnte eben z.B. viel Geld sein – außer Kraft gesetzt bzw. umgangen werden können, dies jedoch nur für den Betreffenden bzw. den Betroffenen und nur vorübergehend zu radikal praktiziert würde. Das aber nämlich würde nur noch mehr Einsamkeit mit sich bringen. „Corriger la fortune“ muss möglich bleiben, aber „im Stillen“. Der wahre Meisterdieb braucht kein Publikum, sein Charme liegt im „Zaubertrick“ und der wird nicht verraten: „Ich habe die Macht der

werden musste, [...] wie sähe es aus, wenn [...] jemand [...] in der Nacht bei der Frau Gräfin heimlichen Zugang gesucht? Also steigt der Graf hinunter und macht sich ans Vergraben des Toten.“

¹⁵³ Ebd. S. 165.

¹⁵⁴ Ebd.

¹⁵⁵ Dies gilt auch für einige andere hier schon besprochene Märchen, vgl. „Der Arme und der Reiche“, „Das tapfere Schneiderlein“, „Der gestiefelte Kater“.

¹⁵⁶ Aus: „Der Meisterdieb“. In: Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen*. 1997. S. 809.

Mächtigen zu meinen Gunsten verkehrt und genutzt und zum Narren gehalten, schlau wie der sprichwörtliche Fuchs.“ Eine politische Figur wie Adenauer wird heute noch wegen seiner listigen Husarenstücke bewundert, wenn diese auch manchmal „etwas außerhalb der Legalität“ zu liegen schienen. Starres resp. erstarrtes Beharren auf formalem Recht und legitimierter Macht ist vielleicht hochmoralisch, aber deshalb oft unmenschlich¹⁵⁷. Der Meisterdieb ist nicht hochmoralisch, hat aber der Eitelkeit und Dummheit der legitimierten Machtmenschen den Spiegel vorgehalten. Ein Kind könnte hier zumindest erahnen: List – nicht Hinterlist – kann manchmal dem geglückten Leben mehr dienen als bloße formale Erfüllung des Gesetzes.

Zu 6) Wird die Erziehung eines Kindes durch dieses Märchen nicht auch dadurch bestimmt, dass die hier gezeigte Darstellung der Gesellschaft auf das Versagen dieser bürgerlichen Gesellschaft hinweist?

Diese Gesellschaft sollte, um im positiven Sinne funktionsfähig zu sein und ohne das expressis verbis vorher erwähnen zu müssen, dem Humanismus bzw. einer demokratischen Ordnung zugewandt sein. Erziehung also geschieht in diesem Märchen durch

- a) das Aufzeigen der Funktion der Eltern und der Knechte als „gemeines“ Volk und
- b) durch die Darstellung der Figur des Grafen als wenig vorbildhafte weltliche Obrigkeit und, nicht zuletzt,
- c) durch den Küster und den Pfarrer als denjenigen, die die geistige und geistliche Macht (auf keinen Fall pastoraler Art) darstellen.

Letztendlich ist auch wichtig, dass ein Kind anhand dieses Märchens erfasst, dass es die geistigen, weltlichen und insgesamt gesellschaftlichen Mächte *nicht einfach kritiklos hinnimmt*, sondern dass es zu einer auf Dauer einsteils ausgewogenen und gleichzeitig eigenen und selbstkritischen Haltung kommen kann. Bei einem Kind muss das Bewusstsein dafür gebildet werden, dass „die Obrigkeit“ nicht zwangsläufig unantastbar ist¹⁵⁸. Aus dieser Perspektive heraus mag man dieses

¹⁵⁷ Es sei nochmals auf Kants Schrift verwiesen: Kant, Immanuel: *Über ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen*. Frankfurt a.M., 1981.

¹⁵⁸ Dabei ist nämlich zu bedenken, dass die Gehorsamspflicht beim Militär *uneingeschränkt* gilt

Märchen subversiv nennen, denn es ermutigt dazu, wie Mallet schon dargelegt hat, „individuelle Wege zu gehen“¹⁵⁹. Ein Kind spürt, dass die Achtung der Gesellschaft vor der obersten Instanz, repräsentiert durch den Grafen, für die Eltern und die Knechte, die zum *einfachen* Volk gerechnet werden, im Allgemeinen nicht besonders groß ist. Einen gräflichen Status zu erlangen, wird ihm ohnehin nicht gelingen, auch gar nicht wünschenswert sein, weil es eben eine Ahnung davon erlangen kann, dass es „*angeborene*“ Rechte dieser Art, die sich meistens auf wenig menschliche Substanz oder gar Weisheit gründen, nicht geben sollte.¹⁶⁰

Würde man ein Kind fragen, wo seine Sympathien liegen, so wäre die Antwort ziemlich eindeutig: beim Meisterdieb (einer ähnlichen Figur wie Robin Hood, Figuren, die das Leben mit Witz, Kreativität und Sinn für mitmenschliche Gerechtigkeit – nicht unbedingt für das formale Recht – meistern!) und sicherlich nicht bei den so genannten üblichen, wenig abenteuerlichen Berufsbildern des institutionellen Verwaltungsfachmannes¹⁶¹. Aber auch hier wird ein Kind eine Gratwanderung für sich selbst erleben können: Der unauflösbarer Zwiespalt zwischen dem so genannten streng „Moralischen“ und „juristisch Richtigen“, dem, was alle, zumindest öffentlich, tun sollten und dem scheinbar „Unmoralischen“ und „Falschen“, was im Stillen getan wird, aber oftmals das Leben fördern oder gar retten kann, dem „beherzten Zugreifen“, das vorher nicht

und moralisch in keiner Weise in Zweifel gezogen werden konnte. Dies galt in vergleichbarer Weise auch lange Zeit für die *uneingeschränkte* Gehorsamspflicht der Kinder den Eltern gegenüber. Man denke auch an das 4. Gebot „Du sollst deine Eltern ehren, auf daß es dir wohlgerhe auf Erden“.

¹⁵⁹ Vgl. Mallet: „Märchen als heimliche Erzieher, Märchenfiguren als Vor- und Leitbilder“. In: Wardetzky / Zitzlsperger (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute*. Bd. 1: *Beiträge zu Bildung und Lehre*. 1997. S. 164 f.

¹⁶⁰ Der Brockhaus (1966. Bd. 1. S. 116 f.) beantwortet die Frage „Was sind angeborene Rechte?“ und „Wie entstand der Adel?“ Hier heißt es, der Adel ist ein „ehemals bevorrechteter Geburtsstand, gegründet auf Geblüt, Herrschaft, Besitz, (meist kriegerischer) Leistung. Erst daraus ergaben sich ein Standesethos, die Forderung der Ebenbürtigkeit und besondere Lebensformen. Der Adel entstand gewöhnlich durch den Übergang ethnischer Schichtung in gesellschaftliche (-Hörigkeit, -Sklaverei). Der völkerkundlich häufigste, noch in der Gegenwart beobachtbare Fall ist der der Entstehung eines ‚Hirtenadels‘ aus der Überlagerung von seßhaften Bodenbauern durch nomadisierende Großviehzüchter (Mongolen, Türkstämme, Hamiten, Bantu u.a.). Zwischen A. und Unterschicht bestehen dann wirtschaftliche Symbiose und polit. Gemeinschaft, aber keine Heiratsgemeinschaft. Zum A. gehört das Bewußtsein der Elite. Jedoch ist der bei ihm zu findende Anspruch auf Blutsreinheit oder Rassenreinheit ideolog. Natur. Der Typus des Adligen weist auf der ganzen Erde viele übereinstimmende Züge auf. Trotz der Bemühung des Adels, sich gegen die übrige Bevölkerung abzuschließen (Kaste), entstehen regelmäßig Zwischenschichten; sie führen zum sozialen Aufstieg aus unteren Schichten. Literatur: R. Thurnwald: Werden, Wandel und Gestaltung von Staat und Kultur (1935); W.E. Mühlmann: Rassen- und Völkerkunde (1936); G. Landtman: The origins of the inequality of the social classes (London 1938).“

¹⁶¹ So liegt die Sympathie des Kindes im Kasperle-Theater auch üblicherweise bei der „subversiven“ Figur des Kasperles und nicht beim König oder beim Schutzmänn Streukuchen.

im Gesetzbuch nachschlägt: Wie z.B. die Seeleute, die Schiffbrüchige gerettet haben, obwohl es den Gesetzen Italiens widersprach, sie besaßen den notwendigen Sinn für mitmenschliche Gerechtigkeit – nicht unbedingt für das formale Recht. Sie meistern, wie der Meisterdieb, diesen Teil der mitmenschlichen Gerechtigkeit.

Der kindlichen Phantasie kommt dabei das besonders Trickreiche des Meisterdiebes für die Lösung seiner eigenen Lebensprobleme sehr viel mehr entgegen als etwa das Vorbild des spießigen Musterknaben. Das Vorbild eines solch spießigen Musterknaben vermittelt dem Kind nämlich das Gefühl, sein eigenes Wissen, seine eigene Phantasie und seine eigene Kreativität nicht entwickeln und gebrauchen zu dürfen, wissend, dass es damit nicht die üblichen – oder soll man sogar besser sagen, die „festgefahrenen“ – Maximen und Ideale als sicheren und festen Punkt für sein Leben einfach und bequem übernehmen kann. Ein Kind sucht in aller Regel im Leben nicht das Bequeme, sondern es handelt aus seinem so genannten „Neugierverhalten“ heraus. Üblicherweise hat es eine ganz klare Option für das Besondere und dies ist somit eigentlich schon immer nicht ohne Grund entschieden: die kindliche Fantasie nämlich, die sich dem Trickreichen und Abenteuerlichen lieber zuordnet als eben den oft stupiden Alltagsregeln. Ein Leben, welches sich auf diese Weise einer ständigen Neuordnung und einem ständigen Hinterfragen zugetan weiß – wenn es für den Einzelnen, der ja damit gegen die Macht einer ganzen Gesellschaft steht, funktionieren soll – stellt sich stets für den Menschen komplexer und differenzierter dar, als für jemanden, der im Regelfall bloßen bestimmten gesellschaftlichen Etiketten folgt¹⁶².

Viele Kinder sind, wenn sie noch sehr jung sind, voller Mut und Schwung, ihre „Flügel sind noch nicht beschnitten“. Und manchen gelingt es sogar, mit zunächst weitgehend unbeschnittenen Flügeln durch ihr Leben zu fliegen, d.h., das Besondere zu tun und zu sein, entgegen den ständigen Mahnungen und Warnungen der „bürgerlichen“ Gesellschaft – eben orientiert an oft zu

¹⁶² Diese Grundproblematik greifen auch zahlreiche, mehr an der Praxis orientierte Ratgeber-Schriften für Eltern auf: Vgl z.B. Kast-Zahn, Annette: *Jedes Kind kann Regeln lernen, vom Baby bis zum Schulkind: wie Eltern Grenzen setzen und Verhaltensregeln vermitteln können. (das Buch des positiven Lenkens)* (Ratingen, 1997). Dieses Buch ist sehr stark an der Vermittlung fester Regeln orientiert und wird also eher dem „Führen“ bei Theodor Litt entsprechen. Vgl. Litt, Theodor: *Führen oder Wachsenlassen. Eine Erörterung des pädagogischen Grundproblems* (Stuttgart, 1976). Ein weiteres Buch orientiert sich mehr am „Wachsen-Lassen“: Vgl. Coloroso, Barbara: *Was Kinderseelen brauchen: Erziehung ohne Zwang – mit Konsequenz und Liebe* (München, 2000).

formalistischen Etiketten – deren Hauptfunktion überwiegend Ordnung, geordnete und ungestörte Überschaubarkeit sein sollte. Dies soll nun aber andererseits nicht verstanden werden als eine Aufforderung zur „antiautoritären Erziehung“, die hier interpretiert werden könnte als eine völlige Regellosigkeit oder gar Anarchie. Wie so oft ist das gesunde Mittelmaß das dem Leben angemessene, wobei Liebe zum Leben die Grundlage für Norm und Gesetz sein sollte.

Das Märchen „Der Meisterdieb“ vermittelt eine Erziehung, die eine lebendige, an Lebensnotwendigkeiten orientierte, bewegliche Ordnung ist, also nicht eine formalistisch zwanghafte, das Leben nur beschneidende oder gar einschneidende Haltung darstellt. Dass menschliches Zusammensein in bestimmten Formen geregelt werden muss, ist Bedingung und unerlässlich. Auf diese Ambivalenz – einerseits also Kreativität und Freiheit des Lebens als auf dem Fundament von Liebe und Leben sich entwickeln zu lassen, andererseits aber auch durch bestimmte, Klarheit schaffende Regeln geführt zu werden – hat schon der bedeutende Philosoph und Pädagoge Theodor Litt vor etwa 50 Jahren in seinem klassischen Werk aufmerksam gemacht.¹⁶³.

¹⁶³ Vgl. die Schrift Theodor Litts, die schon als Klassiker in der Erziehung gelten dürfte: „Führen oder wachsen lassen. Eine Erörterung des pädagogischen Grundproblems“ (Stuttgart, 1976).

14. Schlussbetrachtungen

Die Schlussbetrachtungen sollen noch einmal beim Thema der Arbeit anknüpfen: „Märchen – erlebte und gelebte Erziehung“. Dem Thema entspricht die zentrale These dieser Arbeit: Märchen sind eine lebendige Erzählung, die für Kinder gleichzeitig erzieherische Aspekte beinhalten, jedoch nicht in Form abstrakter Belehrung, sondern in einer Form, die die Kinder mit ihrer Fähigkeit zur Fantasie selbst erleben und miterleben können. Märchen lassen in der Fantasie eine erzieherische Wirklichkeit entstehen. Das Erleben einer Märchenerzählung ist nicht gleichzusetzen mit „erlebter“ Wirklichkeit.

Es ist nun zu fragen, in welchem Sinne hier von „Erziehung“ gesprochen werden kann. Erziehung gilt zumeist als eine Notwendigkeit. So heißt es geradezu programmatisch in Kants Schrift „Über Pädagogik“: „Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das erzogen werden muß“¹⁶⁴. An einer etwas späteren Stelle findet sich die folgende Erläuterung zu dieser anthropologischen These: „Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht“¹⁶⁵. Warum aber muss der Mensch erzogen werden? Wird der Mensch denn nicht schon als Mensch geboren, und ist es dann nicht denkbar, dass sich ein Kind, das unter anderen Menschen aufwächst, auch ohne Erziehung die in ihm angelegte Menschlichkeit entwickelt?

Für die Notwendigkeit der Erziehung sind unterschiedliche Begründungen herangezogen worden. Aus der Sicht Rousseaus z.B. ist Erziehung nur deswegen notwendig, um das Kind von den Einflüssen einer schlechten Gesellschaft zu isolieren. Nur eine in diesem Sinne verstandene negative Erziehung ist erlaubt, während sich bei einem jüngeren Kind jede Form der positiven, das Kind direkt prägenden Erziehung verbietet. Die These von der Notwendigkeit der Erziehung richtet sich gegen böse gesellschaftliche Einflüsse, um die gute Natur des Menschen zur Entfaltung zu bringen: „So, wie es im Augenblick steht, würde ein nach seiner Geburt völlig sich selbst überlassener Mensch das verbildetste aller Wesen sein. Vorurteile, Autorität, Vorschriften, Beispiele – alle die Einrichtungen

¹⁶⁴ Kant, Immanuel: „Über Pädagogik“. In: ders: *Werke*. Bd. 6: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*. hrsg. von Wilhelm Weischedel. Darmstadt, 1975 (S. 697 ff.

¹⁶⁵ Ebd. S. 699.

der Gesellschaft, in denen wir ertrinken, würden seine Natur ersticken und ihm kein Äquivalent dafür geben.“¹⁶⁶

Anders als Rousseau (dem Vater der so genannten „Pädagogik vom Kinde aus“) vertritt Kant die Konzeption einer positiven Erziehung: „Unter der Erziehung nämlich verstehen wir die Wartung (Verpflegung, Unterhaltung), Disziplin (Zucht) und Unterweisung nebst Bildung. Dem zufolge ist der Mensch Säugling – Zögling – und Lehrling.“¹⁶⁷ Kant unterscheidet zwei Hauptzweige der Erziehung, nämlich Disziplin (Zucht) und Unterweisung (Bildung). Disziplin ist im Wesentlichen eine negative Erziehung, allerdings in einem anderen Sinne als bei Rousseau. Es geht nicht um die Abwehr schädlicher Einflüsse von außen, sondern um die Bändigung der natürlichen Wildheit des Menschen: „Disziplin oder Zucht ändert die Tierheit in die Menschheit um. [...] Disziplin verhütet, dass der Mensch nicht durch seine tierischen Antriebe von seiner Bestimmung, der Menschheit, abweiche. [...] Zucht ist also bloß negativ, nämlich die Handlung, wodurch man dem Menschen die Wildheit benimmt:“¹⁶⁸ Unterweisung bzw. Bildung ist demgegenüber der positive Teil der Erziehung. Der Mensch muss zum Gebrauch seiner Vernunft befähigt werden:

„Ein Tier ist schon alles durch seinen Instinkt; eine fremde Vernunft hat bereits alles für dasselbe besorgt. Der Mensch aber braucht eigene Vernunft. Er hat keinen Instinkt, und muß sich selbst den Plan seines Verhaltens machen. Weil er aber nicht sogleich imstande ist, dieses zu tun, sondern roh auf die Welt kommt: so müssen es andere für ihn tun.“¹⁶⁹

Disziplin schränkt die Wildheit des Menschen ein, während Unterweisung der Rohigkeit abhilft: „Derjenige, der nicht kultiviert ist, ist roh, wer nicht diszipliniert ist, ist wild.“¹⁷⁰ Unterweisung und Bildung (Kultivierung) als der positive Teil der Erziehung beginnen nicht bei einem Nullpunkt, sondern können von den wunderbaren Anlagen der menschlichen Gattung ausgehen: „Es liegen viele Keime in der Menschheit, und nun ist es unsere Sache, die Naturanlagen proportionierlich zu entwickeln, und die Menschheit aus ihren Keimen zu entfalten, und zu machen, dass der Mensch seine Bestimmung erreiche.“¹⁷¹ Wie zu seiner Zeit üblich, verstand auch Kant unter Bildung die proportionierliche

¹⁶⁶ Rousseau, Jean-Jaques: *Emile oder Über die Erziehung*. Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Martin Rang. Unter Mitarbeit des Herausgebers aus dem Französischen übertragen von Eleonore Sckommodau, Stuttgart 1963, S. 107.

¹⁶⁷ Kant: „Über Pädagogik“. In: ders: *Werke*. Bd. 6: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*. 1998, (Sonderausg. Nach 1983). S. 697.

¹⁶⁸ Ebd. S. 698.

¹⁶⁹ Ebd. S. 697.

¹⁷⁰ Ebd. S. 699.

¹⁷¹ Ebd. S. 701.

Ausbildung der menschlichen Kräfte, mit dem Ziel, die Humanität des Menschen zu entwickeln.

Wer das Märchen als erlebte und gelebte Erziehung auffasst, wird sich selbstverständlich fragen, welche Kräfte des Menschen das Märchen anspricht, und wie diese Kräfte durch die Bekanntschaft mit Märchen entwickelt werden können. Offenbar fällt es schwer, im Rahmen der kantischen Erziehungskonzeption, der erzieherischen Bedeutsamkeit, die das Märchen im Leben von Kindern haben kann, gerecht zu werden. Denn in ihr tritt die Förderung der Vernünftigkeit so sehr in den Mittelpunkt, dass die Fantasie, als eine der menschlichen Kräfte, leicht als nachrangig erscheint.

Wer jedoch das Märchen als ein Mittel der Erziehung beschreiben will, bestimmt den Platz der Fantasie anders. Die Entwicklung der Geisteswissenschaften hat es mit sich gebracht, dass das Fantasie- und Affektleben, über das der Mensch von Geburt an verfügt, mit Dilthey und Nietzsche, insbesondere aber mit Freud und Jung, mehr und mehr in den Mittelpunkt gerückt worden ist. Es ist eine Aufgabe der Erziehung, schon von Geburt an auf die Affekte und auf das Fantasieleben des Menschen Einfluss zu nehmen¹⁷². Dies ist nahezu einhellig auch die Auffassung vieler Entwicklungspsychologen und Pädagogen. Als Beispiel sei nur auf das weit verbreitete und allseits anerkannte Werk von Erikson verwiesen. In unseren ersten Lebensjahren wurden wir weit weniger beeinflusst durch das Vermitteln von Vernunft als vielmehr durch eine Überformung des genetisch Festgelegten bzw. eine Kultivierung der Affekte und zwar durch Einflussnahme auf unsere Emotionalität und Fantasie¹⁷³. Märchen können hierzu einen wichtigen Beitrag leisten.

Legt man die Forschungen der jüngeren Zeit, gerade auch die Märchenforschung, zugrunde, so muss man zu dem Schluss kommen, dass die Erziehungsvorstellungen, wie sie u.a. in den Kant-Zitaten zum Ausdruck kommen, keine zeitlose Gültigkeit beanspruchen können. Denn Märchen können einen wichtigen Beitrag zu einer positiven Erziehung leisten: Indem das Märchen die Fantasie anregt, gibt es dem Kind auch geistige Unterweisung, manchmal sogar Regeln und Ordnung, indem es das Kind anregt und ermutigt, die

¹⁷² Vgl. z.B. Hassenstein, Bernhard: *Verhaltensbiologie des Kindes*. München, 2006.

¹⁷³ Darauf hatte auch schon der Herbart-Schüler Tuiskon Ziller hingewiesen, vgl. vorl. Arbeit S. 18.

Fähigkeiten, die in seiner Fantasie liegen, zu entwickeln¹⁷⁴. Kinder lernen z.B. am Märchen, dass mangelnde Sorgfalt und ebenso Unachtsamkeit unter Umständen durch das Leben hart bestraft werden¹⁷⁵, d.h. im Gesamten: Die Märchen versehen das Kind, den jungen Menschen, mit Anweisungen und Anregungen zum „gelingenden Leben“.

Wie bereits an früherer Stelle, in Anlehnung an Johannes Flügge und sein Werk „Die Entfaltung der Anschauungskraft“, zitiert, kommt der „Phantasie für den Aufbau der Person, [...] insbesondere für den Aufbau der Wahrnehmungswelt der Person“ ein hoher Stellenwert zu¹⁷⁶. Dieser, so Flügge, ist bei Kant zu wenig bedacht worden, denn Flügge ist ja gerade in der Weiterentwicklung zu Kant der Auffassung, dass der „Phantasie ein hoher Rang zuzuerkennen“¹⁷⁷ ist, trägt sie doch wesentlich zur „Entfaltung des Menschen selbst“ und damit zur Menschwerdung des Menschen bei.¹⁷⁸

Kant räumt der Fantasie bzw. der Einbildungskraft in der Kindererziehung hingegen einen eher problematischen Stellenwert ein¹⁷⁹. Denn Kant ist der Auffassung, dass die Kinder ohnehin bereits „eine ungemein starke Einbildungskraft [haben,] und sie braucht gar nicht erst durch Märchen mehr gespannt, und extendiert zu werden. [...] Sie muß vielmehr gezügelt und unter Regeln gebracht werden [...]“¹⁸⁰. Bereits Herbart ist deutlich von dieser Auffassung Kants abgerückt. Herbart kritisiert die Vermögenspsychologie Kants und schreibt der Fantasie daher auch einen anderen Stellenwert zu. Infolgedessen ist er auch der Auffassung, dass die Einbildungskraft von Kindern und Jugendlichen durchaus angeregt werden soll. In diesem Zusammenhang führt er die „Odyssee“ als Beispiel an:

„Aber gebt ihnen [den Kindern] eine interessante Erzählung, reich an Begebenheiten,

¹⁷⁴ Vgl. z.B. auch die Märchen der Brüder Grimm „Tischleindeck dich, Goldesel streck dich, Knüppel aus dem Sack“, „Daumeswick“ oder „Das tapfere Schneiderlein“ u.v.a.

¹⁷⁵ Vgl. z.B. das Märchen der Brüder Grimm „Jorinde und Joringel“ mit ihrer „Schlafmützigkeit“.

¹⁷⁶ Flügge: *Die Entfaltung der Anschauungskraft. Ein Beitrag zur pädagogischen Anthropologie*. 1963. S. 74.

¹⁷⁷ Ebd.

¹⁷⁸ Ladenthin, Volker. In: Wenger-Hadwig (Hrsg.): *Schule zwischen Disziplin und Freiheit*. 2000. S. 49 ff.

¹⁷⁹ Die Fantasie ist bei Kant selbstverständlich nicht unbesehen mit der Einbildungskraft gleichzusetzen, sondern, die Fantasie ist eine besondere Art der Einbildungskraft, die sich dadurch auszeichnet, dass sie unwillkürliche Einbildungungen hervorbringt. („Die Einbildungskraft, sofern sie auch unwillkürlich Einbildungungen hervorbringt, heißt ‚Phantasie‘“. Kant, Ausgabe Weischedel, § 25, S. 466; „Der, welcher diese Erfahrungen für Realität zu halten gewohnt ist, ist ein Phantast.“, vgl. ebd. S. 466.).

¹⁸⁰ Kant: „Über Pädagogik“. In: ders: *Werke*. Bd. 6: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*. 1998 (Sonderausg. nach 1983). S. 733 ff.

Verhältnissen, Charakteren. Es sei darin strenge psychologische Wahrheit und nicht jenseits der Gefühle und Einsichten des Kindes [...]. Ich weiß nur eine einzige Gegend, wo die beschriebene Erzählung gesucht werden könnte: die klassische Kinderzeit der Griechen. Und ich finde zuerst – die Odyssee.“¹⁸¹

Wohingegen Kant in seiner Schrift „Über Pädagogik“ ausdrücklich sagt: „Man muß [...] Kindern alle Romane aus den Händen nehmen. Indem sie sie lesen, bilden sie sich in dem Romane wieder einen neuen Roman, da sie die Umstände sich selbst anders ausbilden, herumschwärmen, und gedankenlos da sitzen. Zerstreuungen müssen nie, am wenigsten in der Schule gelitten werden.“¹⁸² Herbart ist hier, wie vorhin bereits betont, anderer Auffassung und erst recht sein Schüler Tuiskon Ziller. Ziller damals, wie auch Flügge heute, beziehen sich dabei vor allem auf die Bedeutung der Fantasie für die Entwicklung des Kindes¹⁸³. Hier zeigen die Positionen eines Pädagogen aus der jüngeren wie aus der älteren Zeit überzeugend, dass die Philosophie der Aufklärung Kants durch diese zentralen Aspekte ergänzungsbedürftig war und ist. Die vorliegende Arbeit macht nämlich gerade die Fantasie des Kindes zu einem fundamentalen Thema, denn soll ein Leben schöpferisch ablaufen, so gehört dazu immer die Fantasie, weil sie ein schöpferisches Gestalten des Lebens erst möglich macht. Da die Fantasie damit der Erziehung dienen kann, sind die Märchen, die insbesondere ein Träger der Fantasie sind, ein Weg dorthin.

Es wurde zu zeigen versucht, dass die Erlebniswelt des Kindes ebenso fantastisch ist wie die der Märchenwelt. Infolgedessen „brauchen“, mit Bettelheim gesagt, „Kinder Märchen“¹⁸⁴. Diese müssen ihnen auch keinesfalls oder gar „vernünftelnd“ erklärt werden¹⁸⁵. Sie wirken unmittelbar auf die Seele des Kindes, da sie dem Seelenleben des Kindes affin sind und damit in hervorragender Weise eine Erziehungsfunktion erfüllen können, indem sie den Kindern lebensnahe Stimmungen, Gefühle, Bilder, Fantasien und Geschichten vermitteln. Dies wurde in der vorliegenden Arbeit an zwölf Beispielen aus der Grimmschen

¹⁸¹ Herbart, Johann Friedrich: „Allgemeine Pädagogik aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet“. Einleitung. In: ders.: *Pädagogische Schriften*. Bd. 2: *Pädagogische Grundschriften*. Hrsg. von Walter Asmus. 2. Aufl. Stuttgart, 1982. S. 25 f. Ferner: Herbart, Johann Friedrich: „Vorrede zu L.G. Dissens Anleitung für Erzieher, die Odyssee mit Knaben zu lesen“. In: ders.: *Pädagogische Schriften*. Bd. 1: *Kleinere pädagogische Schriften*. Hrsg. von Walter Asmus. 2. Aufl. Stuttgart, 1982. S. 139-143.

¹⁸² Kant: „Über Pädagogik“. In: ders.: *Werke*. Bd. 6: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*. 1998 (Sonderausg. nach 1983). S. 733.

¹⁸³ Vgl. vorl. Arbeit S. 18 ff.

¹⁸⁴ Vgl. Bettelheim, Bruno: *Kinder brauchen Märchen*. Stuttgart, 1977.

¹⁸⁵ „vernünftelnd“ – ein Ausdruck, den Kant häufiger benutzt, um einen unangemessenen Gebrauch von Vernunft zu kennzeichnen.

Märchensammlung dargestellt. Welche möglichen Wirkungen Märchen auf die kindliche Seele haben können, soll im Ergebnis in einem kurzen Überblick noch einmal zusammengefasst werden. Methodisch wurde dabei phänomenologisch vorgegangen, um von den Inhalten her aufzuweisen, welche erzieherischen Möglichkeiten in den Märchen selbst liegen, die unmittelbar das Seelenleben der Kinder betreffen können¹⁸⁶. Infolgedessen könnte damit auch manchen Eltern eine erzieherische Anregung gegeben werden.

Das Märchen ist zunächst einmal eine direkte Berührung der Kinder mit einer vorgestellten Wirklichkeit, die in erster Linie jedoch nicht von sinnesphysiologisch-äußerer Art ist, sondern auf der Grundlage von Fantasie und Gefühl entsteht. Wenn zusätzlich noch diese inneren Fähigkeiten der Fantasie, im guten Sinne, zu den sozialen Möglichkeiten passen, kann eine solche Kombination zu einer gelingenden Erziehung einen wertvollen Beitrag leisten.

Es ist wahrscheinlich aus der damaligen Zeit heraus zu verstehen, dass Kant der Erziehung „von außen“, also durch den Erzieher bzw. den Lehrer, und damit durch das theoretische Lehren, die wesentliche Bedeutung zusisst. Das Kind muss aber darüber hinaus, entsprechend seinen Anlagen, in dem von ihm selbst Erlebten, Erfahrenen und Gesehenen gefördert werden. Dem Kind muss Erziehung durch etwas „nahe gebracht“ werden, das ihm „nahe steht“ oder „nahe geht“, das es als eine „Veräußerlichung“ seiner selbst, seines eigenen Erlebens, erfahren kann, und das geschieht nur im Rahmen des je eigenen kindlichen Erlebens, vor allem in seiner Fantasie.

Diese Arbeit fasst in der Einführung den Bereich der Fantasie, schließlich im engeren Sinne die Fantasie des Märchens, mit einem großen Teil der Poeten, Literaten, Philosophen, Wissenschaftler und Psychologen so zusammen, dass zunächst deutlich wird, was mit Fantasie überhaupt gemeint ist, und wie infolgedessen die Fantasie der Märchen beim Kind erst wirksam werden kann. Die Möglichkeiten der Erziehung durch Märchen sind zweifellos so individuell und vielgestaltig wie sie auf das individuelle Seelenleben der Kinder treffen. Dies bedeutet, dass sich die gesamten Möglichkeiten der Erziehung durch das Märchen nur schwer, wenn überhaupt, unter das „Dach“ von allgemeinen, stets gültigen bzw. zutreffenden Regeln bringen lassen. Infolgedessen wurden in der vorliegenden Arbeit exemplarisch, anhand einiger Märchen, implizite

¹⁸⁶ Wie schon in der Einführung bemerkt, lassen sich solche Ergebnisse nicht, oder nur sehr eingeschränkt, mit Hilfe einer quantitativen Vorgehensweise, ermitteln.

Möglichkeiten der Erziehung ausdrücklich gemacht und zwar dargestellt anhand von Fragen und Antworten, wie sie Kinder selbst stellen und geben könnten.

Kinder finden in der Erziehung durch Märchen den Weg zu differenzierterem Erleben: Sie sehen, dass die Wünsche und Hoffnungen das eine sind, die Erfüllung aber dieser Wünsche und Hoffnungen oft etwas völlig anderes. Mag dies für Erwachsene auch banal klingen, da sie diese Erfahrung – meist schmerzlich schon gemacht haben – für Kinder sind sie neu: Nicht alle Menschen sind gleich gut, schön, klug oder reich oder gesund oder krank, und nicht alle fühlen sich mit der gleichen Intensität geliebt und/oder geachtet. Märchen können dem Kind hier Wege zur Differenzierungs-fähigkeit eröffnen, mit dieser harten, manchmal auch schmerzhaften, Realität in angemessenerer Weise umzugehen oder Erfahrungen besser zu verarbeiten und damit in ihr kindliches Seelenleben zu integrieren.

Um dies schon in der Überschrift deutlich zu machen, wurden bereits zu Beginn alle Märchen mit Untertiteln versehen, die entweder als Zitat aus der Dichtung, aus dem Volksmund, aus der Bibel stammen oder auch nur Sprichwörter sind, die aber beachtenswerte Volksweisheiten beinhalten. Diese Untertitel enthalten schon, wenn auch verkürzt, Hinweise auf die möglichen und *besonders fruchtbaren* Erziehungsaspekte.

In jedem einzelnen der in der vorliegenden Arbeit behandelten Märchen wird der jeweilige Beitrag der Märchen zu dem „gelingenden Leben“, wie es Verena Kast treffend ausdrückt, dargestellt. So werden zentrale, das Leben fördernde Charaktereigenschaften in den Märchen aufgezeigt.

In den Märchen vom „tapferen Schneiderlein“ und dem „gestiefelten Kater“ werden Mut, Klugheit und Entschlossenheit betont, um das Leben in einem guten Sinne bestehen zu können. Wie hätten das tapfere Schneiderlein und der gestiefelte Kater so elegant durch das Leben kommen können, ohne die Eigenschaften des Mutes, der Klugheit und der Entschlossenheit? Das Schneiderlein und der gestiefelte Kater setzen sich voller Elan mit den eben genannten Fähigkeiten ein. Und das heißt, sie behalten nicht nur ihr Leben und bauen dieses Leben konsequent zum eigenen Glück aus, sondern sie führen dann auch weiterhin ein erfreuliches, erfolgreiches Leben.

In den Märchen „Fundevogel“ sowie „Jorinde und Joringel“ stehen Liebe und Hoffnung im Mittelpunkt, um für die Märchenfiguren das Lebensziel zu erreichen. Es

sind die bedingungslose Hingabe an die Liebe und die immer wache Hoffnung, die Fundevogel und Jorinde und Joringel letztendlich zum Ziel ihrer Wünsche führen: der andauernden, lebendigen Erfüllung ihrer Liebe.

Im Märchen vom „treuen Johannes“, aber auch in dem Märchen von den „ungleichen Kinder Evas“ sind Glaube und Zuversicht die tragenden Momente, um, trotz aller Bedenken, das Leben zum Guten wenden zu können. Es ist die Fähigkeit zu unbeirrter und ungebrochener Hoffnung, die den treuen Johannes und die ungleichen Kinder Evas, Eva eingeschlossen, an die Richtigkeit der Geschehnisse glauben lässt, und die dadurch im Märchen auch zu einem befriedigenden Ende kommen.

So stehen weiterhin Klugheit und Wandlungsfähigkeit an erster Stelle, um sowohl „der Gänsemagd“ wie auch dem „Doktor Allwissend“ die Möglichkeiten zu eröffnen, ihr Leben erfolgreich gestalten zu können. Mit Klugheit und Wandlungsfähigkeit stellen die Gänsemagd und Doktor Allwissend ein beeindruckendes, lebenstüchtiges Bild dar. Mit einem vom König ihr nahe gelegten „Trick“ durchbricht die Königstochter den ihr abgepressten Schwur. Mit einer fast naiven Harmlosigkeit rettet der Doktor Allwissend sich aus sämtlichen Kalamitäten und jeglicher Bredouille. Und das ist das, was hier auch ein Kind lernen muss und was vorbildhaft sein kann.

Ein stetig wachsendes Selbstvertrauen, dem Müllersohn in dem Märchen „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren“ schon durch die Glückshaut versprochen, lassen ihn immer wieder der weiblichen Einfühlung vertrauen und so absolute Gefahren, selbst den Teufel, überwinden. In diesem Märchen zeigt der Müllerjunge Vertrauen in die weibliche Intuition und entwickelt so den für ihn lebensnotwendigen Instinkt. Er lässt seinen Weg durch die Frauen bestimmen, also damit auch durch das Weibliche in ihm selbst. Das wiederum hat für ihn immer positive Folgen. Es spielt keine Rolle, ob er einen Urias-Brief¹⁸⁷ abliefern muss oder im echten Sinne des Wortes „zum Teufel geschickt“ wird, er übersteht schließlich alles mit Bravour und gründet sein Glück nicht nur auf sein Selbstvertrauen, sondern, wie eben bereits bemerkt, er lässt sich immer durch die Frauen, also das Weibliche in ihm, leiten.

¹⁸⁷ Aus dem Alten Testament: Um Bathsheba, die Frau des Urias, bekommen zu können, lässt König David – in dessen Heer Urias dient – diesen einen Brief, der seine Tötung anordnet, in das schlimmste Schlachtgetümmel bringen. Sein Befehl wird ausgeführt.

Sein Schicksal in die Hand nehmen und sich ihm damit stellen, ist in dem Märchen „Der Meisterdieb“ eine entscheidende Voraussetzung, um mit wohl überlegter Kühnheit und einer geübten Intelligenz sein Leben nach eigenen Vorstellungen zu formen und zu gestalten. Die Prinzessin in „Der Froschkönig“ nimmt ebenfalls ihr Schicksal an und in die Hand, um mit emotionaler Vehemenz zum erwachsenen, eigenständigen Leben zu gelangen. Indem sie ihr „Schicksal in die Hand nehmen“, zeigen der Meisterdieb wie auch die Prinzessin im „Froschkönig“, dass beide, schon als Kinder, in der Lage sind „ihrem Stern zu folgen“, d.h., sie lassen sich nicht in traditionelle, gesellschaftliche Muster zwängen. Man könnte sagen, beide sind in einer für das Leben notwendigen Weise „emanzipiert“. Der Meisterdieb lässt sich durch des Vaters Diktum, er sei „ein Tunichtgut“, ebenso wenig beirren wie die Prinzessin durch die Rede des königlichen Vaters, sie dürfe ihr Wort als Prinzessin nicht brechen. Sie geben ihrem Leben daher den für sie richtigen Anstoß in die für sie passende Richtung. Der Meisterdieb nimmt darüber hinaus sogar sein Schicksal von einer positiven wie negativen Seite her an: Zum einen hat er es zu einem beachtenswerten und beeindruckenden Reichtum gebracht. Dessen Herkunft darf er aber nicht offenbaren. Zum anderen bringt dies aber Isolierung und gesellschaftliche Einsamkeit mit sich. Die Prinzessin lenkt ihr Schicksal, indem sie sich – für eine Prinzessin sicher reichlich ungewöhnlich – vehement gegen etwas wehrt, was für sie nicht stimmig ist.

Schließlich führen Liebe und Bescheidenheit die „Armen“ im Märchen „Der Arme und der Reiche“ zu dem Glück, das sie sich auf diese Weise verdienen. Diese Liebe und Bescheidenheit sind beides Eigenschaften, die diesem Paar aus einer natürlichen Sittlichkeit erwachsen; besser noch ließe sich sagen, sie entstehen aus einem tiefen Gefühl für verbindende menschliche Gemeinsamkeit. Diese Menschlichkeit hat sich aus ihrer Lebensgeschichte entwickelt, und dazu gehört auch „die goldene Regel“ der Lebensweisheit, wie sie sich in der volkstümlichen Redewendung „Was du nicht willst, das man dir tu“, das füge auch keinem anderen zu“ zeigt. Auch passt dazu das treffende Wort von Paul Claudel aus dem „Seidenen Schuh“: „Die Liebe kennt keine Scheu (Scham)“¹⁸⁸.

Die Märchen zeigen aber auch, dass mangelnde Umsicht und Unvorsichtigkeit immer bestraft werden. Als Beispiel sahen wir bei „Jorinde und Joringel“, dass

¹⁸⁸ „amor nescit reverentiam“. In: Claudel, Paul: *Der seidene Schuh*. Salzburg, 1948. S. 324.

sichtbare Naivität bestraft wird, in „die Gänsemagd“ wird die Unfähigkeit, bzw. die Nichtbereitschaft sich zu wehren und in „der treue Johannes“ wird allzu großes Misstrauen geahndet.

Schließlich kann auch noch betont werden, dass Erziehung in einem bestimmten sozialen Rahmen stattfindet: Seien es die Eltern, Geschwister, Lehrer oder Erzieher, schlechthin alle, die zum lebendigen Umfeld der Kinder gehören. Dieses lebendige Umfeld sollte in jedem Falle kindgerecht gestaltet sein, bestehend aus kindlichen Spielen, aus einem kindlichen Umgang mit der Natur, aus einem Zusammensein mit anderen Kindern. Damit ist auch stets eine Fantasiewelt verbunden, wie sie sich einem Kind in den Märchen darstellt. Diese Fantasiewelt kann nun durchaus durch kluge Erzieher, die ihre eigene Kinderseele noch nicht vergessen haben, bestärkt werden. Mag es auch trivial klingen, die Erlebniswelt muss passend sein, d.h. weiter, sie muss kindgerecht sein. Auf diese kindliche Erlebniswelt, wie sie sich in erster Linie in der Fantasiewelt der Kinder abspielt, sollten also die Erzieher eingehen können. Dazu tragen die Märchen in erheblichem Maße bei oder noch deutlicher gesagt: Die Erlebniswelt des Kindes ist eine Märchenwelt, die Märchenwelt ist die Erlebniswelt des Kindes. Erzieher sollten sich ihre kindliche Fantasiewelt bewahrt haben, wenn Erziehung gelingen soll.

Was würde es dem tapferen Schneiderlein nützen, wenn es sich mit seinem kleinen Leben – voller Bescheidenheit – abfände? Was würde es der Prinzessin in „der Froschkönig“ nützen, wenn sie sich – voller Ekel – ohne verständlichen und schließlich wirksamen Protest verheiraten ließe?

Erziehung muss, wenn sie gelingen soll, harmonisch auf die Anlagen des zu Erziehenden abgestimmt sein. Abschließend kann man daher sagen, dass die kindliche Fantasie- und Erlebniswelt, wie sie sich in der Fantasiewelt der Märchen darstellt, für das Kind selbstverständlich auch zu seinem sozialen Umfeld, in dem es aufwächst, passen muss. Alles, was zu seinem Umfeld gehört, steht in ständigem Austausch zu seiner Fantasiewelt. Berücksichtigt man diese Tatsache, fördert das sicherlich auch den Umgang der Kinder mit anderen Kindern, den Umgang mit der Natur, den Tieren und den Pflanzen, den Umgang miteinander innerhalb der Familie und nicht zuletzt auch den Umgang mit erzieherischen Institutionen, wie Kindergarten und Schule. So hat auch Jostein Gaarder in seinem

Roman „Sophies Welt“ den Versuch gemacht, mit Kindern kindgerecht so schwierige Themen, wie sie in der Philosophie diskutiert werden, darzustellen¹⁸⁹. Dass Märchen damit auch von Pädagogen und Erziehern als L e h r e n f ü r d a s L e b e n verwandt werden können, von Philosophen zum Erklären des Geschehens in der Welt, und auch von Kinderpsychologen und Kinderpsychiatern zum therapeutischen Heilen, sollte grundlegend in der vorliegenden Arbeit gezeigt werden. Damit nämlich sollte dann auch und vor allem der Beitrag der Märchen, wie Verena Kast es treffend ausdrückt, zu einem fantasievollen und einem „gelingenden Leben“ aufgewiesen werden.

¹⁸⁹ Gaarder, Jostein: *Sophies Welt. Roman und Geschichte der Philosophie*. Wien, 1993.

Literatur

Adler, Alfred: *Psychotherapie und Erziehung. Ausgewählte Aufsätze*. Bd. I. Frankfurt a.M., 1982.

Andersen, Hans Christian: *Andersens Märchen*. München, 1938.

Ariès, Philippe: *Geschichte der Kindheit*. München, 2003.

Badinter, Elisabeth: *Die Mutterliebe: Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*. München, 1981.

Bächtold-Stäubli, Hanns (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. 9 Bde. (1927-1941) Berlin, 1987.

Barthes, Roland: *Mythen des Alltags*. 1. Aufl. Frankfurt/M., 2004.

Baßler, Wolfgang: „Der Traum als Phänomen der allgemeinen Psychologie. Skizze zu einer Interpretation des VII. Kapitels der Traumdeutung Sigmund Freuds“. In: Blothner, Dirk (Hrsg.): *Entschieden psychologisch. Festschrift für Wilhelm Salber*. Bonn, 1993.

Baßler, Wolfgang: „Nach Mittelerde und zurück“: Eine empirisch-qualitative psychologische Studie anhand Jacksons Verfilmung von J.R.R. Tolkiens Roman. Berlin, 2000.

Baßler, Wolfgang: „Klassische Mythen und Märchen und deren Bedeutung für die kindliche Erlebniswelt“. In: Hucklenbroich-Ley, Susanne/Ladenthin, Volker/Müller-Ruckwitt, Anne (Hrsg.): *In den alten Zeiten, wo das Lesen noch geholfen hat,... Lesen früher und heute*. Bonn, 2004. S. 183-198.

Baßler, Wolfgang: „Freuds Ästhetiktheorie“. In: Prokot, Inge/Wirth, Hans-Jürgen (Hrsg.): „*Freud“ an Freud. 100 Portraits von Inge Prokot*. Gießen, 2006.

Beit, Hedwig von: *Symbolik des Märchens*. 2 Bde. Bd. 1: *Versuch einer Deutung*. Bern, 1952. Bd. 2: *Gegensatz und Erneuerung im Märchen*. Bern, 1956.

Beit, Hedwig von: *Das Märchen. Sein Ort in der geistigen Entwicklung*. Bern/München, 1965.

Bettelheim, Bruno: *Kinder brauchen Märchen*. Stuttgart, 1977.

Betz, Felicitas: „Zur Bedeutung des Märchens in der Früherziehung“. In: Dinges, Ottilie/Born, Monika/Janning, Jürgen (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. Kassel, 1986. S. 162-169.

- Blothner, Dirk: *Erlebniswelt Kino. Über die unbewusste Wirkung des Films.* Bergisch Gladbach, 2003.
- Bluhm, Lothar: *Grimm – Philologie. Beiträge zur Märchenforschung und Wissenschaftsgeschichte.* Hildesheim/Zürich/New York, 1995.
- Bolte, Johannes/Polívka, Georg: *Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.* Bd. 1-5. Leipzig, 1913-1932.
- Born, Monika: „Der Markt der didaktischen Konzepte. Ein Überblick über die didaktischen Positionen der letzten zehn Jahre“. In: Dinges et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht.* 1986. S. 41-61.
- Bradley, Francis Herbert: *Appearance and Reality: A Metaphysical Essay.* Ninth Impression (Corrected) Oxford At The Clarendon Press, 1930. Ins Deutsche übersetzt von Friedrich Blaschke: *Erscheinung und Wirklichkeit: Ein metaphysischer Versuch.* Leipzig.
- Brem-Gräser, Luitgard: *Familie in Tieren. Die Familiensituation im Spiegel der Kinderzeichnung. Entwicklung eines Testverfahrens.* München, 2006.
- Brockhaus Enzyklopädie* (jeweilige Ausgabe und Bandangabe im Text)
- Brüder Grimm: „Vorrede von 1814“. In: Panzer, Friedrich (Hrsg.): *Die Kinder und Hausmärchen der Brüder Grimm: in ihrer Urgestalt.* Hamburg-Bergedorf, 1948.
- Brüder Grimm: *Die älteste Märchensammlung der Brüder (Jacob und Wilhelm) Grimm. Synopse der handschriftlichen Urfassung von 1810 und der Erstdrucke von 1812.* hrsg. und erläutert von Heinz Rölleke. Cologny/Genève, 1975.
- Brüder Grimm: *Kinder- und Hausmärchen. Ausgabe letzter Hand.* Hrsg. von Heinz Rölleke. Stuttgart, 1997.
- Büchmann, Georg: *Geflügelte Worte.* Frankfurt/M./Berlin, 1995.
- Bühler, Charlotte/Bilz, Josephine: *Das Märchen und die Phantasie des Kindes.* Mit einer Einf. hrsg. von Hildegard Hetzer. München, 1958.
- Bühler, Charlotte: *Wenn das Leben gelingen soll. Psychologische Studien über Lebenserwartungen und Lebensereignisse.* München/Zürich, 1969.
- Busch, Wilhelm: „Der heilige Antonius von Padua“. In: ders.: *Gesammelte Werke.* Hamburg, 1987.
- Byatt, Antonia: „Happy ever after“. In: *The Guardian.* 03.01.2004.
- Carus, Carl Gustav: *Psyche. Zur Entwicklungsgeschichte der Seele.* Hrsg. von L. Klages. Pforzheim, 1846 (2. Aufl.: Dresden, 1869).
- Claudel, Paul: *Der seidene Schuh.* Salzburg, 1948.

- Coloroso, Barbara: *Was Kinderseelen brauchen: Erziehung ohne Zwang – mit Konsequenz und Liebe*. München, 2000.
- Conrady, Karl Otto (Hrsg.): *Das große deutsche Gedichtbuch*. Kronberg, 1977.
- Creuzer, Georg Friedrich/Mone, Franz Josef (Hrsg.): *Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen*. 4 Bde. Nachdruck d. 3., verb. Ausg. Leipzig (u.a.), 1837, 1841, 1842 und 1843. Hildesheim, 1973.
- Davis, Kenneth C.: *Wo hat Prometheus das Feuer versteckt. Alles was sie über die Mythen der Welt wissen sollten*. Bergisch Gladbach, 2006.
- De Mause, Lloyd (Hrsg.): *Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit*. Frankfurt/M., 2003.
- Deutsche Hausmärchen*. hrsg. von Johann Wilhelm Wolf (1851), nachgedruckt im Georg Olms Verlag. Hildesheim, 1979.
- Die Bibel. Die heilige Schrift des alten und neuen Bundes*. Vollständige dt. Ausgabe mit den Erläuterungen der Jerusalemer Bibel. Hrsg. Von Arenhovel, Diego/Deißler, Alfons/Vögtle, Anton. Freiburg im Breisgau, 1965.
- Dieckmann, Hans: *Gelebte Märchen. Lieblingsmärchen der Kindheit*. Krummwisch/Kiel, 2001 [Mit einem Vorwort von Bruno Bettelheim].
- Diederichs, Ulf: *Who's who im Märchen*. München, 1995.
- Dilthey, Wilhelm: „Goethe und die dichterische Phantasie“. In: *Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Vier Aufsätze von Wilhelm Dilthey*. Leipzig, 1906.
- Dilthey, Wilhelm: *Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Vier Aufsätze von Wilhelm Dilthey*. Leipzig, 1906.
- Dinges, Ottolie/Born, Monika/Janning, Jürgen (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. Kassel, 1986 (und Ausgabe von 1997).
- Dobel, Richard: *Lexikon der Goethe-Zitate*. Düsseldorf, 2002.
- Doderer, Klaus: „Märchen für Kinder. Kontroverse Ansichten“. In: Dinges, Ottolie/Born, Monika/Janning, Jürgen (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. Kassel, 1986. S. 30-41.
- Dolle-Weinkauff, Bernd: „Gesinnung – Gemüt – Ganzheit. Märchendidaktik zwischen Herbartianismus und Kunsterziehungsbewegung“. In: Wardetzky, Kristin/Zitzsperger Helga (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute. Bd. I: Beiträge zu Bildung und Lehre*. Rheine, 1997. S. 87-108.
- Dornes, Martin: *Der kompetente Säugling*. Frankfurt a.M., 1993.
- Drewermann, Eugen: *Psychoanalyse und Moraltheologie*. Bd. 2: *Wege und Umwege der Liebe*. Mainz, 1983.

- Drewermann, Eugen: *Der Herr Gevatter, Gevatter Tod und Fundevogel. Arzt und Tod im Märchen*. Olten/Freiburg i. Breisgau, 1990.
- Drewermann, Eugen: *Rapunzel, Rapunzel, laß dein Haar herunter. Grimms Märchen tiefenpsychologisch gedeutet*. München, 1992.
- Drewermann, Eugen: *Der Froschkönig. Grimms Märchen tiefenpsychologisch gedeutet*. Düsseldorf/Zürich, 2003.
- Duden. Das große Buch der Zitate und Redewendungen*. Mannheim, 2002.
- Eichberger-Kiener, Irene: „Märchen im Unterricht und als Entwicklungshilfe für verhaltensauffällige Schüler“. In: Dinges et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. 1986. S. 78-85.
- Erikson, Erik H.: *Kindheit und Gesellschaft*. Stuttgart, 1968.
- Erikson, Erik H.: *Identität und Lebenszyklus. 3 Aufsätze*. Frankurt/M., 1966.
- Flügge, Johannes: *Die Entfaltung der Anschauungskraft. Ein Beitrag zur pädagogischen Anthropologie*. Heidelberg, 1963.
- Freud, Sigmund: „Die Traumdeutung (TD)“. *Studienausgabe*. Hrsg. von A. Mitscherlich/A. Richards/J. Strachey. Bd. 2. Frankfurt a.M., 1969.
- Freud, Sigmund: „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“. *Studienausgabe*. Hrsg. von A. Mitscherlich/A. Richards/J. Strachey. Bd. 1. Frankfurt a.M., 1969.
- Freud, Sigmund: *Das Motiv der Kästchenwahl*. Mit einem Nachwort von Heinz Politzer. Hrsg. von Ilse Grubrich-Simitis. Frankfurt a.M., 1977.
- „Friedrich II., der Große“. In: Lexikon von Uni-Protokolle.de: URL: http://www.uni-protokolle.de/Lexikon/Friedrich_II.%2C_der_Gro%DFe.html [Stand: 10.08.2009]
- Friedrichs, Gustav: *Grundlage, Entstehung und genaue Einzeldeutung der bekanntesten germanischen Märchen, Mythen und Sagen*. Leipzig, 1909.
- Fromm, Erich: *Märchen, Mythen und Träume. Eine Einführung zum Verständnis von Träumen, Märchen und Mythen*. 3. Aufl. Zürich, 1957.
- Gaarder, Jostein: *Sophies Welt. Roman und Geschichte der Philosophie*. Wien, 1993.
- Gerstl, Quirin: *Die Brüder Grimm als Erzieher. Pädagogische Analyse des Märchens*. München, 1964.
- Giehrl, Hans Eberhard: *Volksmärchen und Tiefenpsychologie*. München, 1970.

- Goethe, Johann Wolfgang von: *Faust. 2. Teil.* Hamburger Ausgabe hrsg. von Erich Trunz. Hamburg, 1967 (8. Aufl.).
- Gray, Rosemary (Hrsg.): *A Treasury of Memorable Quotations.* Vancouver, 2004.
- Grün, Klaus-Jürgen: „Die Balken biegen sich. – Ein Lob der Lüge.“ Vortrag gehalten am 04.03.2007 in SWR 2 Wissen (Aula). Als Manuskript abrufbar unter: <http://www.swr.de>
- Gutter, Agnes: *Märchen und Märe. Psychologische Deutung und pädagogische Wertung.* Solothurn/Schweiz, 1968.
- Haas, Gerhard: „Märchen: Wege in die Welt – Wege in die Welt der Literatur“. In: Wardetzky, Kristin/Zitzlsperger, Helga (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute. Bd. 2: Didaktische Perspektiven.* Rheine, 1997.
- Häselbarth, Heiko: „Rollenbilder in den ‚Kinder- und Hausmärchen‘ der Brüder Grimm“. 1992. URL: www.haeselbarth.de [Stand: 18.01.2010].
- Hassenstein, Bernhard: *Verhaltensbiologie des Kindes.* München, 2006.
- Heger, Dietmar: „Überlegungen zu: Phantasie in der Entwicklung“. In: Wardetzky, Kristin et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute. Bd. 2: Didaktische Perspektiven.* Baltmannsweiler, 1997. S. 59 f.
- Heimsoeth, Heinz: *Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik und der Ausgang des Mittelalters.* 4. Aufl. Stuttgart, 1958.
- Heine, Heinrich: *Die Wanderratten.* Weimar, 1974.
- Herbart, Johann Friedrich: „Vorrede zu L.G. Dissens Anleitung für Erzieher, die Odyssee mit Knaben zu lesen“. In: ders.: *Pädagogische Schriften.* Bd. 1: *Kleinere pädagogische Schriften.* Hrsg. von Walter Asmus. 2. Aufl. Stuttgart, 1982. S. 139-143.
- Herbart, Johann Friedrich: „Allgemeine Pädagogik aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet“. In: ders.: *Pädagogische Schriften.* Bd. 2: *Pädagogische Grundschriften.* Hrsg. von Walter Asmus. 2. Aufl. Stuttgart, 1982.
- Herder, Johann Gottfried von: *Über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten.* akademische Preisschrift, 1778.
- Hesse, Hermann: „Stufen“. In: Conrady, Karl Otto (Hrsg.): *Das große deutsche Gedichtbuch.* Kronberg, 1977.
- Höhnk, Helene: „Jugendliteratur“. In: Rein, Wilhelm (Hrsg.): *Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik.* Bd. 3. *Griechischer Unterricht – Jünglingsvereine.* Langensalza, 1897. S. 945-954.
- Horn, Katalina: „Erziehung, Lehre(n) und Lernen im Märchen“. In: Wardetzky/Zitzlsperger (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute. Bd. 1: Beiträge zu Bildung und Lehre.* 1997.

- Hucklenbroich-Ley, Susanne/Ladenthin, Volker/Müller-Ruckwitt, Anne (Hrsg.): *In den alten Zeiten, wo das Lesen noch geholfen hat,... Lesen früher und heute*. Bonn, 2004.
- Jellouschek, Hans: *Der Froschkönig: Ich liebe dich, weil ich dich brauche*. Zürich, 1985.
- Kant, Immanuel: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Hrsg., eingel. u. mit e. Personen- u. Sach-Reg. vers. von Karl Vorländer. Leipzig, 1922.
- Kant, Immanuel: *Metaphysik der Sitten. Teil 2: Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre*. hrsg. von Karl Vorländer. Hamburg, 1966.
- Kant, Immanuel: „Über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodizee“. In: ders: *Werke*. Bd. 6: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*. hrsg. von Wilhelm Weischedel. Darmstadt, 1975.
- Kant, Immanuel: „Über Pädagogik“. In: ders.: *Werke*. Bd. 6: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*. hrsg. von Wilhelm Weischedel. Darmstadt, 1998 (Sonderausg. nach 1983).
- Kant Immanuel: *Kritik der reinen Vernunft*. (1781) hrsg. von Raymund Schmidt. Leipzig, 1979.
- Kant, Immanuel: *Über ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen*. Frankfurt a.M., 1981.
- Karlinger, Felix (Hrsg.): *Wege der Märchenforschung*. Darmstadt, 1973.
- Karlinger, Felix: *Geschichte des Märchens im deutschen Sprachraum*. 2., um e. bibliograph. Nachtr. erw. Aufl. Darmstadt, 1988.
- Kast, Verena: *Märchen als Therapie*. München, 1986.
- Kast, Verena: *Vom gelingenden Leben. Märcheninterpretationen*. Zürich, 1998.
- Kast, Verena: *Wege aus Angst und Symbiose. Märchen psychologisch gedeutet*. München, 2002.
- Kast, Verena: *Glückskinder. Wie man das Schicksal überlisten kann*. München, 2005 (3. Aufl.).
- Kast-Zahn, Annette: *Jedes Kind kann Regeln lernen, vom Baby bis zum Schulkind: wie Eltern Grenzen setzen und Verhaltensregeln vermitteln können. (Das Buch des positiven Lenkens)*. Ratingen, 1997.
- Kluge, Friedrich: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 24. durchgesehene und erweiterte Auflage. Bearb. von Elmar Seibold. Berlin/New York, 2002.
- König, Josef: *Der Begriff der Intuition*. Unveränd. reprograph. Nachdruck der 1. Aufl., Halle/Saale, 1926. Hildesheim/New York, 1981.

- Krings, Hermann (Hrsg.): *Handbuch philosophischer Grundbegriffe*. Studienausgabe. München, 1973.
- Ladenthin, Volker (Hrsg.): *Märchen von Mördern und Meisterdieben*. Frankfurt/M., 1990.
- Lauster, Peter: *Statussymbole: Wie jeder jeden beeindrucken will*. Stuttgart, 1975.
- Langenscheidts Taschenwörterbuch: Latein – Deutsch*. Berlin u.a., 1988.
- Leyen, Friedrich von der: *Das deutsche Märchen und die Brüder Grimm*. Düsseldorf (u.a.), 1964.
- Liebs, Detlef (Hrsg.): *Lateinische Rechtsregeln und Rechtssprichwörter*. München, 1982.
- Litt, Theodor: *Führen oder Wachsenlassen. Eine Erörterung des pädagogischen Grundproblems*. Stuttgart, 1976.
- Lixfeld, Hanjost: „Bolte, Johannes“. In: Ranke, Kurt (Begr.)/Brednich, Rolf Wilhelm (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. Bd. 2. Berlin, 1979.
- Lüthi, Max: *Das europäische Volksmärchen*. Bern/München, 1947.
- Lüthi, Max: *Das Volksmärchen als Dichtung. Ästhetik und Anthropologie*. 2., durchges. Aufl. Göttingen, 1990.
- Lützeler, Heinrich: *Philosophie des Kölner Humors*. Bad Honnef, 1954.
- Mackensen, Lutz: *Handwörterbuch des deutschen Märchens*. hrsg. unter bes. Mitw. von Johannes Bolte. 2 Bde. Berlin, 1930-1940.
- Mallet, Carl-Heinz: „Märchen: Disziplinierung oder Emanzipation?“. In: Dinges et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. 1986. S. 85-90.
- Mallet, Carl-Heinz: *Kopf ab! Über die Faszination der Gewalt im Märchen*. München, 1990.
- Mallet, Carl-Heinz: „Märchen als heimliche Erzieher, Märchenfiguren als Vor- und Leitbilder“. In: Wardetzky/Zitzlsperger (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute*. Bd. 1: *Beiträge zu Bildung und Lehre*. 1997.
- Menschling, Gustav: *Die Religion. Erscheinungsformen, Strukturtypen und Lebensgesetze*. Stuttgart, 1959.
- Milton, John: „On his Blindness“. In: ders.: *The Poems of John Milton*. hrsg. Von John Carey und Allastair Fowler. London, 1968.
- Mönckberg, Vilma: *Das Märchen und unsere Welt*. Düsseldorf/Köln, 1972.

- Moser-Rath, Elfriede (Hrsg.): *Deutsche Volksmärchen. Die Märchen der Weltliteratur*. Düsseldorf/ Köln, 1966.
- Müller, Elisabeth: *Das Bild der Frau im Märchen: Analysen und erzieherische Betrachtungen*. München, 1986.
- Müller, Ferdinand/Ludwig, Curt/Dehio, Hanna: *Proverbi italiani/Italienische Sprichwörter. Zweisprachig. Gesammelt und übersetzt*. München, 1978.
- Nettling, Astrid: „Denn die Gegenseite der Wahrheit hat hunderttausend Gesichter – Betrachtungen über die Lüge“. Manuskript der Sendung aus dem Deutschlandfunk vom 07.11.2008.
- Newmark, Catherine: *Passion – Affekt – Gefühl. Philosophische Theorie der Emotionen zwischen Aristoteles und Kant*. Hamburg, 2008.
- Nietzsche, Friedrich: „Aus hohen Bergen“. In: ders.: *Werke in drei Bänden*. hrsg. von Karl Schlechta. Bd. 2. München, 1954.
- Nietzsche, Friedrich: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“. In: ders.: *Werke in drei Bänden*. hrsg. von Karl Schlechta. Bd. 1. München, 1965.
- Nietzsche, Friedrich: „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne“. In: ders.: *Werke in drei Bänden*. hrsg. von Karl Schlechta. Bd. 3. München, 1982.
- Novalis: *Fragmente*. 1. vollst. geordnete Ausgabe. hrsg. von Ernst Kamnitzer. Dresden, 1929.
- Orwell, George: *Animal Farm*. London, 1945.
- Pascal, Blaise: *Pensées*. hrsg. von Michel Le Guern. Paris, 2004.
- Platon: *Symposion*. Hamburg, 1975.
- Piaget, Jean: *Psychologie der Intelligenz*. Mit einer Einführung von Hans Aebli. Freiburg, 1974.
- Piaget, Jean/Inhelder, Bärbel: *Die Psychologie des Kindes*. München, 1986.
- Piaget, Jean: *Das Weltbild des Kindes*. München, 1994.
- Psaar, Werner/Klein, Manfred: *Wer hat Angst vor der bösen Geiß? Zur Märchendidaktik und Märchenrezeption*. Braunschweig, 1976.
- Ranke, Kurt (Begr.)/Brednich, Rolf Wilhelm (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. Bd. 1-14. Berlin, 1977-2008.
- Rein, Wilhelm (Hrsg.): *Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik*. Bd. 1-10. Langensalza, 1903-1911.
- Riedel, Gertrude: „Modernes Kind – Traditionelles Märchengut. Märchen – Ein positives Element in der Erziehung?“. Diss. Wien, 1998. S. 131.

- Ritter, Joachim (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Völlig neubearb. Ausg. des „Wörterbuchs der philosophischen Begriffe“ von Rudolf Eisler. Basel, 1971-2007. Bd. 1-13.
- Röhrich, Lutz: *Märchen und Wirklichkeit*. Wiesbaden, 1974.
- Röhrich, Lutz: „Der Arme und der Reiche“. In: Ranke (Begr.)/Brednich (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens*. Bd. 1. Berlin/New York, 1977.
- Röhrich, Lutz: „Bewährungsprobe“. In: Ranke, Kurt (Begr.)/Brednich, Rolf Wilhelm (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens*. Bd. 2. Berlin/New York, 1979. S. 274-279.
- Röhrich, Lutz (Hrsg.): *Wage es den Frosch zu küssen. Das Grimmsche Märchen Nr. 1 in seinen Wandlungen*. Köln, 1987.
- Rölleke, Heinz: „Die Frau in den Märchen der Brüder Grimm. Vortrag“. In: Früh, Sigrid/Wehse, Rainer (Hrsg.): *Die Frau im Märchen*. Kassel, 1985.
- Rölleke, Heinz: „Daß unsere Märchen auch als ein Erziehungsbuch dienen. ‚Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm‘: Aufnahme und Veränderungen der Märchengestalte und ihrer Intentionen“. In: Wardetzky, Kristin/Zitzlsperger, Helga (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute. Bd. 2: Didaktische Perspektiven*. Rheine, 1997.
- Rölleke, Heinz: *Die Märchen der Brüder Grimm. Eine Einführung*. Trier, 2004.
- Rösch, Erich: *Der getreue Johannes. Eine vergleichende Märchenstudie*. Helsinki, 1928.
- Rousseau, Jean-Jaques: *Emile oder Über die Erziehung*. Herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Martin Rang. Unter Mitarbeit des Herausgebers aus dem Französischen übertragen von Eleonore Sckommodau. Stuttgart, 1963.
- Rusch-Feja, Diann: „The portrayal of the maturation process of girl figures in selected tales of the Brothers Grimm (Die Darstellung des Reifeprozesses von Mädchenfiguren in ausgewählten Geschichten der Brüder Grimm)“. Dissertation Graduate School of State University of New York at Buffalo, 1986.
- Sahr, Michael: *Um der Kinder und der Märchen willen! Analysen und didaktische Vorschläge zu acht Grimmschen Märchen in originaler und veränderter Form*. Kallmünz, 1995.
- Saint Exupéry, Antoine de: *Der kleine Prinz*. Düsseldorf, 2008.
- Schelling, Friedrich Wilhelm Josef von: „Philosophie der Mythologie in drei Vorlesungsnachschriften. 1837/1842.“ In: Vieweg, Klaus/Danz, Christian (Hrsg.): *Philosophie der Mythologie und Philosophie der Geschichte*.

- Schelling (1837/1842) und Hegel (1830/1831).* München, 1996 (2 Bde.) [Unter Mitarbeit von Georgia Apostopoulou].
- Scherf, Walter: „Das Kind als Rezipient des Märchens“. In: Dinges et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. 1986. S. 61-78.
- Scherf, Walter: *Märchenlexikon*. Berlin, 2004. (Digitale Bibliothek, Bd. 90).
- Schleiermacher, Friedrich: „Pädagogische Schriften.“ In: Platz, Carl (Hrsg.): *Schleiermacher's pädagogische Schriften. Mit einer Darstellung seines Lebens*. Langensalza, 1902.
- Schliephacke, Bruno P.: *Märchen, Seele und Sinnbild. Neue Wege zu altem Wissen*. Münster, 1974.
- Schmalohr, Emil: *Frühe Mutterentbehrung bei Mensch und Tier. Entwicklungspsychologische Studie zur Psychohygiene der frühen Kindheit*. München, 1968.
- Shakespeare, William: *Henry IV. Parts I and II*. hrsg. von G.K. Hunter. London, 1970.
- Speck, Otto: *Erziehung und Achtung vor dem Anderen. Zur moralischen Dimension der Erziehung*. München, 1996.
- Sutermeister, Otto (Hrsg.): *Kinder- und Haussmärchen aus der Schweiz*. Aarau, 1968.
- Tausch, Anne-Marie: „Einige Auswirkungen von Märcheninhalten“. In: *Psychologische Rundschau* 18 (2), 1967, S. 104-116.
- Tetzner, Reiner/Wittmeyer, Uwe: *Griechische Götter- und Heldensagen. Nach den Quellen neu erzählt*. Stuttgart, 2008.
- Ulreich, Astrid: „Märchen in erzieherischer Bedeutung: Hilfe zum Erkennen der Welt?“. Dissertation Wien, 1983.
- Vergilius, Maro Publius: *Aeneis. lat.-dt.* In Zusammenarbeit mit Maria Götte hrsg. u. übers. von Johannes Götte. Mit e. Nachw. von Bernhard Kytler. München und Zürich, 1988.
- Wardetzky, Kristin/Zitzlsperger, Helga (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht heute. Bd. I: Beiträge zu Bildung und Lehre. Bd. II: Didaktische Perspektiven*. Rheine/Baltmannsweiler, 1997.
- Wenger-Hadwig, Angelika (Hrsg.): *Schule zwischen Disziplin und Freiheit*. Innsbruck/Wien, 2000.
- Wilde, Oscar: „Salomé“. In: ders.: *The writings of Oscar Wilde*. Bd. 11. London (u.a.), 1907.
- Winzer, Johannes: „Die ungleichen Kinder Evas in der Literatur des 16. Jhs“. Dissertation Greifswald, 1908.

Wittgenstein, Ottokar Graf von: *Märchen, Träume, Schicksale*. Düsseldorf/Köln, 1965.

Ziller, Tuiskon: „Über den Märchenunterricht“. In: *Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik (JbwP)* 1, 1869.

Ziller, Tuiskon: „Gesinnungsunterricht der Sternthaler“. In: *Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik (JbwP)* 3.

Zitzlsperger, Helga: „Kreativer Umgang mit Märchen in der Grundschule“. In: Dinges et al. (Hrsg.): *Märchen in Erziehung und Unterricht*. 1986. S. 99-114.